

Braunschweigische Heimat



1978

64. Jahrgang · Heft 1 · März

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz

Druck: Wolfenhaus-Buchdruckerei und Verlag Braunschweig

235

Inhaltsverzeichnis

Ostfällische Osterbräuche in Vergangenheit und Gegenwart. Ältere Berichte und neuere Erhebungen (1) Von Dr. W. Flechsig, Hagenring 6, 3300 Braunschweig	1
Ein Ausruf aus dem Braunschweigischen. Von Dr. M. Wiswe, J.-Hofmann-Weg 4, 3300 Braunschweig	8
Die Kurrende von Lengede. Von O. Meier, An der Realschule 4, 3321 Lengede	11
Die Braunschweiger Innenstadt als Testobjekt für neuzeitliche Stadtforschung. Zu einer Befragungsaktion des Instituts für Stadtbauwesen der TU Braunschweig. Von Prof. Dipl.-Ing. H. Habekost, 3300 Braunschweig, Pockelstraße 4, Lehrstuhl für Stadtbauwesen	12
Die Armen von Oberlutter. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines braunschweigischen Dorfes. Von H. Röhr, Pastorenkamp 13, 3307 Königslutter	15
Das Wappen der Stadt Gandersheim. Von Dr. K. Kronenberg, Hildesheimer Straße 2, 3353 Bad Gandersheim	19
Verborgene historische Stätten. Die Luersburg bei Rieseberg. Von Dr. H. A. Schultz, Fuchsweg 11, 3300 Braunschweig	25
Die steinzeitlichen Funde um Winnigstedt. Von B.-U. Meyer, Lessingstraße 1, 3320 Salzgitter-Lebenstndt	27
Der Braunschweigische Verein für Heimatschutz im Jahre 1977	29
Neues heimatliches Schrifttum	30
Postscheckkonto des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz: Hannover Nr. 440 65-308.	
Bankkonto: Norddeutsche Landesbank Nr. 11 16 90, Braunschweig.	

**Sich regen
bringt Segen.**



Sonderberatung:



Darum sollten Sie jetzt mit mir sprechen:

Dieter Le Plat
 Tiergarten 102
Braunschweig
 Tel. 0531/511681

Ich besuche Sie auch gerne zu Hause.

31. März ist Wüstenrot-Tag.

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

64. Jahrgang

März 1978

Heft 1

Ostfälische Osterbräuche in Vergangenheit und Gegenwart

Ältere Berichte und neuere Erhebungen

Von Werner Flechsig

1. Das Osterfeuer

Zu Beginn unseres Jahrhunderts hatte R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde als erster über Osterfeuerbräuche im Braunschweigischen berichtet und dabei auch auf die frühesten Nachrichten von Osterfeuern im Braunschweigischen bei Gandersheim und Hasselfelde aus dem 16. Jahrhundert hingewiesen ¹⁾. Nach Andree haben sich dann nicht wenige andere Heimatforscher in volkskundlichen Werken, Ortschroniken und Aufsätzen für Heimatzeitschriften oder Tageszeitungen mit dem Osterfeuer in verschiedenen ostfälischen Orten befaßt, darunter hauptsächlich H. Sohnrey für den Solling ²⁾, L. Wille für das Harzgebiet ³⁾, K. Wüstefeld für das Eichsfeld ⁴⁾, H. Pinkernelle für den Kreis Helmstedt ⁵⁾, C. Brandt für Groß Schwülper im Kr. Gifhorn ⁶⁾, W. Lampe für das westliche Vorland des Harzes ⁷⁾, A. Herr für Bad Grund ⁸⁾, O. Rohkamm für Schlewecke bei Bad Harzburg ⁹⁾ und Fr. Tacke für Halchter bei Wolfenbüttel ¹⁰⁾. Diese und andere Veröffentlichungen über das Osterfeuer ließen nicht nur erkennen, daß die von Andree mitgeteilten Merkmale des Osterfeuerbrauchtums weit über die nähere Umgebung Braunschweigs hinaus auch in anderen Gegenden Ostfalens bekannt waren, sondern brachten auch manche wichtige Einzelheiten der Vorbereitung, Durchführung und Nachwirkung des Osterfeuers zur Sprache, die Andree nicht erwähnt hatte. Dazu gehören Schilderungen der verschiedenen Aufbauarten der Brennstoffhaufen für das Osterfeuer, wie sie besonders anschaulich von W. Lampe, L. Wille und O. Rohkamm geboten wurden, und die Hinweise darauf, daß jedes Dorf im Wettstreit mit den Nachbardörfern bemüht war, nicht nur das größte und am weitesten sichtbare Feuer zu haben, sondern auch das am spätesten in der Nacht entzündete. Dieser letztgenannte Wettbewerbsgedanke erscheint uns heute unverständlich, ja widersinnig, weil wir geneigt sein würden, demjenigen Dorf den Preis zuzuerkennen, das seine Osterfeuer zuerst zu entfachen vermochte, doch wird jenem Streben nach „Spätzündung“ ursprünglich gewiß ein tieferer, kultisch begründeter Sinn zugrundegelegt haben, der uns leider nicht überliefert wurde. Um den gewünschten Zweck zu erreichen, waren jedenfalls die für den Aufbau des Osterfeuerhaufen verantwortlichen Jugendlichen in vielen Dörfern bemüht, die Haufen der Nachbardörfer heimlich vorzeitig anzuzünden, und suchten sich gegen entsprechende Attentate der Nachbarn dadurch zu schützen, daß sie vor Ostern Tag und Nacht Wachen bei ihrem eigenen Haufen ausstellten.



Holzstoß für das Osterfeuer bei Goslar

aus: Becker, A.: Osterei und Osterhase. 1937

Ein anderes Mittel, sich selbst die Spätzündung im Wettstreit mit den Nachbardörfern zu sichern, wurde 1925 aus Hunzen im Kr. Holzminden mitgeteilt¹¹⁾. Es bestand darin, daß man abseits vom eigenen Osterfeuerplatz ein schnell aufflammendes und schnell wieder verlöschendes Scheinfeuer aus Tannhecke, Stroh oder anderen, wenig nachhaltigen Brennstoffen anzündete, das man „*Targefeuer*“, d. h. Neck- oder Lockfeuer, nannte. Man hoffte dadurch zu bewirken, daß die irregeführten Nachbardörfer nunmehr ihre Osterfeuer auch in Brand setzten, und ließ dann erst, nachdem das geschehen war, das eigene richtige Feuer als letztes folgen, um den Sieg im Wettbewerb zu erringen. Dasselbe berichtete Sohnrey aus Uslar im Kr. Northeim¹²⁾.

Noch bemerkenswerter als dieser wohl schon seit Jahrzehnten zum bloßen Schabernack abgesunkene Zug des Osterfeuerbrauchtums ist aber unter den von Andree noch nicht erwähnten Osterfeuerbräuchen Ostfalens das Fackelschwingen und das Hinabrollen brennender Teertonnen vom erhöhten Osterfeuerplatz. Um die Verbreitung dieser beiden Bräuche in Ostfalen festzustellen, fragte ich danach in Brauchtumsfragebogen, die 1943 vom Braunschweigischen Landes-Kulturverband an die Dörfer des damaligen Landes Braunschweig (mit dem Kr. Goslar, aber ohne den Kr. Holzminden) und 1961 vom Braunschweigischen Landesmuseum an rund 450 Dörfer in den Verwaltungs- bzw. Regierungsbezirken Braunschweig, Hildesheim, Hannover, Lüneburg und Magdeburg verschickt wurden. Wie zu erwarten war die Ausbeute nicht sehr groß, da es sich um schwindende Überlieferungen handelte und überdies längst nicht alle Orte des Untersuchungsgebietes zur Befragung herangezogen werden konnten. Dennoch waren die erhaltenen Auskünfte zahlreich und nach Inhalt wie nach landschaftlicher Verbreitung interessant genug, um sie der volkskundlichen Forschung hier zugänglich machen zu sollen.

Osterfeuerfackeln

Das **Fackelschwingen** rings um das Osterfeuer kannten als lebendigen oder früher geübten Brauch im Kreis Helmstedt 28 Orte, im Kr. Gifhorn 3, im Kr. Braunschweig 20, im Kr. Wolfenbüttel 35, im Stadtkr. Salzgitter 9, im Kr. Goslar 31, im Kr. Peine 10, im Kr. Hildesheim-Marienbourg 8, im Kr. Alfeld 4, im Kr. Gandersheim 63, im Kr. Holzminden 8, im Kr. Einbeck 10, im Kr. Osterode 2, im Kr. Zellerfeld 4, im Altkr. Blankenburg (West und Ost) 31. Die verhältnismäßig niedrigen Belegzahlen aus den Kreisen Gifhorn, Peine, Hildesheim-M., Alfeld, Holzminden, Einbeck und Osterode könnten den Anschein erwecken, als ob das Fackelschwingen dort weniger gebräuchlich gewesen sei als im Raum zwischen Innerste und oberer Aller, doch täuschen die statistischen Befunde wohl insofern, als in den nicht braunschweigischen Landesteilen einschließlich des 1943 nicht abgefragten, ehemals braunschweigischen Kr. Holzminden das Erhebungsnetz 1961 längst nicht so engmaschig war wie 1943 innerhalb der damaligen Grenzen des Landes Braunschweig. Es kann vielmehr aus den Ergebnissen des Kr. Gandersheim von 1943 und 1961 geschlossen werden, daß zwischen Oker und Weser das Fackelschwingen während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ganz allgemein noch viel stärker lebendig war als östlich der Oker. Diese Vermutung liegt um so näher, als auch sonst ein deutliches Gefälle in der Bewahrung alter Überlieferungen von West nach Ost und von Nord nach Süd sowohl hinsichtlich des Volksbrauchtums wie hinsichtlich des mundartlichen Wortschatzes festzustellen ist.

Leider erst 1961 fragte ich auch nach dem Material, aus dem die Osterfackeln bestanden, und dementsprechend lückenhaft waren die eingegangenen Auskünfte darüber. Immerhin ließ sich aber doch noch folgendes in Umrissen erkennen: Gekaufte Fackeln aus Feuerwerksfabriken verwandte man in Bornum am Elm neben selbstgefertigten Fackeln, die aus einem Holzstiel mit darauf gesteckter kleiner Teer- oder Wagenschmeertonne bestanden. Solche gestielten Tonnen wurden auch aus Groß Gleidingen im ehemaligen Landkr. Braunschweig und auch aus Salzgitter-Hallendorf gemeldet. In Groß Elbe, Kr. Wolfenbüttel, stellte man Fackeln aus Schinkenbrettern her, die man in der Mitte und an den vier Ecken durchbohrt hatte; in das mittlere Loch steckte man von unten einen Stiel als Handgriff und von oben eine Kerze, während die vier Ecklöcher zur Aufnahme von Stäben bestimmt waren, um die man mit Fett getränktes und dadurch leicht brennbares Seidenpapier gewickelt hatte. So konnte man an einem Stiel zugleich fünf Brände durch die Luft schwenken. In Leiferde, Kr. Gifhorn, Wense und Wipshausen, Kr. Peine, mußten ausgediente Besenstiele als Fackeln herhalten. Im übrigen stellte man aber wohl meist die Fackeln für das Osterfest eigens aus passenden Jungholzstämmchen von Hainbuche — so in Königsdahlum, Kr. Hildesheim-M. — oder Fichte — so in Schlewecke bei Bad Harzburg, in Dassel und Lüthorst, Kr. Einbeck, und Wiershausen, Kr. Osterode, her. Solche von Waldarbeitern, Köhlern oder Holzhandwerkern gefertigten Fackeln reichten Schulkindern, die sie trugen, nicht selten über den Kopf, wie ein Bild aus Volkersheim im Kr. Gandersheim ausweist¹³⁾, und dem entspricht auch eine Originalfackel von 1938 aus Bad Gandersheim, die im Braunschweigischen Landesmuseum aufbewahrt wird, mit einer Länge von 167 cm. Nach L. Hille gab es in Scharzfeld am Süharz sogar Osterfackeln von 2 m Länge¹⁴⁾. Fackeln dieser Art wurden dadurch in einen leicht brennbaren Zustand versetzt, daß sie der Länge nach



Kinder mit Osterfackeln in Volkersheim bei Bockenem

Archivfoto: Braunschw. Landesmuseum

ringsum mit Riefen versehen wurden, in die man Hobelspäne, Hede, Baumharz (so nach Sohnrey im Solling) oder Feuerschwamm (so in Abbenrode am Elm, Gr. Gleidingen und Salzdettfurth, Kr. Hildesheim-M.) klemmte. In Othfresen, Kr. Goslar, wo die Osterfackel „Pålfackele“ genannt wurde, füllte man die Spalten mit Hobelspänen, Hede und Wagenschmeer und tränkte das Ganze mit Teer. In Eischott, Kr. Helmstedt, hieß die Osterfackel „Queste“, vermutlich deshalb, weil sie ähnlich wie die abgebildeten Fackeln in Volkersheim an der Spitze mit Büscheln des Stopfmateri als versehen war. Es ist dasselbe Wort mit der Bedeutung ‚Quaste‘, wie es vom österlichen „Questenfest“ bei Questenberg im Ostharz bekannt ist.

Nach Berichten in der ‚Spinnstube‘ von 1925 wurden die verkohlten Stümpfe der abgebrannten Osterfackeln in Bernshausen und Bilshausen, Kr. Duderstadt, Osterode am Harz und Dannhausen, Kr. Gandersheim, vom Osterfeuerplatz mit nach Hause genommen und dort bis zum nächsten Osterfest als zauberisches Schutzmittel gegen Blitzschlag aufbewahrt¹⁵⁾. Auch Sohnrey kannte diesen Brauch aus dem Solling¹⁶⁾. Das gleiche wurde mir 1961 aus Walkenried am Südhaz im ehemaligen Kr. Blankenburg und aus Hullersen im Kr. Einbeck mitgeteilt. Es handelt sich dabei anscheinend um einen Überrest mythischer Vorstellungen, der auf den Zusammenhang des Osterfeuers mit der vorchristlichen Verehrung des Gewitter- und Vegetationsgottes Donar hinweist. Eine deutliche Beziehung der Osterfeuer zu Donar, dem die germanische Mythologie den Bock bzw. Widder

als heiliges Tier zugesellte, sahen namhafte Forscher auch in der ostfälischen Bezeichnung der Osterfeuerplätze als *B(l)ockshörn*, *B(l)ockshörnbarch*, *-klippe*, *-schanze* oder ähnlich. Eine abweichende Deutung dieser Flurnamen durch den Romanisten Th. Heinemann wurde von W. Burghardt 1961 in der ‚Braunschweigischen Heimat‘ mit guten Gründen als sprachlich wie sachlich abwegig widerlegt¹⁷⁾, so daß man die so benannten Osterfeuerplätze in Ostfalen weiterhin als ehemalige Donarkultstätten gelten lassen darf. Über die schon vor Jahrzehnten von E. Jakobs¹⁸⁾, R. Andree¹⁹⁾, E. Damköhler²⁰⁾ und W. Grosse²¹⁾ zusammengestellten Belege für den Flurnamen *B(l)ockshorn* und seine Zusammensetzungen hinaus ließ sich inzwischen ihre Zahl erheblich vermehren durch neuere Flurnamensammlungen und vor allem durch die Umfrage nach Flurnamen für „Anhöhen, wo das Osterfeuer abgebrannt wurde“, in Mundartfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums von 1959 und 1962. Erfast werden konnten auf diese Weise bisher insgesamt 83 Belege für *Bockshörn* und seine Zusammensetzungen mit *-barch* usw. sowie 54 für *Blockshörn* und seine Zusammensetzungen in Ostfalen. Die ersteren verteilen sich auf die Kreise Haldensleben (1), Wanzleben (4), Staßfurt (2), Quedlinburg (3), Halberstadt (4), Wernigerode (5), Wolfenbüttel (11), Helmstedt (5), Gifhorn (2), Braunschweig (10), Stadt Salzgitter (6), Goslar (4), Peine (4), Hildesheim-Marienburg (1), Alfeld (4), Gandersheim (5), Hannover (1), Hameln-Pyrmont (2), Holzminden (5), Einbeck (1), Osterode (1), Zellerfeld (1) und Blankenburg-West (1). Die Belege für *Blockshorn* usw. fanden sich in den Kreisen Wanzleben (4), Staßfurt (1), Aschersleben (1), Halberstadt (1), Haldensleben (2), Oschersleben (1), Wolfenbüttel (4), Helmstedt (3), Gifhorn (4), Braunschweig (3), Stadt Salzgitter (1), Goslar (3), Hildesheim-M. (4), Celle (2), Burgdorf (2), Neustadt a. Rb. (2), Nienburg (1), Hannover (1), Springe (2), Alfeld (3), Hameln-P. (2), Holzminden (2), Einbeck (2) und Osterode (2). Das Verbreitungsgebiet der beiden Namensgruppen, von denen die zweite wohl durch volksetymologische Angleichung an „Block“ verballhornt wurde, reicht also von der Magdeburger Börde im Osten bis zum Weserbergland im Westen und von Südharz bis zu den Kreisen Gifhorn, Celle, Burgdorf, Neustadt und Nienburg im Norden, umfaßt demnach den ganzen ostfälischen Kulturkreis.

Teertonnenrollen

Die älteste bisher bekannte Nachricht über die Verwendung von Teertonnen beim Osterfeuer in Ostfalen stammt von 1601/02, als in einer Amtsrechnung der Grafschaft Wernigerode „9 groschen Thomas Hofchen (*alias* Weinschenke) zur Teertonnen zum Bockshorn“ verbucht wurden²²⁾. E. Damköhler wies im Zusammenhang mit dieser Angabe darauf hin, daß im Hildesheimischen und bei Ilfeld am Südharz Teertonnen von den erhöhten Osterfeuerplätzen hinabgerollt wurden. Dasselbe berichtete K. Wüstefeld aus dem Eichsfeld²³⁾. Schon 1848 hatten A. Kuhn und W. Schwartz ohne nähere Bezeichnung der Gegend erwähnt, daß dort, wo Höhen sind, zu Ostern „gewöhnlich brennende Teerfässer hinabgerollt“ wurden²⁴⁾. Fast 100 Jahre später berichtete E. Isensee darüber, daß dieser Brauch in Börnecke bei Blankenburg am Ostharz noch bis zu Beginn der 1920er Jahre lebendig gewesen sei²⁵⁾. Diese Nachricht ermutigte mich, 1943 im Brauchtumsfragebogen des Br. Landes-Kulturverbandes auch nach dem österlichen Teertonnenrollen zu fragen, und erfuhr auf diese Weise, daß damals das Teertonnenrollen noch in 68 braunschweigischen Orten bekannt, wenn auch zum Teil schon

vor dem Ersten Weltkrieg abgekommen war. Beteiligt waren an diesem Ergebnis die Kreise Blankenburg mit 6, Helmstedt mit 10, Braunschweig mit 16, Wolfenbüttel mit 21, Stadt Salzgitter mit 2, Goslar mit 5 und Gandersheim mit 8 Orten. Durch den Brauchtumsfragebogen von 1961 kamen noch 29 weitere Belegorte hinzu, und zwar 5 aus dem Kr. Wolfenbüttel, 1 aus dem Kr. Gifhorn, 3 aus dem Stadtkr. Salzgitter, 2 aus dem Kr. Peine, 3 aus dem Kr. Hildesheim-M., 6 aus dem Kr. Gandersheim, 3 aus dem Kr. Holzminden und 6 aus dem Kr. Einbeck. Nur aus wenigen ostfälischen Orten ist neben dem Rollen brennender Teertonnen oder statt dessen das Hinabrollen von Rädern bezeugt, die vermutlich wie die bekannten „Feuerräder“ von Lügde im ostwestfälischen Kr. Höxter mit brennendem Stroh zwischen den Speichen ausgestattet waren. L. Wille erwähnte sie für die Halberstädter Gegend²⁶⁾, E. Isensee aus Börnecke²⁷⁾. Dazu kamen 1961 noch entsprechende Hinweise aus den Brauchtumsfragebogen für Dielmissen im Kr. Holzminden sowie Avendshausen und Hullersen im Kr. Einbeck. Wegen der sinnbildlichen Bedeutung des Speichenrades als Zeichen der Sonnenscheibe und des Jahreskreises in alter Zeit darf wohl angenommen werden, daß die Verwendung rollender Feuerräder beim Osterfeuer das Ursprünglichere war und erst später durch die Verwendung brennender Teertonnen ersetzt wurde. Für diesen Wandel mag es eine Rolle gespielt haben, daß ausgediente Teer- oder Wagenschmeer-tonnen leichter und billiger zu haben waren als aufwendige, eigens für Ostern vom Wagenbauer hergestellte Speichenräder.

Gesundheitspflege mit Feuer und Asche

Der von Andree nicht erwähnte Brauch der jungen Leute, die Flammen des niedergebrannten Osterfeuers einzeln oder paarweise zu überspringen, ließ sich durch den Brauchtumsfragebogen von 1961 noch für 49 ostfälische Orte nachweisen, und zwar für 1 im Kr. Helmstedt, 2 im Kr. Gifhorn, 2 im Kr. Braunschweig, 5 im Kr. Wolfenbüttel, 7 im Kr. Goslar, 4 im Stadtkr. Salzgitter, 6 im Kr. Peine, 1 im Kr. Celle, 5 im Kr. Hildesheim-M., 6 im Kr. Gandersheim, 1 im Kr. Alfeld, 4 im Kr. Holzminden, 4 im Kr. Einbeck und 1 im Kr. Zellerfeld. Es bestätigte sich hier wieder die schon bei der Erörterung der Osterfackeln erwähnte Beobachtung, daß schwindende Überlieferungen im westlichen Ostfalen meist zäher bewahrt werden als östlich der Oker. Dabei wurde aus Mascherode bei Braunschweig und Delligsen im Kr. Gandersheim angegeben, daß nur die männlichen Jugendlichen sprangen, wie es auch im Eichsfeld üblich war²⁸⁾, doch kann das nicht die Regel gewesen sein, da O. Rohkamm ausdrücklich die Teilnahme der Mädchen beim Springen über das Schlewecker Osterfeuer erwähnt²⁹⁾. Diese Sprünge, in neuerer Zeit wohl nur noch als Mutprobe empfunden, waren ursprünglich zweifellos kultische Handlungen zur Erhaltung oder Wiederherstellung körperlicher Gesundheit durch Berührung mit Glut und Rauch des Feuers, dessen keimtötende und konservierende Kraft man ja seit uralter Zeit vom Räuchern der Nahrungsmittel kannte. Dieselbe Vorstellung lag ja auch dem von Andree³⁰⁾, Damköhler³¹⁾ und Andersen³²⁾ beschriebenen Brauch des Notfeuers oder wilden Feuers zugrunde, durch das bei einer drohenden oder ausgebrochenen Viehseuche die Haustiere getrieben wurden, um sie vor Ansteckung zu bewahren und zu immunisieren.

Aber nicht nur der Flamme des Osterfeuers wurden solche gesundheitsfördernde Kräfte zugeschrieben, sondern auch seiner Asche, und zwar sowohl in deren äußerlicher wie innerlicher Anwendung. Wenn man nach dem Niederbrennen des Feuers den Ruß des verkohlten Holzes mit den Händen abwischte und einander mit den rußigen Händen durchs Gesicht fuhr, so galt dieses Schwarzmachen in der Neuzeit gewiß nur als Spaß ³³⁾, zumal dort, wo wie nach Ausweis der Fragebogen von 1961 in Böckelse, Kr. Gifhorn, Abbensen, Kr. Peine, Schulenburg und Sieber, Kr. Zellerfeld, nur Mädchen oder auch junge Frauen von den männlichen Jugendlichen geschwärzt wurden. Ursprünglich dürfte es sich jedoch um eine Schutzmaßnahme gehandelt haben, die jeder jedem erwies, sei es unmittelbar zur Pflege der Gesundheit, sei es zur Unkenntlichmachung vor bösen Geistern. Der Glaube an die heilsame Wirkung der Osterfeuerasche war dagegen dort noch bis in die Neuzeit lebendig, wo man nach Andrees Angabe Asche ins Trinkwasser der Haustiere schüttete, um sie vor Seuchen zu bewahren ³⁴⁾. Dasselbe berichtete Wille aus dem Harzgebiet ³⁵⁾. In Walkenried am Südharz, Opperhausen südlich von Bad Gandersheim und Hullersen im Kr. Einbeck pflegte man nach Auskunft der Brauchtumsfragebogen von 1961 die nach Hause mitgenommenen verkohlten Fackelstümpfe in den Steintrog zu stellen, wo das fetthaltige Spülwasser der Küche für den Schweinetrunk gesammelt wurde, damit sich die Asche mit der Flüssigkeit vermischte und, von den Schweinen verzehrt, deren Freßlust steigerte und gesundheitliche Schäden von ihnen abwandte.

¹⁾ R. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901, S. 337 und 88 (hier Stichwort „Bockshorn“. — ²⁾ H. Sohnrey, Die Sollinger. 2. Aufl. Berlin 1936, S. 91 ff. — ³⁾ L. Wille, Harzer Volkskunde. Teil I, Heft 8 (Sitte und Brauch im Jahreslauf). Magdeburg 1937, S. 40 ff. — ⁴⁾ K. Wüstefeld, Eichsfelder Volksleben. Duderstadt 1919, S. 77 f. — ⁵⁾ H. Pinkernelle, Unsere Heimat. Sagen, Bräuche und Volksreime des Kreises Helmstedt. Helmstedt 1951, S. 132 ff. — ⁶⁾ C. Brandt, Schwülper. Ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte. Hildesheim 1912, S. 443. — ⁷⁾ W. Lampe, Vom Osterfeuer im westlichen Vorlande des Harzes (Zeitschr. „Die Spinnstube“ I, 1924, Nr. 13. — ⁸⁾ A. Herr, Osterfeuer in Bad Grund (Spinnstube IV, 1927, S. 118 f.). — ⁹⁾ O. Rohkamm, Uosterfuier vor'en Harze (Braunsch. Heimat 45, 1959, S. 33 f.). — ¹⁰⁾ Fr. Tacke, Dat Osterfuier in Halchter (Braunsch. Heimat 55, 1969, S. 41). — ¹¹⁾ N. N., Ostersitten in Hunzen (Spinnstube III, 1926, 2. 206). — ¹²⁾ wie Anm. 2; hier S. 95. — ¹³⁾ Fr. Freitag, Vom Hainberg zum Weinberg. Geschichtsbilder aus dem Ambergau. Volkersheim 1952, S. 141. — ¹⁴⁾ wie Anm. 3; hier S. 41. — ¹⁵⁾ „Spinnstube“ II, 1925, S. 349, 366 und 383. — ¹⁶⁾ wie Anm. 2; hier S. 94. — ¹⁷⁾ W. Burghardt, Das Osterfeuer und die ostfälischen Blockshorenberge (Braunsch. Heimat qahrg. 47, 1961, S. 39 ff.). — ¹⁸⁾ E. Jakobs, Über verschiedene, meist dem Mittelalter entstammende öffentliche Darstellungen, Aufführungen und Gebräuche in der Grafschaft Wernigerode (Zeitschr. des Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde Jahrg. I, 1868, S. 99 ff.); hier S. 105. — Derselbe, Der Brocken und sein Gebiet. 2. Hälfte (Ztschr. d. Harzv. Jahrg. III, S. 755 ff.); hier S. 785 u. 855. — ¹⁹⁾ wie Anm. 1; hier S. 88 (Stichwort „Bockshorn“). — ²⁰⁾ Ed. Damköhler, Beiträge zur Volkskunde des Harzes (Archiv f. Landes- u. Volkskunde der Prov. Sachsen nebst angrenzender Landesteile 1912, S. 57 ff.). — ²¹⁾ W. Grosse, Geschichte der Stadt und Grafschaft Wernigerode in ihren Forst-, Flur- und Straßennamen. Wernigerode 1929; hier S. 46 f. (Stichwörter „Blockshorenberg“ u. „Bockshornberg“). — ²²⁾ wie Anm. 20; hier S. 61. — ²³⁾ wie Anm. 4. — ²⁴⁾ A. Kuhn u. W. Schwartz, Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche. Leipzig 1848; hier S. 373 f. — ²⁵⁾ E. Isensee, Vom bäuerlichen Jahreslauf im Harzdorf Börnecke (Braunsch. Heimat 32, 1941, S. 111). — ²⁶⁾ wie Anm. 3; hier S. 42. — ²⁷⁾ wie Anm. 25. — ²⁸⁾ wie Anm. 4. — ²⁹⁾ wie Anm. 9; hier S. 34. — ³⁰⁾ wie Anm. 1; hier S. 427 f. — ³¹⁾ wie Anm. 20; hier S. 63. ³²⁾ Zeitschr. „Spinnstube“ III, 1926, S. 46 u. 382. — ³³⁾ wie Anm. 5; hier S. 134. — ³⁴⁾ wie Anm. 1; hier S. 337. — ³⁵⁾ wie Anm. 3; hier S. 43.

Ein Ausruf aus dem Braunschweigischen

Von Mechthild Wiswe

Köpt! Köpt mick mine Körbe aff,
Ick mot na Hus in vullen Draff ¹⁾,
denn mick sind junge Lüde mött ²⁾,
dei alle Lust tau danzen hett.

Bin ick nich da, wat wilt se daun,
Sei mött sau lange opp en Nägel kaun,
doch kom ick under sei tau gahn,
Sau kennt se kaum vor Freude stahn.

Leg' ick denn los un speele gut;
„Treckt mick mal en Stebbel ut“,
Sau danzt se alle, Grot un Klein,
Et is ne Lust mit antauseihn.

Sau waren denn dit Niejahr mal,
Ick glöw, saun dutzend an der Thal
Dei hette danzet, hette sung
Un na min Speelen rumme sprungen

Hierunder was denn ock en Mann,
Dei sach mick glick vor'n Mester an,
Un as hei mick recht lowet hett,
Vorsprack hei mick denn min Portrett

Un disse Mann hat Wort e holen,
Min Bild is wie ut en Spiegel stohlen,
denn wer et sieht un kennt mick, man,
dei sieh't vor Mannecken Schaper an.

Königsl(utter) d. 12. März 1830. F. Himstedt.

¹⁾ = Trab. — ²⁾ = mött sin = begehren, wünschen.

Ein Denkmal eigener Art ist durch ein Bild und ein plattdeutsches Gedicht einem Körbehersteller und -händler aus Süpplingen bei Helmstedt in der Zeit um 1830 gesetzt worden ¹⁾. „Männecken Schaper“, wie er in der Bildunterschrift genannt wird, betätigte sich auch als Dorfmusikant. Das Blatt steht durch seine Gestaltung in der Tradition einer bestimmten Gattung populärer Druckgraphik, nämlich der Kaufrufe ²⁾. Straßenhändler in den Städten und über die Dörfer ziehende Hausierer gehörten hierzulande — wie ganz allgemein — noch vor etwa 40 Jahren zu den auffallenden, freilich seltenen Erscheinungen. Eine wesentliche Möglichkeit, auf ihr Warenangebot aufmerksam zu machen, bildete der Ausruf. Oft wurde er in melodischem Ton und in gereimten Worten vorgebracht, so wie es etwa Johann Wolfgang von Goethe aufgefallen ist, so wie wir es gelegentlich noch heute beobachten können. Durch ihre Ausstaffierung wirkten die Händler auf die Zeitgenossen oft geradezu als „Originale“. Es verwundert nicht, daß sich Dichter und bildende Künstler in verschiedenen Ländern derart auffallender Gestalten angenommen haben. Die frühesten bekannten Beispiele stammen aus



Korbmacher und Dorfmusikant Schaper aus Süpplingen

Original: Braunsch. Landesmuseum

Rom aus der Zeit um 1580³⁾). Für den norddeutschen Raum hat dieses Genre einen Höhepunkt viel später mit den Arbeiten des Hamburgers Christoffer Suhr erfahren, die seit 1801 erschienen sind. Bei letzteren — wie auch sonst — handelt es sich um eine Serienproduktion. Das Einzelblatt zeigt in der Regel ein oder zwei Figuren mit ihren charakteristischen Waren vor einem oft nur angedeuteten Hintergrund. Unter dem Bild ist zumeist der für den Dargestellten typische Kauf- ruf vermerkt, auf den Hamburger Blättern — wie auch auf denen einer Serie aus Göttingen (1753—59) — in plattdeutscher Sprache⁴⁾). Diese galt in der Zeit nur mehr als Idiom der unteren sozialen Schichten, denen die dargestellten Personen angehörten, und hob diese damit zugleich von der Schicht der gebildeten Bürger ab. In diese Reihe der Kaufrufe gehört die hier erstmals veröffentlichte Feder- lithographie des Körbehändlers, ohne daß eine direkte formale Beziehung zu den bekannten derartigen Darstellungen auszumitteln ist.

Breitbeinig schreitet der Handelsmann einher. Bekleidet ist er mit einer hellen, schon etwas zerrissenen Leinenhose und gleichem Kittel mit rotem Futter

und flachen gelben Knöpfen. Zu seiner Ausstattung gehören weiter das schwarze Halstuch, die blaue Weste und gleichfarbige Strümpfe sowie schwarze Schnallenschuhe und die rote, runde Wintermütze mit Fellbesatz. Das ist in jener Zeit um 1830 die typische Kleidung des Landmannes der unteren sozialen Schichten im Braunschweigischen, wie sie jüngst Werner Flechsig in unserer Zeitschrift beschrieben hat⁵⁾. Außer seiner Handelsware, den Körben, trägt „Männecken Schaper“ seine Geige mit Bogen mit sich als Zeichen seines Musikantentums. Ein Fläschchen in einem der Körbe deutet darauf, daß der Hausierer dem Schnaps nicht abhold war.

Außerordentlich klein ist hinter der Figur eine Landschaft mit einem Ort, wohl Süpplingen, angedeutet. Diese Art der Darstellung ist typisch für zahlreiche „Kaufrufe“. Unser Exemplar ist insofern eine besondere Rarität, als die Unterschrift der aquarellierten Federlithographie „Männecken Schaper“ handschriftlich ergänzt ist durch den ironisierenden Zusatz „Capellmeister und Korbfabrikant in in Süpplingen bei Helmstaedt“ sowie durch den Kaufruf „Köpt! köpt mick mine Körbe aff“ und ein plattdeutsches Gedicht. Der Dargestellte läßt sich übrigens in Süpplingen nachweisen. Es handelt sich um den Häusling und Korbmacher Hennig Christoph Schaper, der am 21. November 1779 als Sohn eines Häuslings in Süpplingen geboren wurde und hier am 22. Oktober 1837, also nicht ganz 58 Jahre alt, an der „Auszehrung“ starb⁶⁾.

Außer dem handschriftlichen Zusatz enthält der Meilenstein vorn im Bild eine Anspielung auf den Heimatort des Korbmachers. Mit einiger Mühe entziffert man darauf „Dat Manken kaim von Süpplingen“.

Wer die Darstellung geschaffen hat, ließ sich bislang nicht klären. Unten rechts ist unter dieser eine nur teilweise leserliche Signatur angebracht, die die Initialen T. P. E. enthält. Unter dem Gedicht stehen das Datum „Königsl(utter) d. 12. März 1830“ und der Name des Verfassers „F. Himstedt“⁷⁾. Es handelt sich um den Bürger, Brauer und Kaufmann Georg Heinrich Friedrich Himstedt (geb. 6. November 1804), Sohn des Amtsvogts J. A. C. Himstedt. Friedrich Himstedt war von 1837 bis 1845 Stadtkämmerer in Königslutter. Er verließ die Stadt damals heimlich, weil er eine Bestrafung wegen aufgedeckter Unstimmigkeiten in seiner Kassenführung zu fürchten hatte.

Mit gutem Humor schildert Himstedt in kunstlosen Reimen aus der Perspektive des Musikanten, wie dieser sein Spiel bewertet und wie es zur Entstehung des Bildes gekommen ist, die der Verfasser miterlebt haben mag. Besonders wird die naturgetreue Wiedergabe des „Männeken“ gelobt. Die Diminutivform „Männchen für den Dargestellten wirkt ironisch in anbetracht der Perspektive der Darstellung, durch die der Hausierer ausgesprochen groß erscheint. Es mag sich da wohl um einen Spitznamen handeln.

¹⁾ Braunsch. Landesmuseum: LMB 13 860, Format 38 x 26 cm. — ²⁾ Vgl. hierzu: Kaufrufe und Straßenhändler. Einzelblätter und Graphikfolgen des 16. bis 19. Jahrhunderts. Ausstellungskatalog. o. O. 1976 (mit weiterführender Literatur). — ³⁾ Kaufrufe und Straßenhändler, a. a. O., S. 5. — ⁴⁾ Vgl. die Angaben bei Beall, Karen F.: Kaufrufe und Straßenhändler. Deutsch v. S. Solf. Hamburg 1975. — ⁵⁾ Vgl. Flechsig, W.: Hauptmerkmale der ostfälischen Volkstracht und deren Verbreitung im 18. Jahrhundert. In: Braunsch. Heimat Jg. 63 (1977), S. 11 ff., S. 55 ff., S. 772 ff. — ⁶⁾ Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel 1 Kb 1097, S. 173; 103 Kb 370, S. 552. — ⁷⁾ Angaben zu F. Himstedt nach brieflicher Auskunft vom 15. 5. 1977 von H.-B. Krieger in Königslutter, wofür auch an dieser Stelle herzlich gedankt sei.

Die Kurrende von Lengede



Die Lengeder Kurrende mit ihrem Gründer Rudolf Kaupsch im Jahre 1969

Foto: O. Meier

Sicherlich ist die Mitteilung von Interesse, daß in der Gemeinde Lengede (Kreis Peine) im Westteil des Verwaltungsbezirks Braunschweig noch heute die „Kurrende“ lebt und aktiv ist.

Ins Leben gerufen wurde diese Gemeinschaft von Mädchen und Jungen im Jahre 1969 durch den damaligen Organisten der evangelischen Kirchengemeinde Lengede, Herrn Rudolf Kaupsch. Er hatte (als Flüchtling) diesen Brauch aus seiner Heimat Sachsen mit herübergebracht und ließ ihn hier aufleben. Ein dunkler Lodenmantel und ein breiter Schulterkragen in Weiß ist die Chortracht der Sänger. Auch Laternen gehören zur Ausstattung der Gruppe.

Zur Bereicherung der Gottesdienste und anderer kirchlicher Handlungen tritt die Sängerschar öffentlich auf. In der Adventszeit erfreut sie die Einwohner mit ihren Liedern auf verschiedenen Plätzen im Orte, meist mit dem kirchlichen Posaunenchor zusammen.

Nach dem Tode von Rudolf Kaupsch führt seit zwei Jahren seine Tochter, Pfarrersfrau Annemarie Rachut, die Kurrende im Sinne des Vaters weiter.

O. Meier

Die Braunschweiger Innenstadt als Testobjekt für neuzeitliche Stadtforschung

**Zu einer Befragungsaktion des Instituts für Stadtbauwesen
der Technischen Universität Braunschweig**

Von Heinrich Habekost

In der Zeit vom 19. September bis 8. Oktober 1977 konnte man in der Innenstadt Braunschweigs an vielen Stellen junge Leute beobachten, die mit Fragebögen versehen Passanten anhielten und diese bezüglich ihrer Person und ihrer Tätigkeiten befragten. Etwa jeder 100. Innenstadtbesucher ist angesprochen worden, und der allergrößte Teil hat bereitwillig Auskunft erteilt. Die Interviewer waren durch die Technische Universität Braunschweig legitimiert; die Ergebnisse der Befragung sollen die Unterlage für wissenschaftliche Aussagen über Verhaltensweisen von Besuchern der Innenstadt liefern.

Was steht hinter dieser Aktion, wo stecken die Probleme und in welcher Richtung werden Lösungen gesucht?

In allen unseren Großstädten — und nicht nur in Deutschland — hat sich in den letzten Jahrzehnten in den Innenstädten ein struktureller Wandel vollzogen. Wirtschafts-, Bevölkerungs- und Sozialstrukturen sowie auch das Bevölkerungsverhalten haben sich verändert. Sichtbaren Ausdruck findet dieser Vorgang in der Veränderung der Flächennutzung in der Innenstadt und vor allem auch im Umfang und in der Art der Verkehrsströme. Typische Symptome dieses Strukturwandels sind

- die Abwanderung der Wohnnutzungen in die Randbereiche der Stadt
- die Verdrängung kleinerer Handels-, Dienstleistungs- und Handwerksbetriebe durch Großunternehmen
- hohe Verkehrskonzentrationen mit den bekannten umweltbelastenden Folgewirkungen.

Die Problematik konnte auch trotz einschneidender Maßnahmen baulicher wie gestalterischer Art — wie z. B. der Einrichtung von Fußgängerzonen — nicht befriedigend gelöst werden. Unbestrittenes Ziel jeder Stadt bleibt aber die Schaffung bzw. Erhaltung von Wirtschaftskraft, Attraktivität und Urbaniät der Innenstadt als gesellschaftlicher, wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt.

Bedingt durch die Veränderungen der Innenstadtstruktur, aber auch mit verursacht durch eine gewandelte Verteilung von Arbeitszeit und Freizeit der Bevölkerung zeichnen sich vor allem auf dem Verkehrssektor Tendenzen ab, die der Stadtplaner unbedingt in den Griff bekommen muß, wenn er ein sinnvolles Entwicklungskonzept seiner Metropole erarbeiten will. Verschiebungen in den Verkehrsarten (Berufsverkehr, Lieferverkehr, Einkaufsverkehr, Freizeitverkehr) ziehen Veränderungen in den Verkehrsbelastungen nach sich. Die Verteilung des Verkehrs über den Tag und im Wegenetz ändert sich und damit auch die Beanspruchung der Straßen und vor allem der Parkeinrichtungen. So hat sich z. B. in den letzten 10 Jahren der Einkaufsverkehr mehr als verdoppelt, während demgegenüber im Berufsverkehr nur noch eine Zunahme von etwa 5 % zu verzeichnen



Einkaufsstraße in der Braunschweiger Innenstadt

Foto: Städt. Bilddienst Braunschweig, M. Kuchen

ist. Die Folge einer derartigen Verschiebung besteht darin, daß die tägliche Verkehrsspitze, die für den Einsatz öffentlicher Verkehrsmittel und für die Bemessung von Verkehrsanlagen maßgebend ist, nicht mehr (wie früher) in den Morgenstunden liegt (Berufsverkehr), sondern in den Innenstadtbereichen ganz eindeutig in den Nachmittagsstunden zu finden ist und hauptsächlich aus der Überlagerung von Berufs- und Einkaufsverkehr gebildet wird.

Diese Veränderungen im spezifischen Fahrtenaufkommen sind ein Ausdruck für ein verändertes Verhalten der Bevölkerung. Generell ist bereits bekannt,

daß heute vielfach die Tätigkeit „Einkaufen“ zusammen mit Freizeittätigkeiten ausgeübt wird bzw. daß das Einkaufen selbst als eine Freizeitbetätigung angesehen wird. Daraus resultiert wieder, daß die Innenstadt zunehmend als Standort hochwertiger Freizeiteinrichtungen im Bereich von Kunst, Bildung und Gastronomie gewählt wird. Die Palette des Angebots in der Innenstadt wird dadurch noch größer und vielfältiger und die Anlässe zum Innenstadtbesuch zahlreicher und komplizierter. Eine Analyse der Verhaltensweisen der Innenstadtbesucher muß deshalb in mehreren Richtungen gleichzeitig betrieben werden und ist nicht ganz problemfrei.

Die Expansion des tertiären Wirtschaftsbereiches im Kernstadtbereich, der Wandel im Leistungsangebot der Stadt sowie im Bevölkerungsverhalten sind Faktoren, deren Auswirkungen der Stadtplaner vor einer Planungsentscheidung (z. B. Bau eines Kaufhauses, eines Verwaltungsgebäudes, Einrichtung einer Straßenbahnlinie oder einer Fußgängerzone) weitgehend abschätzen sollte. Vor jeder Nutzungsveränderung sollte er mindestens in der Größenordnung den Einfluß auf den Stadtbesuch, Verkehrsströme, Anliefermöglichkeiten, öffentliche Verkehrsmittel, Parkbedarf u. a. ermitteln. Aber wer gibt ihm dazu die Unterlagen? Hier muß zunächst die Forschung einsetzen um festzustellen, ob es Gesetzmäßigkeiten gibt, die den Einkaufsverkehr modellmäßig zu beschreiben gestatten und damit die Grundlage für eine Prognose enthalten. Bis heute sind auf diesem Gebiet die Kenntnisse noch sehr dürftig, und so kommt es auch immer wieder vor, daß selbst vielversprechende Investitionen in den Innenstädten nicht den gewünschten Erfolg bringen, ja z. T. sich sogar negativ auswirken.

Darum arbeitet das Institut für Stadtbauwesen der TU Braunschweig an einer Forschungsaufgabe, die auf die Ermittlung der Zusammenhänge des innerstädtischen Einkaufs- und Freizeitverkehrs mit der Innenstadtstruktur abzielt. Methodisch wird dabei so vorgegangen, daß die zur Analyse des Sachverhaltes notwendigen Informationen in zwei Stufen erarbeitet werden. In der ersten Stufe ist das sogenannte „Sachsystem“ ermittelt worden, d. h. es sind alle in der Innenstadt ansässigen Betriebe nach ihrer Größe, räumlichen Lage, branchenspezifischen Merkmalen und nach der Zahl der Betriebsangehörigen festgestellt worden. Damit liegen die von der „Angebotsseite“ notwendigen Datenangaben vor. Im zweiten Schritt mußte dann die dem Sachsystem zugeordnete „Nachfrageseite“, also die Nutzer dieser Einrichtungen und deren zeitliches und räumliches Verhalten erforscht werden. Diese zweite Stufe bildeten die eingangs erwähnten Befragungen der Passanten auf der Straße. Im Kern einer Großstadt ist das Angebot an Besuchszielen bekanntlich so komplex, daß es eine Menge verschiedener Gründe und Anlässe gibt, in die Innenstadt zu kommen (arbeiten, Dienstleistungen in Anspruch nehmen, einkaufen, Freizeit verbringen, Erledigungen des eigenen Berufs). Deshalb werden bei einem Besuch auch meist mehrere Ziele mit unterschiedlichen Leistungen angesteuert. Um das ganze Tätigkeitsfeld eines Stadtbesuches zu erfassen, mußte daher der Interviewer Weg und Zeitbedarf seiner Klienten vom Eintritt in die Innenstadt bis zum Wiederverlassen erfragen.

Selbstverständlich können sich konkrete Angaben über Tätigkeiten der Besucher nur auf vorhandene Einrichtungen beziehen. Man testet also zunächst einmal nur an der vorhandenen Substanz, ohne zu wissen, wie weit diese verbesserungs- bzw. ergänzungsbedürftig ist. Um diesen Mangel möglichst zu überbrücken, wurde im Interview auch um kritische Äußerungen über die Innenstadt

und über eigene Wünsche zu ihrer Ausstattung gebeten. Bei der Auswertung sollen sich daraus Vorschläge zur Verbesserung der Stadtstruktur herleiten.

Rund 13 000 Fragebögen der Passanten liegen jetzt im Institut zur Auswertung vor. Die Stichprobe ist durch eine parallel gelaufene Fußgängerzählung statistisch gesichert. Es ist jetzt Aufgabe des Wissenschaftlers zu untersuchen, wo es offensichtlich Gemeinsamkeiten der Innenstadtbesucher gibt. Sicher stehen die verschiedenen Leistungsangebote im Zusammenhang mit dem Alter, dem Beruf, dem Wohnort, dem Pkw-Besitz u. a. des Besuchers. Aber wie, das muß sich erst zeigen. Wir hoffen, zu Gruppierungen zwischen bestimmten Branchen und bestimmten Personen zu kommen, deren Verhaltensmuster mit möglichst großer Konstanz abläuft. Wenn uns das gelingt, müßte es möglich werden, aus planerischen Absichten in der Innenstadt die Folgewirkungen in bezug auf die zeitliche und räumliche Verteilung des Einkaufsverkehrs mindestens in der Größenordnung zu prognostizieren. Zum Abschätzen des Lieferverkehrs der Geschäfte sind bereits in früheren Untersuchungen brauchbare Werte ermittelt worden. Das gibt uns die Hoffnung, auch über den Einkaufsverkehr bald zu quantifizierbaren Aussagen zu kommen.

Letztlich sollen die Erkenntnisse über den Einkaufs-, Wirtschafts-, Freizeit- und Fußgängerverkehr in der Innenstadt dazu beitragen, den Stadtkern zur zentralen Mitte des städtischen Gemeinwesens zu machen und zu erhalten. Allerdings darf daraus nicht pauschal der Schluß gezogen werden, daß zunehmende Verkehrsstärken im Geschäftszentrum ein Indiz für Attraktivität und Wirtschaftskraft seien. Sicher stellt die Anzahl der Kunden dazu ein wichtiges Kriterium dar, aber auch die Vielzahl verschiedener Einzelhandelsgeschäfte, die Verkaufsflächen mit ihrem breit gestreuten Angebotsfächer, die Ausstattung der Geschäfte sowie die Erschließungsqualität der Innenstadt (Erreichbarkeit, Haltestellen, Parkplätze) bestimmen maßgeblich mit, ob eine Stadt attraktiv ist und wirtschaftlich floriert. Die richtige Ausgewogenheit zwischen der Flächennutzung und den notwendigen Verkehrsinfrastrukturen zu finden, heißt die Aufgabe, auch im Hinblick auf oft unerwünschte Entwicklungen an den Rändern unserer Städte.

Die Armen von Oberlutter

Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines braunschweigischen Dorfes

Von H e i n z R ö h r

Königslutter am Elm bestand bis zum Jahre 1924 aus drei Teilen: Stift Königslutter, Oberlutter und Stadt Königslutter (Unterlutter). Das Stift war durch das im Jahre 1135 von dem Kaiser Lothar von Süplingenburg gegründete Benediktinerkloster mit seiner herrlichen Stiftskirche, die Stadt durch das dort gebrauchte wohl-schmeckende Ducksteinbier weithin bekannt, die dazwischen gelegene Ortschaft Oberlutter aber galt als eine Stätte der Armut.

Bereits in den Erbregistern fällt auf, daß in Oberlutter im 16./17. Jahrhundert die eigentlichen Bauern fehlten. Zwar wird die überwiegende Mehrheit der Einwohner als Kotsassen bezeichnet, aber zu ihren Höfen gehörte so gut wie gar kein Land ¹⁾. Nach dem Erbregeister aus dem Jahre 1604 waren es bei 60 Hofstellen

nur 11 Hufen²⁾, in der Dorfbeschreibung von 1761 bei 67 Höfen 235 Morgen Acker- und 35 Morgen Weideland³⁾). Die Ursache der Landnot in Oberlutter hing zweifellos mit der Gründung des Benediktinerklosters Königsutter zusammen, denn der Kaiser hatte dem neuen Kloster offensichtlich die gesamte Feldmark des Dorfes Lutter, das damals noch das Oberdorf (Oberlutter) und das Unterdorf (Unterlutter) umfaßte, geschenkt. Als sich Unterlutter um 1300 zu einer Marktsiedlung entwickelte, wurde Oberlutter eine selbständige Landgemeinde. Im Gegensatz zu Unterlutter, das 100 Jahre später Stadtrechte erhielt und sich durch Handel mit Elmkalksteinen und Ducksteinbier gut entwickelte, auch bei der Aufnahme der Schoderstedter Bauern im 15. Jahrhundert wieder eine Feldmark erhielt, blieb Oberlutter eine von Hörigen des Klosters und der Burg Königsutter bewohnte ärmliche Siedlung⁴⁾).

Hinzu kam, daß der wenige Grundbesitz keineswegs gleichmäßig verteilt war. 1604 besaßen von 60 Gehöften nur 15 Ackerland, 1761 entfielen von den 235 Morgen Ackerland 113 Morgen auf den Cupeitz'schen Hof am Plan und 104 Morgen auf den Hildebrand'schen Hof, zu dem auch das einzige brauberechtigte Haus in Oberlutter, die „Brücke“ (noch heute Gaststätte) mit gehörte. Außer diesen beiden Gehöften besaßen nur noch die Oberluttersche Kirche, die Opferei, die zu Oberlutter zählende Puritzmühle im Rieseberger Moor und der Maurermeister Wendt etwas Acker- und Wiesenland. Zu den übrigen 61 Höfen gehörten nur Gärten, deren durchschnittliche Größe unter einem Morgen lag. Es ist daher verständlich, daß es in Oberlutter leicht zu sozialen Spannungen kam. So klagte z. B. die Gemeinde Oberlutter in einem Schreiben vom 25. 10. 1728 über den Drost Bonhorst, daß er die Dienstleute aus Oberlutter „mit Schlägen tractieret“ und den Herrendienst über die im Dienst-Reglement vorgeschriebene Zeit von 4 Uhr morgens bis 7 Uhr abends ungebührlich verlängert hätte. Zwar wurde die Klage in den wesentlichen Punkten abgewiesen, der Drost mußte aber zugeben, daß Zwangsmaßnahmen notwendig gewesen wären, „allermaßen mir sonst mit denen Diensten, wenn ich den Zwang dabey nicht hätte, nicht gedienet wäre“⁵⁾.

Da die Landwirtschaft sie nicht zu ernähren vermochte, wandten sich die Einwohner von Oberlutter früh anderen Tätigkeiten zu. Zwar blieben die meisten Tagelöhner, aber bereits in den Kopfsteuerlisten des 17. Jahrhunderts tauchen neben häufigen Wendungen wie „... bettelt das Brot, samlet Lumpen, Hat nichts zum besten, lebet von Allmosen, ernähret sich vom Spinnen usw ...“ Berufsbezeichnungen auf, die auf eine gewisse Verbreitung des Handwerks in Oberlutter schließen lassen. Am stärksten vertreten waren die Leineweber und Maurer, es kommen aber auch Schuhmacher, Schneider, Bäcker, Schiefer- und Strohecker, Brauerknechte und Karrenführer darin vor⁶⁾). Nach der „Historischen Tabelle der Gewerke“ aus dem Jahre 1769 lebten in Oberlutter 92 Handwerker, darunter 28 Maurer, 26 Leineweber, 7 Zimmerleute, je 6 Tischler und Schneider, 3 Grobschmiede und je 2 Bäcker, Schuhflicker, Strumpfstriker und Töpfer. Unter den „übrigen Hantierungen“ sind 5 Müller und je 2 Gastwirte, Branntweinbrenner, Brauer und Kalkbrenner zu nennen⁷⁾). Es fällt aber auf, daß in der benachbarten Stadt etwa zwei Drittel, in Oberlutter aber nur die Hälfte der Handwerker Meister waren.

Die höchsten Abgaben leisteten in Oberlutter um 1530 der Müller und der Krüger an die Burg Königsutter, während die übrigen größtenteils dem Abt zinspflichtig waren. In der Kopfsteuerliste von 1672 steht der Scharfrichter, der für

das Amt Königslutter und die Gerichte Destedt und Brunsrode zuständig war und in Oberlutter etwas abseits von den übrigen Gehöften wohnte, an erster Stelle. Es folgen der Krüger, der Müller und der Kalkbrenner. 1761 zahlten verständlicherweise die beiden großen Höfe von Cupeitz und Hildebrandt die meiste Contributionssteuer. Danach kamen die Müller, Maurer, Krüger, Bäcker und einige Leineweber. Auf der untersten Stufe standen die Tagelöhner, Strumpfstriker, Diener sowie einige Maurer und Kalkbrenner. Der Nachrichten von Oberlutter ist in dieser Steuerliste nicht aufgeführt. Von den Häusern in Oberlutter waren 1761 noch fast die Hälfte mit Stroh gedeckt. Das letzte Strohdach verschwand 100 Jahre später. Der Brandkassenwert der meisten Häuser lag 1761 zwischen 100 und 200 Talern, nur zwei waren auf über 1000 Taler eingestuft.

Die allgemeine Not hatte auch Folgen für die Schulbildung der Kinder von Oberlutter. Im Jahre 1760 richtete der sehr weitblickende Superintendent Zwicke in der Stadt Königslutter eine Zentralschule mit Realschulcharakter ein, die auch die Kinder von Oberlutter mitbesuchen sollten. Dieser Plan scheiterte aber, weil für die Kinder die Wege zu weit und zu schlecht waren, vor allem aber die Eltern das höhere Schulgeld in der Stadtschule nicht aufbringen konnten. Mehrere Versuche ähnlicher Art, die im Laufe des 19. Jahrhunderts gemacht wurden, mußten aus den gleichen Gründen aufgegeben werden ⁸⁾.

Den Behörden war die Armut von Oberlutter seit langem bekannt. Bereits im Jahre 1598 heißt es in einem Schreiben des Drostens Heinrich Christoph von der Streithorst an den Fürstl. Braunsch. Kanzler und die Räte zu Wolfenbüttel, daß den „blutarmen Leuten“ von Oberlutter geholfen werden müsse, „sintemal fast kein ärmer Dorf in unseres gnädigsten Fürsten und Herrn Landes- und Fürstenthume, als dieses ist“ ⁹⁾. In der Zeit der französischen Fremdherrschaft betrieb die Stadt Königslutter eine Eingemeindung von Oberlutter. Zur Begründung erklärte sie in ihrem Schreiben an die Unterpräfektur Helmstedt vom 9. 10. 1809, die Gemeinde Oberlutter wäre „ohnstreitig eine der ärmsten Gemeinden im Königreich“, weil ihre Bewohner außer ihren Häusern und Gärten keine Grundstücke besäßen. Oberlutter wäre daher nicht in der Lage, sich selbst zu verwalten. Nur ein Anschluß an die Stadt könnte den Ort vor noch größeren Schwierigkeiten bewahren ¹⁰⁾. Die Unterpräfektur unterstützte in einer Eingabe an den Präfekten des Oker-Departements in Braunschweig den Wunsch der Stadt Königslutter. Oberlutter beharrte aber in einem Schreiben vom 8. 1. 1810 auf seiner Selbständigkeit, da es immer eine selbständige Gemeinde gewesen sei, nicht zu den kleinsten Dörfern des Königreiches zähle, auch seine eigenen Hirten und Weidebezirke mit dem Stift Königslutter zusammen von jeher gehabt habe. So unterblieb die Vereinigung.

Infolge der schwierigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse war Oberlutter aber stets ein Unruheherd, was sich besonders in den Jahren 1830 und 1848 bemerkbar machte. So wurden z. B. am 8. 10. 1830 in Königslutter vier Aufwürger wegen Bedrohung des Stationskommandanten verhaftet und nach Helmstedt gebracht. Zwei davon stammten aus Oberlutter ¹¹⁾. An der Demonstration, die am 31. 3. 1848 vor dem Hause des Bürgermeisters von Königslutter stattfand, nahmen fast nur Frauen, Kinder und Lehrsungen aus Oberlutter teil. Hauptforderung war die Herabsetzung der Brotpreise in Oberlutter. Auch in der Folgezeit kam es noch mehrfach zu Zusammenstößen zwischen Patrouillen und Einwohnern von Oberlutter ¹²⁾.

Wirksame Hilfe für die Armen von Oberlutter brachte die allmähliche Industrialisierung. Als erstes größeres Werk entstand in Königslutter eine Zuckerfabrik. Die Planung wurde vom Herzoglichen Amt und der Kreisdirektion sehr unterstützt. In dem Schreiben der Kreisdirektion Helmstedt an die Domänenkammer in Braunschweig vom 21. 11. 1849 wird vor allem darauf hingewiesen, daß eine derartige Fabrik der „arbeitenden Classe“ im Gesamtort Königslutter Beschäftigungsmöglichkeiten geben würde. „Es handelt sich hier“ — so heißt es in dem Schriftstück weiter — „nicht entfernt darum, daß Leute herbeigezogen werden müssen, um die Arbeit verrichten zu können, vielmehr enthalten die Ortschaften Königslutter, Oberlutter und Stift Lutter eine so übergroße Anzahl von Einwohnern, die theils als Leineweber nur ein höchst kärgliches, zum nothdürftigsten Lebensunterhalt kaum mehr hinreichendes Brod haben, theils aber als Bauhandwerker-Gesellen nur im Sommer Verdienst finden und deshalb jetzt fast darauf angewiesen sind, im Winter durch unerlaubten Erwerb, namentlich durch Holzfrevel, sich ihren Unterhalt zu verschaffen. Ich würde es daher als eine große Wohltat ansehen, wenn diesen Leuten ein besserer Broderwerb zugesichert werden könnte und kann nicht daran zweifeln, daß die Fabrik hierzu die Gelegenheit darbieten wird.“ Der Brief schloß mit der dringenden Bitte, das Unternehmen zu unterstützen, weil es „von so günstigen nationalökonomischen Folgen zu sein verspräche, daß selbst ein augenblickliches Opfer für den Staat nicht zu scheuen sein würde, um dasselbe ins Leben zu rufen“¹³⁾. Zweifellos hat die im Jahre 1850 eröffnete Rühland'sche Zuckerfabrik, die noch heute besteht, vielen Arbeitnehmern des Gesamtortes Königslutter Arbeit und Brod gebracht. Ähnliches gilt für die 1856—1929 bestehende Aktienzuckerfabrik in Königslutter, die beiden Konservenfabriken, die Kalksteinindustrie und die holzverarbeitenden Betriebe, auch für das Kaliwerk im nahen Beienrode, das 1897—1926 bestand. Sehr wichtig war für Oberlutter ferner die Eröffnung der Heil- und Pflegeanstalt, des heutigen Landeskrankenhauses im Jahre 1865, in dem viele Einwohner aus Oberlutter noch heute als Schwestern und Pfleger tätig sind. Die Mühlen und manche landwirtschaftliche und handwerkliche Betriebe entwickelten sich ebenfalls günstig, es entstanden in Oberlutter auch einige kleinere Geschäfte.

Die Bevölkerung von Oberlutter zeigte auf manchen Gebieten eine bemerkenswerte Aktivität, zum Beispiel bei der Aufstellung einer Freiwilligen Feuerwehr oder bei der Organisation des Schützenwesens. Die erste Ortsgruppe der SPD entstand im Jahre 1893 nicht in der Stadt, sondern in Oberlutter unter dem Namen „Sozialdemokratischer Volksverein von Oberlutter und Umgebung“. Von den ersten 39 Mitgliedern, darunter 10 Arbeitern und 24 Maurern, stammten 18 aus Oberlutter, 15 aus der Stadt Königslutter und 5 aus Stift Königslutter¹⁴⁾.

Im Jahre 1908 tauchten im Braunschweiger Landtag und in der Tagespresse wieder Pläne für eine Eingemeindung von Oberlutter in die Stadt Königslutter auf. Der Gemeinderat von Oberlutter lehnte jedoch erneut ab. Gleich nach dem I. Weltkrieg setzten entsprechende Bemühungen der neuen Regierung des Freistaates Braunschweig ein. Der Bürgermeister von Königslutter war sehr für die Eingemeindung, trotzdem die finanzielle Lage der Stadt damals ausgesprochen gut, die der Landgemeinde Oberlutter sehr schlecht war. Aber der Bürgermeister war überzeugt, wichtige Baumaßnahmen, zum Beispiel die Kanalisation, und Reformen im Schulwesen, in einem Gesamtort Königslutter besser durchsetzen zu können und betrieb die Eingemeindung mit Unterstützung des Landkreises und der Regierung sehr energisch. Gegen seinen Plan sprachen sich die Vertreter des

Grundbesitzes in Oberlutter aus. Sie befürchteten finanzielle Nachteile und eine Einschränkung ihrer ländlichen Freiheiten. Sie wurden aber im Gemeinderat durch die SPD-Mehrheit überstimmt, und im Landtag ergab das Übergewicht der sozialistischen Stimmen eine klare Entscheidung für den Anschluß von Oberlutter und Stift Königslutter an die Stadt, der am 1. Januar 1924 vollzogen wurde ¹⁵⁾.

Seit dieser Eingemeindung haben sich die früher bestehenden Unterschiede zwischen der Stadt- und der Landgemeinde immer mehr verwischt. Auch die Einkommens- und Vermögensverhältnisse haben sich angeglichen. Die Ärmsten der Stadt — meistens kinderreiche Ausländerfamilien — wohnen heute nicht mehr in Oberlutter, sondern in einigen halb verfallenen Gebäuden der Innenstadt.

Quellennachweis

¹⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 19 Alt 109. — ²⁾ Lüders: Geschichte von Königslutter und Stift Königslutter, Königslutter 1909. — ³⁾ Stadtarchiv Königslutter: St I, 1. — ⁴⁾ P. J. Meier: Die Entstehung der Stadt Königslutter. Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, phil.-histor. Klasse, 1920. — ⁵⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 8 Alt 105. — ⁶⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 2 Alt 10517 und 10535. — ⁷⁾ Stadtarchiv Königslutter: St IX, 6. — ⁸⁾ Stadtarchiv Königslutter: St XII, 70. — ⁹⁾ Stadtarchiv Königslutter: I, 2. — ¹⁰⁾ Stadtarchiv Königslutter: I, 5. — ¹¹⁾ Stadtarchiv Königslutter: St VI, 1. — ¹²⁾ Stadtarchiv Königslutter: St VI, 3. — ¹³⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 4 Alt Gr. 18 Nr. 1734. — ¹⁴⁾ Nieders. Staatsarchiv Wolfenbüttel: 128 Neu Nr. 22 Zg 40/56. — ¹⁵⁾ Stadtarchiv Königslutter: St II, 44.

Das Wappen der Stadt Bad Gandersheim

Von Kurt Kronenberg

Das Wappen der Stadt Bad Gandersheim zeigt einen mittelalterlichen Ritterhelm in der Form des Topfhelmes, wie er im 14. Jahrhundert im Kampf und bei Turnieren getragen wurde. Zwei schmale Schlitze dienen zum Sehen, darunter sind an der (heraldisch) rechten Seite vier Löcher zum Atmen angebracht, an der rechten Seite ein kreuzförmiger Einschnitt.

Die Helmzier besteht aus zwei gebogenen Büffelhörnern, jedes mit einer doppelten Reihe von Pfauenfedern besteckt. Zwei Bänder, mit denen der Helm an den Panzer angebunden wurde, hängen herab und rahmen eine Lilie ein, die unter dem Helm zu sehen ist.

Das Wappen bietet einen farbenprächtigen Anblick. Der Schild ist golden. Von dem silbernen Helm gehen die schwarzen Büffelhörner aus, die Pfauenfedern sind grün und blau gefärbt. Die Helmbänder zeigen die rote Farbe, die Lilie dazwischen ist blau.

Die Farben Schwarz und Gold herrschen vor, es sind deshalb die Stadtfarben, wie sie als Fahne gezeigt werden. Es sind die Farben des mittelalterlichen Deutschen Reiches, die von allen reichsunmittelbaren Reichsständen geführt wurden, von Reichsstädten wie Goslar, von Reichsstiften wie Gandersheim. Die älteste Darstellung der Stiftsfarben Schwarz und Gold im gespaltenen Schild, findet sich auf dem Siegel der Äbtissin Elisabeth, einer geborenen Prinzessin

von Braunschweig, die von 1439 bis 1452 amtierte ¹⁾); auch ihre Nachfolgerinnen führten es; an dem 1599 im Renaissancestil erbauten Südgiebel der Abtei ist es mehrfach angebracht.

Das Wappen der Stadt Gandersheim ist erstmals auf einem Siegel der Stadt erhalten, das an einer Urkunde des Rates vom 29. April 1335 hängt ²⁾. Es trägt in Großbuchstaben die Umschrift: „S (= Sigillum) Consulum in Gandersem.“ Der Siegelschneider hat die Buchstaben reich verziert und dabei das Rund im C von Consulum geschlossen, so daß es wie ein D aussieht und die Umschrift nicht leicht zu lesen ist. Die Gestaltung des Siegels läßt erkennen, daß es kurz zuvor angefertigt worden ist, womit übereinstimmt, daß die Stadt erst durch den Freikauf ihrer Bürger am 24. Februar 1329 ³⁾ eine selbständige Körperschaft geworden war.

Wie kam es, daß die Stadt einen Ritterhelm als Wappen annahm? Meist führten die Städte ein Stadttor als Symbol, um sich von anderen Siegelführern, von Fürsten und Rittersn, Bischöfen und Äbten zu unterscheiden, so Göttingen, Northeim, Einbeck, Osterode, Holzminden in der Umgebung; andere wählten das Wappenbild ihres Landesfürsten wie die Städte Braunschweig, Seesen, Schöningen, Königsutter den Löwen der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg; die Reichsstädte zeigten den Reichsadler wie Goslar. Auch der Stadtheilige wurde dargestellt, St. Ludger in Helmstedt, St. Nikolaus in Alfeld ⁴⁾. Aber ein Ritterhelm im Stadtwappen, das ist in Braunschweig, ja in Niedersachsen etwas ganz Besonderes.

Erstmals befaßte sich L. Clericus mit der Entstehung des Gandersheimer Wappens. Am 25. Juli 1882 hielt er bei der 15. Hauptversammlung des Harzvereins in Gandersheim einen Vortrag, der später gedruckt wurde ⁵⁾. Er mußte zunächst einmal das ursprüngliche Wappen wieder herstellen, denn es war auf den Siegeln des 17. und 18. Jahrhunderts so mißgestaltet worden, daß man das eigentliche Bild kaum noch erkannte. Auf der Zeichnung, die der Chronist Harenberg in seiner großen „Historia ecclesiae Gandershemensis“ 1734 Tafel XXV zeigte, sah der Helm aus wie ein Hirschkäfer.

Dann deutete Clericus das Siegel: „Das Wappen der Stadt Gandersheim ist ein Topfhelm, geschmückt mit zwei Hörnern, die in der Mündung und auswärts, auf ihren convexen Seiten mit einer Reihe Pfauenfedern dicht besteckt sind. Es ist der älteste Wappenhelm der Könige von Dänemark, der, nachdem er in seinem Ursprungslande durch einen ganz abweichenden Schmuck ersetzt worden ist, in diesem kleinen Harzstädtchen fortlebt. Auf Siegeln (der Herzöge von Braunschweig) erscheint der dänische Löwe mit seiner Helmzier der federbesteckten Hörner zuerst im Wappen Ottos des Strengen († 1330). Bereits in den sechziger Jahren dieses 14. Jahrhunderts aber nahmen alle Linien des braunschweigischen Hauses ein neues Helmzeichen an.“

Clericus stellte nun Erwägungen an, wie der Helm in das Gandersheimer Wappen gekommen sein könnte und fragte „ob direkt aus dem Wappen der Herzöge von Braunschweig, der jetzigen Landesherrn, oder aus dem Familienwappen einer Äbtissin von Gandersheim, die eine geborene Herzogin von Braunschweig gewesen“. Er entschied sich für diesen letzten Fall, denn er meinte, die Äbtissin Sophie (1317—1331) sei eine braunschweigische Prinzessin, worin er aber irrte ⁶⁾. Schließlich konnte Clericus die Lilie unter dem Helm noch nicht deuten, was später Paul Zimmermann gelang.

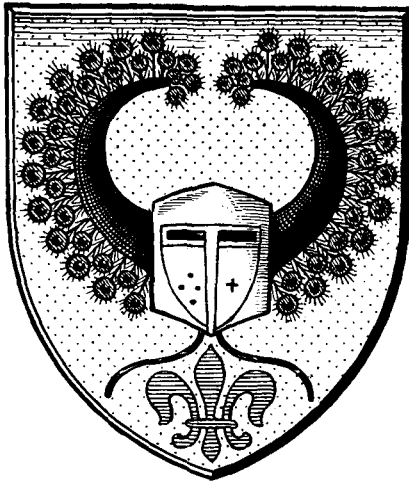


Abb. 1

Das heutige Wappen der Stadt Gandersheim
nach: Braunschw. Magazin 1905, S. 120.



Abb. 2

Das erste Stadtsiegel Gandersheims von 1335
nach: Braunschw. Magazin 1905, S. 118.

Vor Clericus hatte bereits der Gandersheimer Heimatforscher Georg Ludwig Brackebusch 1855 die Ansicht vertreten, im Stadtwappen sei der Helm der Braunschweiger Herzöge dargestellt 7).

Eingehend und, so schien es, abschließend, befaßte sich Paul Zimmermann in seiner Aufsatzfolge: „Die Städtewappen des Herzogtums Braunschweig“ mit unserem Wappen 8). Er schrieb: „Jener Topfhelm mit den Blashörnern ist zweifellos der Helm der Herzöge von Braunschweig und Lüneburg, der uns auf ihren Siegeln etwa in der Zeit von 1290 bis 1370 begegnet. So zeigen namentlich vier Siegel Wilhelms, des Sohnes Herzog Ottos des Strengen, in den Jahren 1223 bis 1365 genau denselben Helm und dieselbe Helmzier.“

Zimmermann wies die Ansicht zurück, daß eine Äbtissin das Wappen veranlaßt haben könnte, denn im 14. Jahrhundert amtierte keine braunschweigische Prinzessin in Gandersheim. Dann fuhr er fort: „Aber es ergibt sich uns ein anderes wichtiges geschichtliches Ergebnis aus dem Wappen. Die Stellung und die Rechte der Braunschweiger Herzöge müssen in Gandersheim schon zu Anfang des 14. Jahrhunderts sehr fest gewesen und sehr weit gegangen sein. Sonst würden weder die Bürger Gandersheims sich dazu verstanden haben, noch die Äbtissin, die in ihrer Mitte Hof hielt, es zugelassen haben, daß die eben begründete Stadt den Braunschweigischen Helm in ihr Wappen nahm.“ Zimmermann begnügte sich also nicht damit, das Wappen zu deuten, sondern er zieht sofort weitgehende Folgerungen. Er deutet nun auch die Lilie als das Zeichen der Äbtissin, worin ihm gefolgt werden kann, denn die Äbtissinnen ließen sich auf ihren Siegeln vom 12. bis 16. Jahrhundert stets mit einem Lilienstab abbilden. Aus der Tatsache, daß die Lilie gegenüber dem geschmückten Helm klein ist, schließt er den geringen Einfluß des Stiftes auf die Stadt.

Zimmermanns Ansicht, daß das Wappen der Stadt Gandersheim von den Branuschweiger Herzögen übernommen worden sei, hat sich durchgesetzt und wurde in der Folgezeit von allen wiederholt, die sich damit beschäftigten, Steinacker 1910⁹⁾, Mühe 1936 und 1950¹⁰⁾, Goetting 1952 und 1973¹¹⁾. Indessen macht es stutzig, wenn Goetting schreibt: „Das Siegel der Stadt Gandersheim zeigt die Helmzier des herzoglichen Wappens der Lüneburger Linie, die möglicherweise ihre halbe Vogtei über Stift und Stadt wieder eingelöst hatte“. Aus welchem Grunde sollten die Gandersheimer gerade die Lüneburger Linie wählen, da sie im Einflußbereich der anderen Linie lagen?

Prüfen wir deshalb die Frage noch einmal, wie das Wappen entstanden sein und von wem es übernommen sein könnte. Zunächst stellen wir fest: „Wappen sind bleibende Bildkennzeichen eines Geschlechts oder einer Körperschaft von symbolischer Bedeutung, dargestellt unter Benutzung der mittelalterlichen Abwehrwaffen“. ¹²⁾

Wenn also die Bürger von Gandersheim mit ihrem Wappen aussagen wollten, wie Clericus und Zimmermann meinen: „Wir sind Braunschweiger“, dann hätten sie den Löwen oder die beiden Leoparden wählen müssen, denn das waren die Wappentiere der Herzöge¹³⁾. Die wählten sie aber nicht. Was sie annahmen, war lediglich die Helmzier, die aber keineswegs typisch für Braunschweig war. Jedes Wappen besteht seit dem frühen Mittelalter aus Schild, Helm, Helmdecken und Helmzier; nur das Schild mit dem Wappenbild unterschied die verschiedenen Wapenträger.

Im Gegensatz zum Wappenbild auf dem Schild, das immer gleichblieb, unterlagen Helm, Helmzier und Helmdecken dem Zeitgeschmack. Nacheinander waren Glockenhelm, Topfhelm, Kübelhelm, Stechhelm und Bügelhelm modern. Für die Helmzier konnten Büffelhörner oder Adlerflug gewählt werden, deren Gestaltung ebenfalls wechselte. Im 14. Jahrhundert kam die Mode auf, die Helmzier mit Pfauenfedern zu schmücken oder einen Pfauenstoß auf den Helm zu setzen. Die Wappen in der „Manessischen Handschrift“ zeigen, in welchem hohem Maße diese Mode sich durchgesetzt hatte.

Also weder Helm noch Helmzier waren für die Herzöge von Braunschweig-Lüneburg typisch; das Wappen der Stadt Gandersheim sagte zu seiner Zeit keineswegs: „Wir sind Braunschweiger, der Herzog ist unser Fürst, nicht die Äbtissin.“

Was aber sollte es dann sagen?

Ich vermute, daß die Bürger zeigen wollten: „Wir sind die von Gandersheim.“ Wie aber konnten sie das ausdrücken und sichtbar machen? Dazu gab es eine Möglichkeit.

In der Stadt lebte seit dem frühen Mittelalter bis zu ihrem Aussterben im Jahre 1440 eine Adelsfamilie, die sich von Gandersheim nannte. Sie standen im Dienst der Äbtissin, besaßen Güter des Stiftes in der Stadt und der Umgebung zu Lehen und bewohnten die größte und prächtigste Kurie (Hof) auf der Stiftsfreiheit (heute Wilhelmsplatz). Nach ihrem Haus werden sie auch „de Curia“ oder „vom Hofe“ genannt¹⁴⁾. Sie hatten Hofämter bei der Äbtissin inne, 1148 war Walter Vogt, Burchard Kämmerer¹⁵⁾, 1153 erscheinen Walter von Gandersheim als Vogt und Hildebrand von Gandersheim mit seinen drei Söhnen Gisel-



Abb. 3

Siegel des Ritters Gerhard von Gandersheim
von 1334

Original und Foto: Nds. Staatsarchiv Wolfenbüttel



Abb. 4

Siegel des Ritters Gerhard von Gandersheim
von 1283

Original u. Foto: Hauptstaatsarchiv Hannover

bert, Gerhard und Amilius¹⁶⁾. Später nahmen sie Dienste beim Bischof von Hildesheim; Bischof Konrad nannte Hermann von Gandersheim 1235 „Castellanus noster“ und Bischof Siegfried 1282 „Gerhardus miles dictus de Gandersem advocatus in Winzenburg“¹⁷⁾. Keiner von ihnen stand im Dienst der Herzöge von Braunschweig¹⁸⁾.

Das älteste bekannte Siegel eines Ritters von Gandersheim hängt an einer Urkunde vom 30. November 1283, die mit den Worten beginnt: „Nos Gherardus dictus de Gandersem advocatus in Wincenburg.“¹⁹⁾ Das Siegel hat eine dreieckige Schildform, ist oben 3,8 cm breit und 4,8 cm hoch. Es zeigt einen Ritterhelm im Strahlenkranz. Die Umschrift lautet: „Sigillum Gerhardi de Gandersem.“ Dieser Gerhard, der fünfte dieses Vornamens, wird in 19 Urkunden zwischen 1282 und 1301 genannt, mehrmals mit dem sprechenden Beinamen „Ziegenbart“. Der Vorname wird auch weiterhin von vielen Familienangehörigen geführt, die sämtlich der Linie angehören, deren Wohnsitz in der Stadt lag. Zwei andere Linien führten andere Vornamen und auch jede ein anderes Wappen²⁰⁾.

Das zweite Siegel eines Gerhard von Gandersheim, zugleich das besterhaltendste und schönste, hängt an einer Urkunde des Klosters Clus vom 27. April 1334²¹⁾. In ihr bezeugt der Ritter Gherardus alias von dem Hofe, daß er mit Zustimmung seiner Söhne Heinrich und Gerhard dem Kloster zwei Mühlen übertragen habe. Das dreieckige Siegel hat eine Höhe von 4,5 cm und eine Breite oben von 4 cm und zeigt einen Topfhelm mit Adlerflug. Indessen hat dieser nicht die übliche Form, vielmehr wurde jede Seite aus vier emporstehenden Pfauenfedern gebildet. Die Umschrift lautet: „Sigillum Gerhardi de Gandersem.“ An der Urkunde hängt noch das Siegel des gleichnamigen Sohnes, das mit 3 cm und

2,8 cm kleiner als das des Vaters ist, hier sind die Pfauenfedern gebogen, woraus wir schließen, daß der Geschmack sich wieder einmal änderte.

Das nächste Siegel eines Gerhard von Gandersheim hängt an der Urkunde vom 30. März 1335, mit der er versprach, sich allen Eingriffen in die Winkelhufe und Ländereien in Wolperode zu enthalten ²²⁾. Wie beim ersten Siegel ist hier der Helm mit elf Strahlen dargestellt. Diese Form, leicht abgewandelt, finden wir noch 1361, 1388 und 1390 ²³⁾.

1337 wird nun auch ein Siegel benutzt, das einen Topfhelm mit Büffelhörnern und Pfauenfedern zeigt, also dem Stadtsiegel am ähnlichsten ist ²⁴⁾. Leider ist es sehr beschädigt, die untere Hälfte fehlt und die Umschrift ist nicht zu lesen.

Das Wappen der Ritter von Gandersheim ist uns nur durch ihre Siegel erhalten. Als sie lebten, zeigten sie es an ihren Rüstungen und Fahnen, an ihren Häusern und Wagen, am Wams ihrer Knappen und Knechte. Sie ließen damals keine Gelegenheit aus, sich als Glieder eines bedeutenden Adels- und Rittergeschlechts darzustellen. Bei festlichen Aufzügen und Turnieren, bei höfischen Festen wie im Alltag, zeigten sie ihr Wappen. Die Bilder der Manessischen Handschrift machen deutlich, daß man mehr Wert darauf legte, das Wappen zu zeigen als das Gesicht.

Die Bürger der Stadt wählten also das Wappen der Ritter von Gandersheim, das den Namen ihrer Stadt schon weithin bekanntgemacht hatte. Auch sie führten ja Banner und Fahnen, ihre Wagen waren bemalt, ihre Ratsboten und Schützen trugen ein Wappen auf dem Wams. Wohin sie nun kamen, geschmückt mit dem neuen Wappen, auf Märkten und Messen, bei Schützenfesten und fürstlichen Höfen wußte jeder: das sind die von Gandersheim. Das Wappen mit dem geschmückten Ritterhelm war unverwechselbar, es führte im weiten Niedersachsen keine andere Stadt, nur Gandersheim.

¹⁾ Siegel an der Urkunde im Niedersächsischen Staatsarchiv Wolfenbüttel 6 Urk 453, Abbildung bei Harenberg, *Historia ecclesiae Gandershemensis*, Hannover 1734, Tafel 19 Fig. 26 — ²⁾ St.A. Wolfenbüttel 41 Urk 6. — ³⁾ ebenda 41 Urk 2. — ⁴⁾ Arnold Rabbow, *Braunschweiges Wappenhaus*, Braunschweig 1977; über die Gandersheimer Wappen Seite 24—26. — ⁵⁾ *Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde* 1882 S. 192—199 mit Abbildungen. — ⁶⁾ Hans Goetting, *Kanonissenstift Gandersheim in Germania Sacra* 1973 S. 313. — ⁷⁾ *Wochenblatt für den Kreis Gandersheim* 1855 Nr. 63. — ⁸⁾ *Braunschweiges Magazin* 1905. S. 118—120. — ⁹⁾ *Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Gandersheim*, Wolfenbüttel 1910 S. 188. — ¹⁰⁾ Adolf Mühe, *Geschichte der Stadt Bad Gandersheim*, 1. Aufl. 1936 S. 26, 2. Aufl. 1950 S. 23. — ¹¹⁾ Hans Goetting, *Die Anfänge der Stadt Gandersheim in Blätter für deutsche Landesgeschichte* 1952 S. 54 und derselbe, *Das Kanonissenstift Gandersheim* 1973 S. 234. — ¹²⁾ Hildebrandt, *Wappenfibel*, Neustadt an der Aisch, 15. Auflage 1967 S. 11. — ¹³⁾ Am Rathaus zu Bad Gandersheim befindet sich ein Reliefstein, der die beiden Leoparden der Braunschweiger Herzöge zeigt. — ¹⁴⁾ Harenberg, *Historia eccl. Gan.* 1734 S. 1559. — ¹⁵⁾ St.A. Wolfenbüttel 6 Urk 26. — ¹⁶⁾ *Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim I* Nr. 282. — ¹⁷⁾ wie vor II Nr. 415. — ¹⁸⁾ Sudendorff, *Urkundenbuch der Herzöge von Braunschweig*, Hannover 1859. — ¹⁹⁾ Original im Staatsarchiv Hannover, *Urk Kloster Lanmspringe* Nr. 38- Text abgedruckt im *Urkundenbuch des Hochstiftes Hildesheim III* Nr. 655. — ²⁰⁾ Adolf Mühe, *Geschichte der Stadt Bad Gandersheim*, 2. Aufl. 1950 S. 20. — ²¹⁾ St.A. Wolfenbüttel 10/11 Urk 26. — ²²⁾ wie vor 6 Urk 141. — ²³⁾ wie vor 6 Urk 190, 229 und 14 Urk 64. — ²⁴⁾ wie vor 10/11 Urk 29.

Verborgene historische Stätten

Die Luersburg bei Rieseberg

Von Hans Adolf Schultz

Etwa 1,5 km nordöstlich von Rieseberg liegt in Richtung auf die Gemarkung Ochsendorf zu ein einzelner Sandhügel in der erweiterten Schunterau. Er ist mit hohen Birken und anderem Wildgehölz bestanden. Im Innern fallen kraterartige Senken auf, die auf einen früheren, ziemlich wilden Sandabbau hinweisen. Auch benutzte man diese Stelle zeitweilig zum Ärger der Gemeindeverwaltung als Schuttabladeplatz.

Diese wüste Stätte ist die ehemalige Luersburg! Heute noch erkennt man ihre unregelmäßig ovale Form. Im Schrifttum wird die ehemalige Größe mit 3—4 Morgen angegeben. Das Gebiet um sie herum war einst ein morastiges Auengebiet.

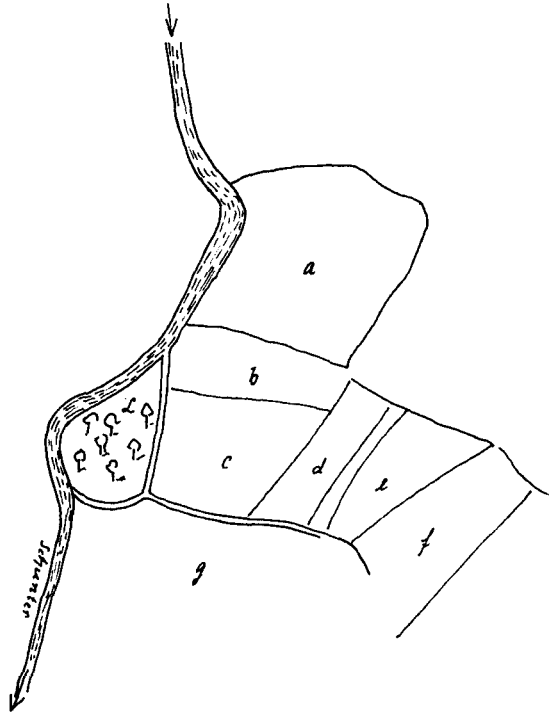


Abb. 1 In einem Bogen der alten Schunter lag die Luersburg

- a Im Bruche, auch Wiese mit Ellernbusch — 280 M 90 R.
- b Christian Curd — 3 M 65 R.
- c Nr. ass. 17 Christian Beese — 4 M 11 R.
- d August Evers Nr. 29 — 3 M 10 R.
- e Ernst Ration
- f Walbrandt
- g Die Ochsendorfer Wiesen im Spitzwohlde — 66 M 15 R.

Nach Käufer, Collectaneen. Handschrift im Stadtarchiv Braunschweig



Abb. 2 So sah die Burgstelle am 30. November 1966 aus

Foto: H. A. Schultz

Leider liegen aus der Geschichte dieser Burg keine urkundlichen Belege vor. Es gibt nur einige topographische Hinweise. 1840 soll hier noch Mauerwerk gestanden haben. In den Käufer'schen Collectaneen (Stadtarchiv Braunschweig H III₁, 13) findet sich die Nachricht: „nach Aussage des Erbschulzen Lippoldes zu Rieseberg sind auf der Luersburg viele zu Bauwerk verarbeitete grosse Mauersteine, theils mit Mörtel verbunden gewesen, ausgerodet und wieder verbraucht und zusammenhängende Mauerwände ausgehoben.“

In einem Briefe des Lehrers Rüscher zu Rieseberg teilt dieser am 20. März 1868 an Herrn von Strombeck mit, daß die Burg noch mit erkennbarem Graben, sowie mit einem Wall, früher auch mit starkem Mauerwerk und mit einem gemauerten Brunnen versehen war. Um 1884 war die Anlage dann wohl so zerstört, daß sie nur noch als Sandgrube verwendet wurde. Seitdem ist sie immer mehr verwildert.

Welche Bedeutung wird diese Burg gehabt haben? Häufig wird sie im Zusammenhang mit jenen Burgen genannt, die im 10. Jahrhundert zum Ausbau der Schunterlinie angelegt worden sind. An sich wäre dies denkbar, wenn man das alte Schunterbett rekonstruiert. Trotzdem verbleiben einige Unterschiede zu den anderen, besser bekannten Bor- oder Pallwällen des Schuntergebietes.

Im älteren Schrifttum deutete man Luersburg = Burg eines Ludger, was wohl nicht zutreffen kann. An diese Erklärung knüpfte man auch folgende Überlieferung, die man jedoch nur als Sage werten kann — die Luersburg sei von Ludger als Kloster gegründet und dann nach Helmstedt verlegt worden.

AUS DER *HEIMATPFLEGE*

Die steinzeitlichen Funde um Winnigstedt

Von Bernd-Uwe Meyer

Ein kleines Dorf wie Winnigstedt am Rande des Landkreises Wolfenbüttel ist in seiner vor- und frühgeschichtlichen Entwicklung nur im Zusammenhang mit größeren Räumen zu betrachten, sofern das überhaupt bisher möglich ist. Aus der Altsteinzeit und der nachfolgenden Mittelsteinzeit sind aus der Winnigstedter Umgebung keine Funde bekannt.

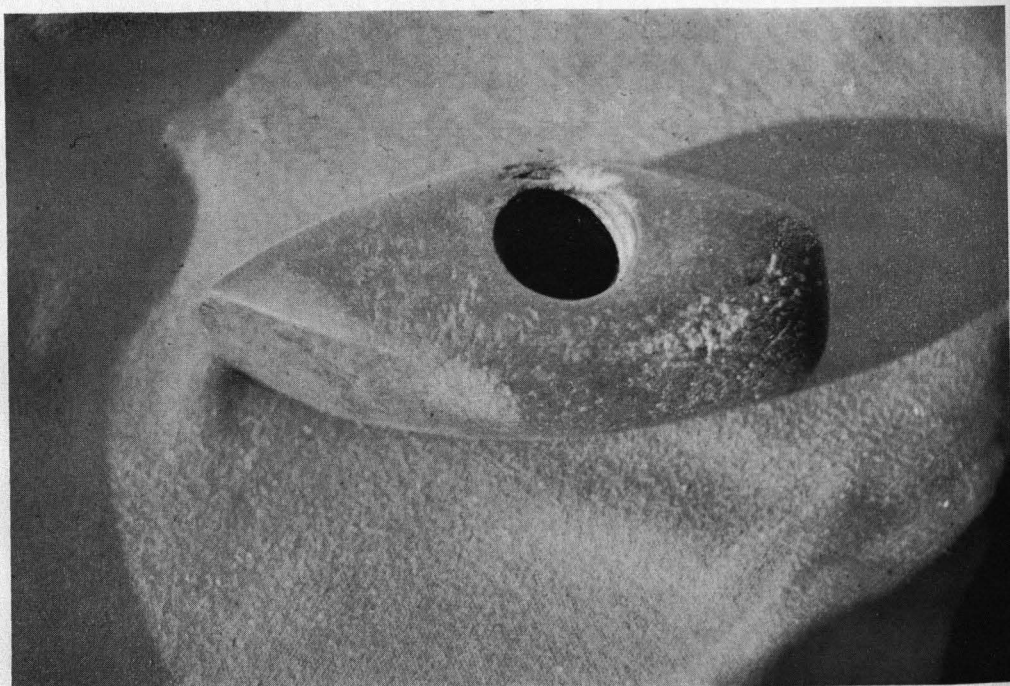
Aus der Umgebung von Asse und Osel stammen Funde, die in die Mittelsteinzeit zu datieren sind. Wenige Oberflächenlesefunde, die ich in den letzten Jahren südlich und südwestlich vor Roklum aufgelesen (und Herrn Dr. Franz Niquet vorgelegt) habe, sind ebenfalls mittelsteinzeitlich.

In der Epoche der Jungsteinzeit lebte mit Sicherheit der Mensch dicht um Winnigstedt. Die Jungsteinzeit setzt bei uns mit dem Auftreten der bandkeramischen Kultur im 5. Jahrtausend ein. Der Mensch wird jetzt sesshaft und er wird Bauer. Franz Niquet schreibt: „Die Entstehung des Bauerntums als erzeugende und auf Anlage von Vorräten gerichtete Wirtschafts- und Lebensweise gegenüber der aneignenden des Jägers, Fischers und Sammlers kann in ihrer Bedeutung für die wirtschaftliche und kulturelle Weiterentwicklung nicht überschätzt werden und ist sicherlich der wichtigste Einschnitt in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit.“¹⁾

Bandkeramische Geräte wurden westlich vor Roklum gefunden. Verschiedene Steinwerkzeuge auf den Fluren Winnigstedts hat man schon vor der letzten Jahrhundertwende aufgelesen. Zwei Geräte sind als Keile aus „hellgrünem Stein“ bz. „Grünstein“ bezeichnet; ein weiterer Keil war aus Feuerstein. Vorhanden war auch ein am Bohrloch abgebrochener „Hammer“. Bei dem Ortsteil Klein Winnigstedt fand man einst zwei nicht näher beschriebene Beile (eines dieser Beile soll 13,6 cm lang und 6,2 cm breit gewesen sein). Beim Bau der Eisenbahn bei Mattierzoll kam vor etwa 100 Jahren (1870) ein Menschen Schädel mit einer Hiebwunde zutage. Bei Klein Winnigstedt sollen auch Urnen sowie eine Steinhacke gefunden worden sein.

Eine 12 cm lange, durchbohrte und etwa 4000 Jahre alte Hammeraxt aus Stein wurde im Jahre 1971 gefunden. Sie befindet sich im Besitz des Verfassers. Der Fundacker liegt südwestlich vor Winnigstedt.

Der wichtigste und bisher interessanteste Winnigstedter prähistorische Fund stammt ebenfalls aus dem Bereich südwestlich von Winnigstedt. Am Grandkuhlenberg wurden am 10. August 1953 die ersten Anzeichen prähistorischer Überreste entdeckt. Skelettreste wurden sichtbar. — Zunächst dachte man an einen Mord und verständigte die Kriminalpolizei in Wolfenbüttel. Bald löste sich das Rätsel auf. Am 12. August 1953 legten der Prähistoriker Dr. Alfred Tode und andere



Hammeraxt aus Stein im Besitz von B.-U. Meyer

Foto: B.-U. Meyer

Helfer die Funde frei. Die Fundstelle war sofort als dunkle Eintiefung in den kalkkiesigen Grand hinein erkennbar. Zwei Scherben wurden gefunden, die in die Übergangszeit von der Jungsteinzeit zur Bronzezeit datiert wurden; ein erster Schädel fiel den Ausgräbern entgegen. In der etwa 1,40/1,50 m langen und 0,80/0,90 m breiten sowie etwa 1 Meter tiefen Grube wurden folgende Skeletteile gefunden: Brustkorb eines Kindes, Oberschenkel eines Erwachsenen, Wirbel, Teile eines Beckens, Armknochen, ein kleiner Oberschenkel und am Ostrand der Grube ein weiterer Schädel. Am südlichen Grubenrand fand man einen Unterschenkel mit dem Fuß eines Erwachsenen, nördlich hiervon den anderen Ober- und Unterschenkel, kindliche Armknochen und schließlich den auf der Seite liegenden dritten Schädel am Grubenwestrand.

Das Alter der drei Personen wurde folgendermaßen eingeordnet: 1. ein etwa 18 bis 20 Jahre alter nicht kräftiger Erwachsener, 2. ein Erwachsener im gleichen Alter, vermutlich weiblich, 3. ein Kleinkind. Hier hat man die Toten zerlegt vorgefunden. Man kann das wohl in Verbindung mit einem Ritus oder Aberglauben bringen.

Alle Winnigstedter Felder und die bisherigen Fundplätze werden von mir weiterhin beobachtet und abgesucht.

¹⁾ Niquet, F.: Vor- und Frühgeschichte des braunschweigischen Nordharzvorlandes. In: Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick. Braunschweig 1976, S. 21.

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz im Jahre 1977

Erste Veranstaltung im neuen Jahr war die Hauptversammlung am 28. Januar 1977. Sie war verbunden mit einer Studienfahrt nach Goslar (mit Besichtigung der ehemaligen Domvorhalle) und zum Kloster Riechenberg sowie mit dem traditionellen Schlachtestessen, das in „Willeckes Lust“ bei Hornburg veranstaltet wurde. Nach dem Jahres- und Kassenbericht für 1976 fand die Neuwahl des Vorstandes statt. Dieser setzt sich danach wie folgt zusammen: 1. Vorsitzender: Ltd. Bibliotheksdirektor Prof. Dr. J. Daum, Schatzmeisterin: Frau E. Henning, Schriftführerin und Herausgeberin der Vereinszeitschrift: Frau Dr. M. Wiswe, Leiter der Studienfahrten: H. H. Grote, Beisitzer: Dr. D. Brandes, Dr. R. Hagen, Frau G. Rieche, Landforstmeister i. R. Schmidt. In der Versammlung wurde der langjährige 1. Vorsitzende unseres Vereins Oberkreisdirektor i. R. W. Geffers zum Ehrenvorsitzenden, der langjährige geschäftsführende Vorsitzende Dr. H. A. Schultz zum Ehrenmitglied einstimmig unter lebhaftem Beifall der Anwesenden gewählt.

Am 3. März 1977 berichtete Archäologierat H. Rötting M. A. über die „Braunschweiger archäologische Denkmalpflege. Ergebnisse der Grabungen 1976“ mit Lichtbildern. Am 17. März 1977 sprach Prof. Dr. J. Daum über das Thema „Vom Collegium Carolinum zur Technischen Universität, dargestellt am Beispiel der Bibliothek“, ebenfalls mit Lichtbildern.

Am 9. April 1977 führte ein Studienspaziergang unter Leitung von Dr. D. Brandes in die Buchhorst, wo besonders die Pflanzen der Krautschicht betrachtet und Fragen des Naturschutzes besprochen wurden.

Die Studienfahrten standen unter Leitung von H. H. Grote. Die erste führte aus Anlaß des 200. Geburtstages von C. F. Gauß nach Göttingen. Auf der nächsten Exkursion am 23. April 1977 wurden die ehemaligen Klöster Clus und Brunshausen bei Gandersheim besucht. Den Höhepunkt unter den Studienfahrten schließlich bildete eine Reise zur Ausstellung „Die Stauer und ihre Zeit“ in Stuttgart vom 1. bis 3. April 1977. Außer der Ausstellung standen weitere kunsthistorisch interessante Ziele auf dem Programm.

Die nächste Exkursion am 6. August 1977 galt den mittelalterlichen Kirchen in Ochsen-dorf und Süplingenburg sowie dem Schloß und Park von Beienrode.

Vom 31. August bis 9. September veranstaltete unser Verein erstmals eine längere Exkursion, deren Ziele im Ober- und Mittelrhein lagen. Besucht wurden u. a. Freiburg, Speyer, Worms, Mainz und Köln.

Mit Beginn des Winterhalbjahres wechselte unser Verein den Vortragsraum. Alle Veranstaltungen sollen jetzt im Braunschweigischen Landesmuseum stattfinden. Am 10. November sprach hier Dr. P. Giesau, Dezernent für Denkmalspflege im Verwaltungsbezirk Braunschweig über die Denkmalspflege im Braunschweigischen in den letzten fünf Jahren anhand sehr intraktiver Lichtbilder.

Am 8. Dezember 1977 gaben Angehörige der Städtischen Musikschule Braunschweig unter Leitung von H. Müller-Seidlitz für die Mitglieder und Freunde unseres Vereins ein vorweihnachtliches Konzert. Auf dem Programm standen u. a. Werke von Vivaldi, Buxtehude, Lübeck und Telemann.

Im Berichtszeitraum traf sich der Vorstand zu fünf Sitzungen. Besprochen wurden Fragen der Geschäftsführung, der Programmgestaltung und des Naturschutzes. Auch über die Problematik des Olschieferabbaus wurde diskutiert. In der Sitzung vom 23. Juni 1977 wurde beschlossen, anstelle des selbständigen Mitteilungsblattes „Braunschweigische Heimat aktuell“ dieses als letzte Seite in den „Riddagshäuser Nachrichten“ erscheinen zu lassen. Dadurch erhalten unsere Mitglieder zusätzlich diese Publikation.

M. Wiswe

Neues heimatliches Schrifttum

Paul Barz: Heinrich der Löwe. Ein Welfe bewegt die Geschichte. Biographie. Bonn: Keil Verlag 1977. 432 S., 27 Abb., 3 Karten, 1 Stammtafel, Leinw.

Die Reihe der neuerdings verbreiteten, sog. historischen Sachbücher, die von den Pharaonen bis zu Hitler reichen, ist auch hierzulande durch ein weiteres Beispiel vermehrt worden. Der in seiner Residenz Braunschweig immer noch wohlbekannte Welfenherzog hat in P. Barz, einem 34-jährigen Journalisten, einen engagierten Biographen gefunden, der sich nach 10-jährigem Aufenthalt in der Löwenstadt offenbar vom spiritus loci zu seinem Unternehmen beflügeln ließ. B. kann und will natürlich kein wissenschaftliches Werk vorlegen, sondern ein volkstümliches Lesebuch. Das ist ihm auch weithin gelungen, allerdings mit sprachlichen Mitteln, die dem Gegenstand nicht immer angemessen sind. Der Journalist, dem es auf Sensation, Spannung oder anekdotische Wirkung ankommt, schaut hier beinahe aus jeder Zeile heraus. Das zeigen schon die Titel der Kapitel, vor allem aber die in Zeitungen üblichen Zwischenüberschriften, die den Inhalt interessant „aufmachen“ sollen. Daß der gute Geschmack dabei leicht in Gefahr gerät, ist verständlich. Ein paar Kostproben:

Heinrich ist für den Autor „der große, ungehobelte Junge“ oder „unverschämte Bengel“, ein „Freund großer grober Worte“ und „kein Kavalier bei den Damen“, später „der unverbesserliche Querkopf und Störenfried“, ein „immerwährendes Ärgernis“, jedoch ein „Sinnbild schweißtreibender Tüchtigkeit“. Er verhält sich wie ein „hartgesottener Firmenboß, der ein Konkurrenzunternehmen gezielt in den Bankrott treibt, um es dann selbst zum Vorzugspreis dem eigenen Konzern einzuverleiben oder an seiner Stelle eine eigene Filiale zu eröffnen“. Dankwarderode — früher von „Reitsaal-Kargheit“ — wird jetzt zur „Wohnung eines Millionärs“. Auf der nahegelegenen Insel Jägerhof „wird sich (echt braunschweigisch) die Zeit mit Vogelfang vertrieben“. Heinrichs Oheim Welf VI. ist „der Lebegreis auf der Ravensburg“. Die Staufer, „die Sippe aus dem Halbdunkel“, sind „arme Schlucker“, Barbarossa ist der „für

visionäre Aufschwünge hochbegabte Vetter“, sein Sohn Heinrich VI., der sich „mit der ältlichen Konstanze verkuppeln ließ“, ist „das böse kleine Genie“, das die unerwünschte „Hochzeit des Jahres“ zwischen Heinrichs des Löwen Sohn mit der Pfalzgrafentochter schließlich nicht „zur Staatsaffäre hochzupusten“ vermag. Den Gegensatz zwischen Welfen und Staufern kennzeichnet der Autor sportlich: „nach zahllosen Runden voller Schwankungen und Wechselfälle ein klarer Sieg für die Staufer“. Der Gipfel ist jedoch die Überschrift „Pg. Heinrich“. Doch genug der Beispiele, bei denen man an Herrmann Mostar oder Joachim Fernau denken möchte. Mit diesen umgangssprachlichen Mitteln, die manchmal an den Jargon einer Boulevardzeitung erinnern, gibt der Verf. ein nicht genügend differenziertes Bild der Vergangenheit, und zwar mit unpassenden Zensuren aus der Gegenwart.

Noch ein paar sachliche Richtigstellungen in Auswahl: Welf, Welppe hieß allgemein ein junges Tier und erst in zweiter Linie Löwe (S. 117). Die Sorben saßen in der Lausitz und nicht im Havelland (S. 174). Hufe und Ministeriale werden schwach dekliniert (passim). Nicht die abgebrochene ottonische, sondern die salische Kaiserpfalz Goslar war Vorbild für Dankwarderode (238). Der spektakuläre Empfang Heinrichs durch den Seldschukensultan Kilitsch Arslan II. fand in Aksaray, 150 km nordöstlich von Ikonium statt, nicht in I., wohin man erst später zog (256 f.). Von Heinrich sind nicht „zahllose Urkunden“ überliefert (377), das Gegenteil ist leider richtig. Die Doppelkapelle in Dankwarderode war zwei Heiligen gewidmet: oben St. Georg, unten St. Gertrudis (408). Die Auflösung alter Namen hat dem Verf. offenbar Schwierigkeiten bereitet. Es muß also z. B. heißen: Scharzfeld, Pöhlde (120), Reichersperg am Inn (273), Hornburg (292), Werla (315), Walkenried (373). Häufig ist von der Gelnhauser (statt Gelnhäuser) Urkunde die Rede, deren schlechte Abbildung übrigens keinerlei Aussagewert besitzt. Auch die umfangreiche Bibliographie läßt vom bibliothekarischen Standpunkt aus an Genauigkeit sehr zu wünschen übrig. ergänzend

sei noch auf die grundlegende Arbeit von R. Drögereit über „Niedersachsen und England“ (Nieders. Jb. 15, 1938) und den Beitrag „Heinrich der Löwe und England“ (Braunschw. Kal. 1948) hingewiesen. Entgangen ist dem Verf. leider auch der prächtige spätmittelalterliche Bilderzyklus der Heinrichsage in der Stiftsschule zu Karden (Kr. Cochem). Wie im übrigen der beste Kenner Heinrichs des Löwen, Prof. Karl Jordan-Kiel, die vorliegende Arbeit beurteilt, ist im Niedersächsischen Jahrbuch 49/1977 nachzulesen.

Fassen wir zusammen: diese Biographie, die an ein Drehbuch erinnert, ist das typische Erzeugnis eines mediengewandten Autors, der im Rahmen der ihm zu Gebote stehenden Mittel einen historischen Gegenstand mehr oder minder belletristisch zu bewältigen sucht. Bestenfalls ist Heinrich der Löwe damit wieder einem anspruchlosen breiteren Leserkreis etwas näher gebracht worden. Auf die abschließende große Biographie werden wir leider auch weiter warten müssen. Richard Moderhack

Geord Dehio: Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler. Bremen/Niedersachsen. Bearbeitet von Gottfried Kiesow u. a. München und Berlin: Deutscher Kunstverlag 1977. IV und 1062 S., 13 Karten. Leinen.

Unter Federführung der Staatlichen Denkmalspflege Niedersachsens war bereits in den ausgehenden 1950er Jahren mit der Neubearbeitung dieses Bandes des traditionsreichen Standardwerkes begonnen worden. Im Unterschied zu den früheren Auflagen des Werkes sind hier erstmals die Länder Niedersachsen und Bremen als geschlossene Einheiten behandelt. Erhebliche Teile des Bandes waren bereits 1974 vollendet. Einige besonders früh abgefaßte Artikel sind einer Überarbeitung unterzogen worden. Mit der überaus langen Entstehungszeit werden im Vorwort Uneinheitlichkeiten innerhalb des Bandes sowie nicht immer auf neuen Stand befindliche Einzelheiten vorab gerechtfertigt. Gliedert ist der Band alphabetisch nach den Namen der politischen Gemeinden (Stand: 1.3.1974). Bei den Ortsnamen ist jeweils ein diesbezüglicher Verweis angebracht. Ein umgekehrtes Vorgehen hätte gewiß

die Benutzbarkeit auf Reisen erheblich erleichtert und würde darüberhinaus der Ortsnamentradition besser gerecht. Die berücksichtigten Orte werden auf Übersichtskarten verzeichnet. Bedauerlicherweise fehlen auf diesen die Grenzen der politischen Gemeinden.

Bei der Auswahl der aufzunehmenden Denkmäler ist man dankenswerterweise sehr großzügig verfahren. Schon eine erste Lektüre der auf den Braunschweiger Raum bezüglichen Texte läßt im einzelnen eine große Oberflächlichkeit und verschiedentliche Ungenauigkeiten bemerken. Allgemeinplätze und allgemeine Angaben haben im Grunde keinen Informationswert. Wenn schon an Bauten Wappen erwähnt werden, dann erwartet man auch den (wiederholt fehlenden) Hinweis auf die Träger oder eine kurze Deutung, wie sie aus der Literatur in der Regel leicht zu ermitteln ist. Beim Artikel Groß Schwülper, um einmal ein konkretes Beispiel zu geben, vermißt man Angaben über den Abbruch des Schlosses und den Verbleib von Bauteilen (Decke im Schloß Wolfenbüttel). Wenig Sorgfalt — und viel weniger als in vergleichbaren Standardwerken (z. B. Reclams Kunstführer) — ist offenbar auf die Wiedergabe von Namen gelegt, z. B. Besitzer des Gutes Dorstadt von Löbbecke (und nicht von Lübbecke), Grabstein in Salzgitter-Barum Heuckenroth (und nicht Henckenroth), Familie von Saldern (und nicht von Salder), Grafen von der Schulenburg (und nicht von Schulenburg). Bei den Porträts der Familie von Saldern im Städtischen Museum Salzgitter handelt es sich übrigens um Kopien. Andere Rezensenten haben ähnliche Mängel wie die hier für das Braunschweigische angeführten für das Oldenburger und Hildesheimer Land festgestellt. Man hätte diese einschränken können, wenn man in stärkerem Maße ortsansässige Mitarbeiter herangezogen hätte.

M. Wiswe

Albrecht Lehmann: Das Leben in einem Arbeiterdorf. Eine empirische Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Arbeitern. Göttinger Abhandlungen zur Soziologie und ihrer Grenzgebiete Bd. 23. Stuttgart: Ferdinand Enke 1976. X, 194 S. Kart.

Die Arbeit verdient schon insofern eine Besprechung in der Braunschweigischen Heimat, als sie sich auf den braunschweigischen Flecken Greene bezieht, der jetzt Ortsteil von Kreiensen ist. Der Verfasser des Buches ist Volkskundler, doch sind ihm zugleich soziologische Arbeitsweisen und Probleme vertraut. Seit 1965 war er in Greene ansässig, und seine Frau war dort Lehrerin. Die so bedingten Beziehungen zur Ortsbevölkerung hat er gründlich für seine Arbeit zu nutzen verstanden. Ein Ortsfremder hätte eine derartig lebensnahe, wirklichkeitsbezogene Leistung in gleicher Weise schwerlich bewältigen können. Die Feldforschung ergänzt der Verfasser durch Rückblicke in die Vergangenheit, wozu er auch Archivalien heranzieht. Jahrhundertelang war Greene Sitz eines Amtes, unterster Verwaltungsbehörde, die mit einer von einem Amtmann als Domänenpächter verwalteten Staatsdomäne verbunden war. Die Behörde wurde 1825 (nicht 1919!) aufgehoben, der Domänenbetrieb 1964 aufgesiedelt. Der Charakter als zentraler Ort ging seit etwa Mitte des vorigen Jahrhunderts zugunsten des benachbarten Eisenbahnknotenpunktes Kreiensen verloren. Das alles hat auf die Entwicklung Greenes sich in verschiedener Hinsicht ausgewirkt. Die Verbesserung der Einkommensverhältnisse der hier behandelten Bevölkerungskreise hat diese Anteil nehmen lassen an den Errungenschaften der Technik und der allgemeinen Entwicklung des kulturellen Lebens und überhaupt der Lebensführung. Allen diesen Erscheinungen und Veränderungen ist der Verfasser nachgegangen. Die Beziehungen der Einwohner in der Familie und bei den verschiedenen Begegnungsmöglichkeiten in der Öffentlichkeit kommen zur Sprache. Wandlungen sind auch da erfolgt. Ist in Greene auch heute noch der Garten „vor allem auf Ertrag angelegt“, so hat hier die Tierhaltung kaum noch „wirtschaftliche Bedeutung“. Die Ziege als „Kuh des kleinen Mannes“ ist praktisch ausgestorben! Beachtung verdienen auch die Ausführungen über das Gastarbeiterproblem. Bei aller Sachlichkeit und Wissenschaftlichkeit bietet das Buch doch eine anregende Lektüre. Spätere Generationen

werden es als wertvolle Geschichtsquelle schätzen. HW

Dissen Dag un all de Daag. Plattdüütsch Andachtsbook. Hrsg. v. Arbeitskreis „Plattdeutsch und Kirche“ der Theol. Akademie Celle/Hermannsburg (Hannover). Berlinstraße 4, 3100 Celle.

Das ist einmal etwas völlig Neues, ein Andachtsbuch für alle Tage des Jahres in unserer schönen, kraftvollen niederdeutschen Sprache! Jahrhundertelang hat die Lutherkirche das Plattdeutsche zurückgedrängt zugunsten der Sprache der lutherischen Bibel. Das im Vorwort unseres Buches als letztes Buch der Art erwähnte 1517 bei Adam Petri in Basel gedruckte Plenar war eine Übersetzung aus oberdeutschem Dialekt und gehört zudem der vorlutherischen Zeit an. Sicherlich haben unsere Dorfpfarrer in der Reformationszeit und auch noch darüberhinaus plattdeutsch gepredigt, wie denn ja auch die ältesten Kirchenbücher hierzulande wenigstens zu einem Teil plattdeutsche Eintragungen aufweisen. Zudem sind viele Schriften der Reformationszeit ins Niederdeutsche übertragen worden. Langsam nur ist in der lutherischen Kirche das Plattdeutsche zu Ehren gekommen, merkwürdigerweise mit dem Zurücktreten des Plattdeutschen im täglichen Leben weiter Kreise der Landbewohner. Um so erfreulicher ist es, daß ein Arbeitskreis an der Theologischen Akademie der Ev.-luth. Landeskirche Hannovers uns Niederdeutschen dieses Andachtsbuch beschert hat. Besonders gut ist, daß die Vertreter aller Landschaften zwischen Harz und Nordsee in ihm ihre Mundarten wiederfinden, ohne daß das allgemeine Verständnis gelitten hat. Auch das zur Zeit des niederdeutschen Kirchenreformators gesprochene Niederdeutsch kommt erfreulicherweise zu seinem Recht. Der Leser findet in den „Anmerkungen zu den Sonntagstexten“ entsprechende Hinweise. Es ist höchst wünschenswert, daß auch unsere Braunschweigische evangelisch-lutherische Landeskirche sich dieser Sache annimmt und sich ein Kreis sprachkundiger Theologen zusammenfindet, um auch hier ein entsprechendes Werk zu schaffen, zum Wohl einer lebendigen Kirche und zur Freude aller Heimatfreunde! HW

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e.V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

64. Jahrgang

September 1978

Heft 2

450 Jahre Reformation in Braunschweig

Johannes Bugenhagen, der Reformator Braunschweigs

Von Gottfried Zimmermann

„... negotium autem evangelii hic adhuc prospere agit ...“ („... die Sache des Evangeliums aber geht hier bisher gut voran ...“)

Aus einem Brief Bugenhagens vom 22. Juli 1528 aus Braunschweig an einen befreundeten Arzt in Magdeburg.

Wer von Reformation hört, denkt in der Regel zuerst an Martin Luther, an Wartburg, Worms und Wittenberg. Diese Namen haben im Laufe der Zeit symbolische Bedeutung gewonnen. Daß neben Luther an sehr verschiedenen Orten sehr viele Männer am Werk gewesen sind, die seine Sache in selbständiger Aneignung ergriffen und in ihren Verhältnissen durchgesetzt haben, wird dabei nicht immer mitgedacht. Es handelt sich um einen großen Kreis weniger bekannter oder auch schon vergessener Namen. Ob sie in Luthers Nähe wirkten oder ferne von ihm, eins haben sie gemeinsam: sie haben alle in seinem Schatten gestanden. Ihr Bild hat sich im Wandel der Zeit meist noch verdunkelt. Im allgemeindeutschen Geschichtsbewußtsein, soweit vorhanden, verbinden sich mit „Reformation“ eigentlich nur noch die Namen Luther und Melanchthon. Die Erinnerung an die anderen lebt nur in bestimmten Bereichen fort. Das gilt auch für Bugenhagen.

Wir schätzen Bugenhagen richtig ein, wenn wir in ihm sowohl den verlässlichen Vollstrecker von Luthers reformatorischen Gedanken sehen als auch den vornehmsten Repräsentanten eben jener Zahllosen, die das Werk der Reformation aufgegriffen und in ihren Wirkungsbereichen weitergeführt haben. Der Einfluß von Bugenhagens Wirksamkeit im kursächsischen, vor allem aber im norddeutschen Raum und darüber hinaus ist von größerem Gewicht gewesen, als eine heutige rückschauende Betrachtung ohne weiteres zu erkennen vermag. Letztlich hat überhaupt erst das Heraustreten aus seinem Wittenberger Lebenskreis Bugenhagen zu dem gemacht, der er schließlich wurde. Der Aufbruch aus seiner pommerschen Heimat ließ ihn in Wittenberg zum Schüler, Freund und Mitarbeiter Luthers werden, durch die Berufung nach Braunschweig und in die anderen norddeutschen Städte aber wurde er zum Reformator, der auf diesen Arbeitsfeldern sein Charisma der Lenkung und Leitung erst ganz entfaltete und einsetzte. Darum gilt es, den Weg zurückzuverfolgen, der Bugenhagen zunächst aus seiner Heimat nach Wittenberg führte.

Die Reformation hat ihren Ursprung im Kloster. Der Reformator Martin Luther war ein Mönch gewesen. Auch Johannes Bugenhagen verließ, als er sich nach Wittenberg aufmachte, einen klösterlichen Wirkungskreis. In Braunschweig war es der Benediktinermönch Gottschalk Kruse vom Kloster St. Ägidien, der zum Wegbereiter der Reformation wurde. Es ist auffallend, wie Bugenhagens und Kruses Wege hin zu Luther einander ähneln. Bugenhagen, im pommerschen Belbuck zuletzt Lektor im Konvent des dortigen Prämonstratenserklosters, widerspricht, wie Gottschalk Kruse in entsprechender Situation, aufs heftigste, als ihm erstmals eine Lutherschrift unter die Augen kommt. Aber die befreiende Kraft der Botschaft Luthers wird beiden bald und tief aufgehen. Beide, Kruse wie Bugenhagen, ruhen von stund an nicht, bis sie in Wittenberg zu Luthers Füßen sitzen. Beide erleben sie übrigens dort Luthers Abreise zum Reichstag von Worms. Wahrscheinlich sind sie in Wittenberg einander begegnet.

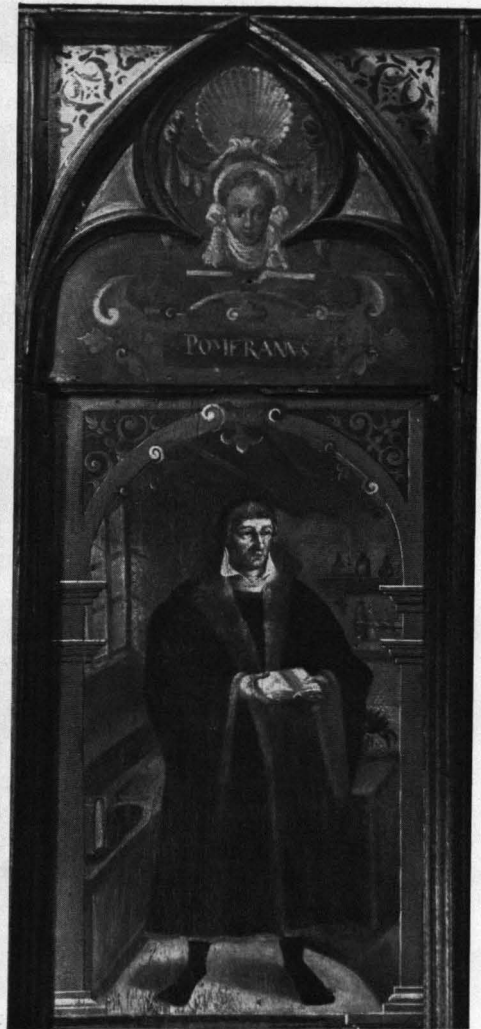
Gottschalk Kruse ging zurück nach Braunschweig, Bugenhagen blieb in Wittenberg. Er war damals 35 Jahre alt, zwei Jahre jünger als Luther. In erstaunlich kurzer Zeit fand er persönlich Kontakt zu Luther; aber auch zu Melancthon, der Bugenhagens Ingenium rasch erkannt hatte und ihn zu Vorlesungen an der Universität ermunterte. Luther hegte zu dem Neuankömmling von der ersten Stunde an Zuneigung und Vertrauen. Als im Herbst 1523 die Gelegenheit günstig war, vermittelte er Bugenhagens Wahl zum Pfarrer an der Wittenberger Stadtkirche. Damit wurde Bugenhagen Luthers Seelsorger, sein „Beichtvater“, und er blieb es bis an Luthers Ende.

Dieses besondere Verhältnis zwischen den beiden starken Charakteren gibt Fragen auf. Gewiß bestand zwischen Luther und Bugenhagen ein ganz persönliches Vertrauensverhältnis, aus dem im Lauf der Zeit eine dauernde Freundschaft erwuchs. Doch waren beide recht verschiedene Charaktere. Dem viel von Skrupeln und Schwermut, ja tiefen Depressionen gequälten, oft von Krankheit und Schmerzen geplagten Luther stand Bugenhagen gegenüber mit seiner im Grunde unkomplizierten Natur, mit seiner Ausgeglichenheit und urgesunden Konstitution. Luther empfand Bugenhagens Nähe wohlthuend; er suchte sie zuweilen, weil er sie brauchte. Luther hat tiefe und tiefste Anfechtungen durchschreiten müssen, lebenslang und immer wieder. In solchen Stunden und Tagen nahm er Bugenhagens Zuspruch und Tröstung an; ja, er ließ sich Zurechtweisung und zuweilen harte Worte von ihm gefallen. Hinterher aber gab er zu erkennen, mehr als einmal, er habe Bugenhagens Wort als heilsame und aufrichtige Kraft erfahren. Hier war mehr als Arbeits- und Schicksalsgemeinschaft, mehr als Vertrauen und Freundschaft, dieses Zusprechen und Hören war in dem Wort begründet, das beide im Glauben miteinander verband.

Schon ehe er nach Wittenberg kam, hatte Bugenhagen Luthersche Traktate kennengelernt. Aber erst Luthers 1520 erschienene, kritisch-polemische Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“, deren Lektüre ihn zunächst schockiert hatte, überzeugte ihn ganz. Als ihm dann Luther seinen bahnbrechenden Sermon „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ persönlich übersandte, war die Brücke geschlagen. Bugenhagen hat sich in Luthers Verständnis der Bibel und in seine theologischen Anschauungen intensiv eingearbeitet, und sie sich ganz eigenständig angeeignet. Als er in Wittenberg vor wachsender Zuhörerschaft Vorlesungen über die Psalmen hält, findet er bei Luther hohe Anerkennung. Ganz überschwenglich aber klingt Luthers Lob in der Vorrede, die er Bugenhagens 1524 im Druck erschienener lateinischer Auslegung des ganzen

Porträt des Johannes Bugenhagen
in der Brüdernkirche in Braunschweig

Foto: O. Hoppe



Psalters mit auf den Weg gibt. Fast wird man an den Stil der Humanisten erinnert, die einander mit Elogen hochzujubeln pflegten, wenn Luther feststellt, Bugenhagen gebühre der erste Platz unter allen Interpreten des Psalters in der Welt! Mit der Kommentierung weiterer biblischer Bücher Alten und Neuen Testaments setzte Bugenhagen die Reihe seiner Auslegungen fort. Schriften über die hl. Taufe, über das Altarsakrament, über das Klosterleben und andere schlossen sich an. Sie belegen die Vielfalt seiner praktisch-theologischen schriftstellerischen Arbeit.

Mit seinen Vorlesungen über die Psalmen hat der jetzige Wittenberger Dozent im Grunde wieder aufgenommen, was er vor Jahren mit den Mönchen im Kloster Belbuck betrieben hatte. Auch eine andere Frage hatte schon den einstigen Klosterlektor beschäftigt, nämlich das Problem der Harmonisierung der Evangelienberichte über die Passion und Auferstehung Jesu Christi. In Wittenberg griff

er die Sache wieder auf und ließ bereits 1524 das Ergebnis seiner Arbeit in Gestalt einer zunächst lateinischen Harmonie der Passions- und Auferstehungsberichte erscheinen, der bald eine hochdeutsche Ausgabe folgte. Diese wurde ein ganzes Jahrhundert nachgedruckt und in zahlreichen, durch Erläuterungen, Predigten und Illustrationen erweiterten Ausgaben neu aufgelegt, auch noch durch Texte zu Christi Himmelfahrt und zur Zerstörung Jerusalems vermehrt. In den Kirchen zu den liturgischen Lesungen und in den Häusern als Andachtsbuch gebraucht, ist diese Schrift Bugenhagens in der Reformationszeit geradezu ein Volksbuch geworden. Als Anhang der Gesangbücher hat sie eine bis heute nachwirkende Verbreitung gefunden.

Von bedeutender Wirkung für das Reformationswerk im norddeutschen Raum sollte Bugenhagens Mitarbeit an der Übertragung von Luthers Neuem Testament ins Niederdeutsche werden. Bugenhagen hatte bald erkannt, daß durch die Übertragung von Luthers oberdeutscher Textgestalt ins Niederdeutsche dem neuen Verständnis des Evangeliums der Weg in Bereiche geöffnet würde, in denen das Niederdeutsche noch Amts- und Kirchensprache war. An der zweiten Ausgabe des niederdeutschen Luthertestaments von 1524 war Bugenhagen wesentlich beteiligt. Zehn Jahre später, im Frühjahr 1534, lag schließlich, nicht zuletzt dank Rat und Hilfe Bugenhagens, die ganze Lutherbibel in niederdeutscher Übertragung vor. Ihre werbende Wirkung kann für diese Gebiete garnicht hoch genug eingeschätzt werden.

Noch ein Wort zu einem Werk Bugenhagens, das im Blick auf Entstehung und weiteres Schicksal ganz abseits steht. Es trägt den Titel „Pomerania“ und verdankt sein Zustandekommen einem Auftrag, den Bugenhagen im Jahre 1517 vom Pommernherzog Bogislav X. erhielt. Er sollte im Pommernland für den Kurfürsten von Sachsen Dokumente zur sächsischen Geschichte sammeln. So sehen wir denn just in dem Jahre, in dem die 95 Thesen Luthers Namen durch alle Lande tragen, den Klosterlektor Bugenhagen durch Pommern wandern und in den Archiven von Kirchen, Klöstern, Stiftern usw. nach historischen Dokumenten suchen. Eine groteske Vorstellung! Die Ausbeute für Sachsen lohnte sich freilich kaum, um so ergiebiger aber war der Ertrag für Pommern selbst. Diesen stellte Bugenhagen geschickt in einem Konvolut „Pomerania“ zusammen, den er dem Pommernherzog am 27. Mai 1518 gehorsamst überreichte. Nach Verlauf von zwei Jahrhunderten — es war die Epoche eines wiedererwachenden historischen Sinnes, in der in Braunschweig z. B. ein Philipp Julius Rehtmeier lebte — gab das fast vergessene Opus im Jahre 1728 ein Greifswalder Professor heraus. Nach annähernd wiederum zweihundert Jahren, im Anfang unseres Jahrhunderts, fand es erneut einen Bearbeiter, der es in einer kritischen Ausgabe vorlegte. So widerfuhr Bugenhagen, dem Historiker wider Willen, doch noch Gerechtigkeit, indem der Wert dieses Werkes für die Pommersche Geschichte und Volkskunde noch späte Anerkennung fand. Uns aber gewähren die „Pomerania“ willkommene Einblicke in Bugenhagens Anschauungen und Urteile aus seiner vorreformatorischen Zeit.

Ein Jahrzehnt nach seinen pommerschen Wanderungen wird Bugenhagen mitten im Reformationswerk stehen, und zwar in Braunschweig. Vorausgegangen war eine Berufung nach Hamburg, die sich aber wieder zerschlug, weil man in Hamburg Anstoß u. a. an Bugenhagens Verheiratung genommen hatte. Allgemein bekannt ist ja Luthers Verheiratung 1525 mit Katharina von Bora; kaum bekannt ist, daß Bugenhagen schon drei Jahre vor Luther die Ehe eingegangen war, ein für

Titelblatt der deutschen
Übersetzung des 1. Psalms
von Johannes Bugenhagen.
Wittenberg 1524

Original u. Foto:
Herzog August-Bibliothek
Wolfenbüttel



den geweihten Priester und jetzigen Wittenberger Pfarrer spektakulärer Schritt. Die enttäuschten Hamburger entschädigte er mit einem „Sendschreiben an die ehrenreiche Stadt Hamburg“, einer „Unterweisung von dem christlichen Glauben und den rechten guten Werken“ (1526). Diese Schrift, in der Bugenhagen den evangelischen Heilsweg umfassend erläuterte und begründete, enthält bereits wesentliche Elemente seiner späteren Kirchenordnungen, auch der Braunschweiger.

Vom Braunschweiger Rat berufen, von Luther freigegeben und vom sächsischen Kurfürsten beurlaubt, kam Bugenhagen am 20. Mai 1528, dem Tag vor Christi Himmelfahrt, in Braunschweig an. Was den Hamburgern Verlegenheit bereitet hätte, wurde von den Braunschweigern mit freudigem Willkommen begrüßt, nämlich daß Bugenhagen seine Frau Walpurga mitbrachte. Sowohl er als auch sie wurden durch Geschenke geehrt. Noch am Abend seines Ankunftstages ließ sich Bugenhagen in der St. Andreaskirche — diesen Vorgang dürfen wir nicht unerwähnt lassen — die Legitimation zu seiner Berufung durch die Handauflegung aller Braunschweiger Prediger vor Gott und den Menschen bestätigen. Tags

darauf, am Festtag Christi Himmelfahrt, stand er auf der Kanzel der Brüdernkirche. Vor einer riesigen Menschenmenge hielt er hier seine erste Predigt. In den reichlich drei Monaten seines Aufenthalts in Braunschweig hat Bugenhagen oft und viel, und wie man weiß, zuweilen auch sehr lang gepredigt, aber stets anschaulich und volkstümlich. Daneben hielt er gelehrte theologische Vorlesungen, führte schwierige Verhandlungen, fand dabei aber auch noch Zeit zu geselligen Stunden in den Häusern der Braunschweiger.

Mit ehrlichem Staunen steht man vor der Tatsache, daß dieser Mann für Verhältnisse, die ihm bis dahin fremd gewesen waren, in fünfzehn randvoll besetzten Wochen eine ganze Kirchenordnung entworfen, ausgearbeitet, mit den verschiedenen Parteien ausgehandelt, berichtigt und schließlich auf den Tisch gelegt hat. Wahrhaftig eine respektable Leistung, die Bugenhagen nicht allein durch starke geistige Konzentration, sondern vor allem dadurch vollbrachte, daß er seine Arbeit zu organisieren sowie Entscheidungen zum rechten Zeitpunkt und ohne Zögern zu treffen verstand. Wir wundern uns nicht, daß von Bugenhagens Korrespondenz aus diesen Braunschweiger Wochen so viel wie nichts erhalten ist; vermutlich aus dem einfachen Grunde, weil in diesen strapaziösen Wochen für normale Korrespondenz keine Zeit mehr blieb. Über seine Braunschweiger Predigten aber vermittelt uns wertvolle Kenntnis eine Anzahl Entwürfe von seiner Hand, die uns aus den ersten drei Wochen seines hiesigen Aufenthalts erhalten geblieben sind. Ein Berliner Archiv verwahrt den kostbaren Schatz. Aufschluß über den Wachstumsprozeß der Braunschweiger Kirchenordnung aber geben in allen wesentlichen Zusammenhängen die im Braunschweiger Stadtarchiv vorhandenen zahlreichen Dokumente. Freilich, auch ohne diese im einzelnen zu studieren, kann man von allen mit der Kirchenordnung zusammenhängenden Vorgängen, den Verhandlungen, Einsprüchen, Auseinandersetzungen usw. einen zwar mittelbaren, aber doch lebendigen Eindruck gewinnen allein durch aufmerksames Lesen der Kirchenordnung selbst. Sie ist ja nicht in der Diktion und systematischen Aufgliederung abgefaßt, die bei dergleichen Dokumenten heutzutage die Hand der gestandenen Kirchenjuristen verrät. Dies ist dem Stil Bugenhagens fremd. Für unsere Begriffe scheinen die 42 Abschnitte der Kirchenordnung freilich etwas willkürlich aneinandergereiht. Ihre sehr verschiedenartigen Elemente gewinnen aber sofort die einigende Mitte, wenn wir sie alle auf die entscheidenden Worte des Titels beziehen „Der ehrbaren Stadt Braunschweig christliche Ordnung, zu Dienst dem hl. Evangelium“. Es geht um das Evangelium; es geht darum, seinen Dienst um der Menschen willen zu ermöglichen und zu verwirklichen; es geht darum, ein tüchtiges evangelisches Schulwesen einzurichten, den Auftrag und Unterhalt der Prediger zu regeln sowie die Versorgung der Armen und Bedürftigen sicherzustellen, vor allem aber den rechten Gottesdienst wieder herzustellen. Es hat etwas zu bedeuten, daß ein ganzes Drittel vom Umfang der Kirchenordnung sich mit dem rechten, d. h. dem Gott wohlgefälligen Gottesdienst befaßt, wie er der Gemeinde in der Messe nach Luthers Verständnis gegeben und aufgetragen ist.

Die Kirchenordnung wollte nicht Ordnung neben dem Evangelium sein, sondern aus dem Evangelium. Sie wollte Evangelium in Gestalt der gesetzten Ordnung proklamieren und vorantreiben. So hat sie auf vielen Gebieten schöpferische Kräfte freigesetzt und neue Gestaltungen angeregt. Brauch und Sitte und alle gewachsenen Lebensformen waren ja seit Jahrhunderten mit dem Kirchenwesen aufs engste verflochten, weil weithin aus ihm hervorgewachsen. Eine reformatori-

Johannes Bugenhagen

Pomer/ dem leser.

Dy th nye Testament ys vlytich vordüdeschet/also das
me vnstrafflic de rechte menynghe alse de Euangelisten
vnde Apostele gescreuen hebben/hyr ynne lesen mach/vn-
de ys nicht alse de erste vordüdeschynghe was/ sinder reyn
vnde syn/ vth vnser werdigen vaders Doctoris Martini
vordüdeschynghe. Wo wol ouerst dat desse arbeyt ys vul-
lenbracht dorch eynen andern/ doch hebbe ick gehandelt
vnde rådt gegeuen in allen orden vnde steden dar yde
swer was in vnse düdesch tho bringende. Dar bauen ys in
dessem lesten drucke vlytigen thogedan dat ym vörigen
vorsümet vnde vthgelaten was / Dartho ock etlike ste-
de klärliker vordüdeschet. Gade sy loff vnde ere. Amen.

Gedrucket tho Wittemberch dorch Hans
Lufft. M. D. XXX.

Original: Bibliothek des Predigerseminars Braunschweig

sche Neuordnung mußte darum auch in den überkommenen sonstigen Anschauungen und Verhältnissen tiefgreifende Wandlungen nach sich ziehen.

„Beschrieben“, wie Bugenhagen sagt, werden die Dinge in der Kirchenordnung mit einer gewissen Breite, die die Herkunft mancher Stücke aus Predigten und Protokollen verrät. Die Darlegungen verlieren sich aber nie im Abstrakten; sie haben ihren Sitz im Leben, kommen aus Beobachtung und Erfahrung und zielen auf Praktizierung in der Gemeinde. Bugenhagen zeigte in allen seinen Überlegungen einen ausgesprochenen Sinn für das Praktische. Zugleich zeichnete den Reformator ein untrügliches Gespür für das geschichtlich Gewordene aus, für das organisch Gewachsene, mit dem er behutsam und weise umzugehen verstand. Diese Qualitäten waren die besten Voraussetzungen, dem Werk dieses Mannes Dauer und Bestand zu verleihen.

Am 5. September 1528 wurde die Kirchenordnung als städtisches Recht angenommen und am Sonntag darauf in den Gottesdiensten verkündet, wobei man das ambrosianische Te Deum laudamus anstimmte. Die Braunschweigische war die erste Kirchenordnung Bugenhagens, die inkraftgesetzt wurde. In den nächsten fünfzehn Jahren sind ihr noch einige gefolgt, bis nach Dänemark hinein. Sie sind alle der Braunschweiger verwandt, sind zugleich Vorbilder für andere geworden und haben Bugenhagen den Namen eines Reformators des Nordens eingetragen.

Bugenhagen hat Luther um zwölf Jahre überlebt. 1546 stand er in der Wittenberger Schloßkirche an Luthers Sarg und hielt ihm die Grabrede. Im Jahre 1558 — er starb am 20. April dreiundsiebzigjährig — fand er seine Ruhestätte in der Wittenberger Stadtkirche. Von einem Flügel des dortigen Hochaltars schaut sein Bildnis, von Lucas Cranach gemalt, noch heute herab. Auch Braunschweig hat die

Erinnerung an ihn in Bildern und Denkmälen festgehalten, sogar in dem Namen einer Kirche, um Bughagens Gedächtnis für die Verwirklichung und Fortentwicklung seiner Gedanken heute und künftig fruchtbar zu machen.

Kirchliche Jubiläen in der Stadt Braunschweig

Von Wolfgang A. Jünke

Vorbemerkung

Das im September 1978 anstehende 450-Jahr-Jubiläum der lutherischen Kirche in der Stadt Braunschweig kann dazu anregen, sich an frühere Jubelfeiern erinnern zu lassen, deren Abläufe sich teilweise in Drucksachen und Schriftstücken niedergeschlagen haben. Zwar sind derartige Rückblicke stets ein beliebtes Thema gewesen, — ausführlich wohl zuletzt von Heinrich Mack im Braunschweigischen Adreßbuch von 1928 behandelt —, dennoch ist es gewiß angebracht, wenigstens einige Streiflichter dieser vergangenen Ereignisse auch zu dem diesjährigen Fest aufleuchten zu lassen. In der vergleichenden Betrachtung kann uns deutlich werden, wie unsere Vorväter und Väter derartige Feierlichkeiten begangen haben und dabei dem jeweils herrschenden Zeitgeist entsprechende Tribute zollten. Im folgenden werden fast alle „Jubiläumsjahreszahlen“ berücksichtigt, während die Schilderung der Begebenheiten nur in Auswahl geschehen konnte, um den Rahmen des Beitrages nicht zu sprengen.

Im Schatten des Dreißigjährigen Krieges

1617: Schon der bekannte Braunschweiger Kirchenhistoriker Rehtmeyer sah sich bei der Abfassung seiner Chronik mit der Schwierigkeit konfrontiert, Material zur ersten Saekularfeier des Thesenanschlags von Martin Luther zu finden. Lapidar stellte er fest, 1617 habe „man Gott vor (= für) die erlangte Evangelische Wahrheit gedanket / und solche bis ans Ende der Welt zu erhalten angerufen; deswegen besondere Gebete dazu verordnet“. Daß es wegen des Jubiläums zu einem Schriftwechsel zwischen dem Rat der Stadt Braunschweig und dem Konsistorium in Wolfenbüttel kam, erwähnt er allerdings nicht. Letzteres hatte per Rundschreiben für das ganze Land angeordnet, wie das Jubiläum gebührend bedacht werden sollte. In dem vom 15. Oktober datierten Schreiben erinnerte es daran, daß Gottes Wort vor 1517 mit Menschengesetz ganz verdunkelt gewesen sei und erst „durch D. Martin Luther ans Licht gebracht und bis anjetzo wider alle Feinde und die Pforten der Hölle gnädiglich verteidiget und erhalten“ sei. Dafür müsse am 21. Sonntag nach Trinitatis, dem 9. November 1617, in allen Kirchen öffentliche Danksagung geschehen. Nach der Predigt solle daher das ‚Te Deum laudamus‘ und das Lutherlied ‚Eine feste Burg ist unser Gott‘ gesungen werden. Dieses Schreiben wurde auch der Stadt zugestellt, die aufgrund ihrer relativen Unabhängigkeit vom Herzog stets auch die eigene Kirchenhoheit beansprucht und faktisch inne hatte. In einem Antwortbrief teilte man daraufhin dem Wolfenbüttler Konsistorium mit, daß es „auch ein ehrwürdiges Konsistorium der Stadt Braunschweig für billig erachtet“ habe, des Thesenanschlags zu gedenken. Es sei dazu aber Sonntag, der 2. November ausersehen worden. Die Stadtpfarrer würden angewiesen, ihren Pfarrkindern nach geendigter Predigt anzu-

zeigen, „wie schlimm es im Papsttum war und welch großes Licht angezündet wurde“, als Luther 100 Jahre zuvor seine Thesen an die Wittenberger Schlosskirche nagelte. Braunschweig richtete seinen Termin nach der Praxis der anderen evangelischen Kirchen im Niedersächsischen Kreise aus, während Wolfenbüttels Anweisung um eine Woche davon abgewichen war.

1628: Inzwischen war der Dreißigjährige Krieg ausgebrochen. In der Stadt unterblieb ein öffentliches Gedenken an die 100. Wiederkehr des Tages, an dem die Bürgerschaft die Kirchenordnung Bugenhagens annahm. Die Not der Zeit ließ es nicht zu, da man auch die kaiserlich-katholischen Truppen nicht unnötig auf Braunschweig aufmerksam machen wollte.

1630: Auch das am 15. Juni 1630 von Herzog Friedrich Ulrich zusammengerufene Wolfenbüttler Konsistorium hielt aufgrund der Kriegslage ein Jubelfest anlässlich der hundert Jahre zuvor übergebenen Augsburger Konfession für das Land bedenklich. Es galt, jeden Anstoß zu vermeiden. Man ordnete freilich an, daß am Johannistag, dem 24. Juni 1630, nach der Predigt öffentlich der am 25. Juni 1530 dem Kaiser übergebenen Bekenntnisschrift gedacht werden sollte und die Leute zu herzlicher Andacht anzuhalten seien. Es gälte auch zu versichern, daß man bis an den Jüngsten Tag rein und lauter bei dieser Konfession bleiben wolle. Es mag sein, daß sich die Stadt Braunschweig dieser Regelung anschloß.

1655: Einhundert Jahre waren vergangen, daß am 25. September 1555 auf einem weiteren Reichstag in Augsburg der danach benannte Religionsfrieden geschlossen worden war. In ihm wurde die ev. Konfession der sich auf die oben erwähnte Bekenntnisschrift von 1530 berufenden Stände reichsrechtlich anerkannt und ein dauernder Friede in religiösen Fragen vereinbart. Wohl ebenso im Zusammenhang mit dem wenige Jahre zuvor beendeten drei Jahrzehnte währenden Schrecken, ordnete das Konsistorium eine öffentliche Danksagung in den Kirchen an und setzte als Termin den 20. Sonntag nach dem Trinitatisfest. Die stadtbraunschweigische Pfarrerschaft hatte den Brief mit dieser Verfügung sofort ungeöffnet dem Rat der Stadt übergeben. Dieser schrieb daraufhin nach Wolfenbüttel, er würde „nach altem Herkommen“ selbst entsprechende Entscheidungen fällen. Bereits am 19. Sonntag nach Trinitatis wurde Gott öffentlich in den Stadtkirchen gedankt und seine göttliche Vollmacht ferner inbrünstig angerufen, „das er bei uns den teuren Schatz seines seligmachenden Wortes bis an der Welt Ende väterlich erhalten wolle“. Heute mögen diese einwöchigen Terminverschiebungen unwesentlich erscheinen, damals äußerte sich in ihnen der städtische Wille zur Wahrung der Unabhängigkeit vom Landesfürsten. Diese kirchenpolitische Sonderstellung hat sich in der Stadt bis zu ihrer Unterwerfung im Jahre 1671 bewahren können. Erst danach hatte das fürstliche Konsistorium das Sagen.

Barocke Ausgestaltungen

1717: Die Zweihundertjahrfeier des Thesenanschlages fiel in die Periode einer lutherischen ‚Restauration‘. Der Vater des regierenden Herzogs August Wilhelm, Anton Ulrich, war 1709 aus wahrscheinlich politischen Gründen zur Röm.-kath. Kirche übergetreten. Die daraus in der Bevölkerung entstandene Besinnung auf das Werk Luthers hielt auch nach seinem Tode an, und der Sohn des Konvertiten nahm die Gelegenheit des Jubiläums wahr, dieser Rückbesinnung ‚öffentlichen Glanz‘ zu verleihen, zumal er den väterlichen Schritt mißbilligt hatte und selbst

ein überzeugter Lutheraner war. Am 1. September 1717 verordnete er „Unsern lieben Andächtigen und Getreuen / zum Geistlichen Gerichte in Unser Stadt Braunschweig, ... das Ihr auf den 31. Octobr. nechstkünfftig in allen Kirchen ... den Gottesdienst nach der Beylage“ einzurichten hättet. Eine Woche zuvor hatten die Prediger auf das bevorstehende Jubelfest hinzuweisen, das noch auf den 1. November ausgedehnt wurde. Am Vortage ertönten alle Glocken und an den beiden Festtagen fanden in jeder Kirche Morgen- und Nachmittagsgottesdienste statt. Es war nicht nur angeordnet, daß „nach der Hohen-Meß-Predigt beygehendes Dank-Formular ablesen / und darauf das ‚Te Deum laudamus‘“ abzusingen sei. Vielmehr waren sämtliche Gebete, Predigttexte, Lieder etc. bis in's kleinste Detail vorbereitet worden. Das zeigt etwas von der Sorgfalt und der Bedeutung, die man dem Gedenken beimaß. Unterstrichen wurde dies noch durch die Bestimmung, daß „überall die Boutiqen verschlossen bleiben / und also aller Handel und Wandel die zwei Tage über gäntzlich cessiren soll“. Eine genaue Beschreibung des Festes bietet die seinerzeit vom Stadtsuperintendenten Ermisch herausgegebene Festschrift. Ihr können wir auch die Predigten der Pfarrer und die Texte der in vielen Kirchen zur Aufführung gelangten Festmusiken entnehmen. Zudem zeugt sie von den Aufführungen der Höheren Stadtschulen, wobei es interessant ist, das dabei, wie im Katharineum geschehen, die niederdeutsche Sprache nicht zu kurz kam. Es ist hier leider nicht der Platz, den Inhalt dieser mehr als 300 Seiten umfassenden Schrift auch nur annähernd zu würdigen. Eines aber läßt sich erkennen: man wußte dieses Jubiläum im Stil der Zeit gebührend zu feiern. Sei es in den barock anmutenden, kunstvoll aufgebauten Predigten, sei es durch die festlichen Musikaufführungen, oder gar durch die Abfeuerung aller Kanonen, einschließlich der sagenumwobenen „Faulen Mette“, des größten Braunschweiger Geschützes, das in 400 Jahren nur neunmal betätigt worden sein soll. Und trotz dieser barocken Prachtenfaltung kam dennoch alles aus dem tiefen Bewußtsein, im Werk Luthers den allein seligmachenden Glauben erkannt zu haben. So fand zwar seine Verehrung in den Predigten, wo er mit dem Engel aus Offenbarung 14,6 und 7 verglichen wurde, auch ihren sichtbaren Ausdruck in der Aufstellung seiner Statue an einem Pfeiler der St. Martinikirche, aber der Hauptton lag doch auf der Botschaft des durch ihn „wieder an's Licht gebrachten“ Evangeliums. Dessen befreienden Zuspruch verstand auch der barocke Mensch, ja er fühlte sich auch dessen bedürftig.

1728: Die Zweihundertjahrfeier der städtischen Reformation verlief in einem ähnlichen Rahmen. Ende August ergingen die konsistorialen Verfügungen aus Wolfenbüttel: Die Hochmesse am 5. September solle wie gewöhnlich beginnen; als Kollektengebet befahl man das „Vom göttlichen Wort“, als Hauptgesang das Lied ‚Gott unser Vater‘. Nach der anschließenden Gelegenheit zum Vortrag eines festlichen Musikstückes, sei das Glaubensbekenntnis anzustimmen und danach die Predigt zu halten. Die Pastoren hätten in ihr in besonderer Weise den Spruch „Niemand kann zwei Herren dienen“ zu reflektieren. Das Lied ‚Ein feste Burg‘ und das Allgemeine Kirchengebet müßten folgen. Das ‚Te Deum laudamus‘ leite dann zur Feier des Heiligen Abendmahls über, das wie allsonntaglich den Hauptgottesdienst (der damals Hochmesse genannt wurde!) beenden würde. Auch dieses Mal erfuhr die Liturgie also eine genaue Regelung. Ebenfalls erschien eine umfassende Festschrift des Braunschweiger Superintendents Stisser. Sein Dank galt zunächst dem Landesfürsten August Wilhelm, dem er im Hinblick auf das Kirchenwesen bescheinigte: „Wie treulich wird der theure Land-Schatz von Ihnen, Gnä-

Gedenkblatt auf die
Zweihundertjahrfeier
der Reformation
in der Stadt Braunschweig
im Jahre 1728

Original:
Braunschweigesches
Landesmuseum



digster Herr, bewahret!" In seiner Festpredigt ermahnte er seine Hörer: „Diesen Tag soll ein jedes redliches Braunschweiger Stadt- und Gotteskind ihm selbst und in sein Hertz schreiben" und verglich im weiteren Verlauf derselben Luther mit dem Apostel Paulus und Bugenhagen mit dem Schüler des Apostels, Timotheus. Weiterhin können wir seinem Buch die „kurzen Auszüge" der in den Stadtkirchen gehaltenen Festpredigten entnehmen. Aus ihnen läßt sich die ungefähre Zeitdauer von 1 Stunde ermitteln, was aber seinerzeit das übliche Maß darstellte! Es folgen die Namen der Stadtgeistlichen, die Programme der akademischen Feiern in den Schulen, „einige in den Haupt-Kirchen aufgeführte musicalische Texte, wie auch etliche Hertzog. Medaillen auf dieses Fest geschlagen, nebst andern hieher gehörigen Kupfer-Stichen". Letztere von Beck'scher Herkunft. Erneut erschallten stundenlang die Kirchenglocken. Den Gottesdienst in der neuerbauten Schloßkapelle hielt in Anwesenheit des Hofes der Hofprediger Hagemann; der Einsatz von Trompeten und Pauken wird hierbei besonders erwähnt. Am Abend ließ es sich der Herzog nicht nehmen, die Prediger zu einem Festschmaus in das Schloß am Bohlweg einzuladen. Ein recht bekannter Kupferstich zeigt die zur Erinnerung an das Jubiläum wie ein C (lat. = 100) geformte Tafel mit den im Ornat erschienenen Pastoren. Sie saßen der herzoglichen Tafel gegenüber; nach dem Essen erhielten sie die schon erwähnten Medaillen und besahen das vom Herzog angeordnete Feuerwerk. Die Kanonade schloß mit einem Schuß der „Faulen Mette". Auch dieses Jubiläum stand unter dem Zeichen des Dankes, „daß wir dieses

unsers Orts annoch die Freiheit haben, uns durch reinen Gebrauch des Worts Gotts und der H. Sacramente miteinander zur Seligkeit zu erbauen . . ."

1730: Die nächste Gelegenheit bot die Zweihundertjahrfeier der Übergabe der Augsburgischen Konfession. Eine zweitägige Feier wurde angeordnet. Nach mehrfacher vorheriger Ankündigung sollte überall „die Jubel-Feyer mit zweyen zimlichen Pulsen eingeläutet / Beichte gesessen und es damit den folgenden Sonntag eben also gehalten / der jedesmahl anzufangende Fest-Gottes-Dienst aber / wie an denen hohen Feyer-Tagen mit dreyen Pulsen der Gemeinde kund gemacht werden. Bey anbrechendem Feyer — so wohl Sonn- als Montage seynd alle weltliche Geschäfte / Handel und Gewerbe gänzlich einzustellen / und diese Zeit allein zum Dienst Gottes anzuwenden“. Wieder fanden an beiden Festtagen in den Stadtkirchen morgendliche Hauptgottesdienste und Nachmittagsgottesdienste statt. In verschiedenen Abteilungen gelangte dabei die ganze Augsburgische Konfession zur Verlesung; auch der Gesang des ‚Te Deum laudamus‘ fehlte nicht. Damit bejahte und bekräftigte man, „daß vor 200 Jahren, am 25. Juni 1530, unsere reine Evangelische Glaubens-Lehre durch die öffentliche und standhafte Bekenntnis unserer gottseligen Vorfahren aus der dicksten Finsternis wieder an das helle Licht gebracht“ worden war. Ein besonderes Bonmot ist die Tatsache, daß der Herzog per Rescript die Französisch- und die Deutschreformierte Gemeinde in Braunschweig anwies, das Jubiläum in derselben Weise zu feiern wie die lutherischen Gemeinden und zwar „in allen Stücken reguliret werde“. Die Reformierten hatten in vielen Punkten eine andere Lehre als die in der Konfession von 1530 festgelegte. Ihr ‚Jubel‘ mußte sich daher mit gemischten Gefühlen paaren.

1755: Als Gedenktag war der 20. Sonntag nach Trinitatis bestimmt. Laut Bestimmung fand der Gottesdienst in der Form „der gewöhnlichen Messe“ statt. Nach der Predigt gedachte man des 200jährigen Religionsfriedens und sang im Anschluß daran das ‚Te Deum laudamus‘. In einem eigens geschaffenen Gebet stand u. a.: „Und diese edele Frucht des Religions- als zugleich des bürgerlichen Friedens, findet sich auch noch bey uns bis an den gegenwärtigen Tag.“

Im Zeichen der Aufklärung

1817: Das Geistesleben wurde von der Aufklärung bestimmt, in der Theologie herrschte der Rationalismus. Was ‚vernünftig‘ war, das galt, das konnte bleiben. Viel war es freilich nicht mehr, was dann blieb! So war manches Stück lutherischen Glaubens, lutherischer Liturgie als ‚mittelalterlich‘ über Bord geworfen worden. Und dennoch wurde sein Werk enthusiastisch gefeiert. Welch schwammige Ansichten seinerzeit die Gemüter bewegten, zeigt uns der Ausspruch eines Holzmindener Bürgers, der angesichts der dort das Jubiläum mitfeiernden Katholiken und Juden den Ausspruch tat: „Ihr mögt glauben, was ihr wollt, ihr gehört zu uns!“ Es muß daher noch eine andere Triebkraft für die Feier vorhanden gewesen sein und man geht sicher nicht fehl in der Annahme, diese in dem erwachten Nationalbewußtsein der Befreiungskriege zu sehen. Luther, der Deutsche gegen Rom. Deutschland gegen Napoleon. Darin liegt gewiß ein Grund, daß auch das 3. Saecularfest des Thesenanschlags festlich begangen wurde. Luther als symbolische Gestalt des einigen Deutschland. Als Festtage galten der 31. Oktober, ein Freitag, und Sonntag der 2. November 1817. Für die Stadtkirchen ordnete das Konsistorium folgendes an: der Vormittagsgottesdienst am 31. Oktober solle mit „einem vom Prediger zu wählenden erwecklichen Lobliede“ anfangen, „nach

welchem die Antiphone ‚Der Herr sey mit euch‘ angestimmt, eine der Feier des Tages angemessene Collecte gesungen und der 100te Psalm vorgelesen wird. Dann folgt ... die Kirchenmusik und ein ... Hauptlied ...“ Darauf die Predigt, nach derselben „aber das ‚Herr Gott dich loben wir‘ (= Te Deum laudamus) wo möglich unter Trompeten und Paukenschall, auch eine Antiphone und Collecte nebst einem Schlußverse gesungen. Communion wird an diesem Tage nicht gehalten.“ Von der Hochmesse vergangener Zeiten war nicht mehr viel übrig geblieben. Auch der Nachmittagsgottesdienst war ähnlich. Am Sonnabend, dem 1. November fand, „wo Confitenten sich anfinden, Vorbereitung zur Sonntags-Communion“ statt. Den Sinn des 2. Festages am 2. November gab das Konsistorium wie folgt bekannt: „Die Absicht dieser Feier geht vornehmlich dahin, die Gemeinen und besonders die Schuljugend an die heilsamen Folgen der Reformation für die Unterweisung, Bildung und Erziehung der Jugend zu erinnern ...“ Wieder fanden vor- und nachmittags Gottesdienste statt. Für die vielen zu haltenden Predigten hatte die Kirchenbehörde den Pfarrern mit auf den Weg gegeben, „daß sie die bevorstehende denkwürdige Feier ihren Gemeindegliedern so erwecklich und zur Belebung eines christlichen Sinnes und Wandels so wirksam, als möglich, zu machen sich bemühen, jedoch ... dem Geist der Liebe gemäß, aller kränkenden Äußerungen über andere Religionsparteien sich enthalten werden“. Man wünschte, mit dem Fest „dem hier und da drohenden Verfall der Religion männlich zu wehren, den herrschenden Verderbnissen der Sitten durch Lehre und Beispiel entgegenzuwirken ...“ Damit waren die Weichen gestellt und als Beispiel möge eine in der St. Blasiuskirche gehaltene Predigt mit dem Thema gelten: „Was fordert die ev. christl. Kirche von uns, ihren Genossen? 1. Eine fortschreitende Verbesserung des Religionszustandes, nämlich des Lehrglaubens und der Erbauungsgeschäfte; 2. Eine treue Anwendung der besseren Religionserkenntniß und Andachtübung auf das sittliche Leben.“ An sonstigen, außerkirchlichen Festveranstaltungen muß ein akademischer Vortrag des Hofrates Prof. Emperius vor den Lehrern und Studenten des Collegii Carolini erwähnt werden, der Anstalt, aus der die heutige Universität hervorgegangen ist. Das Thema lautete, wieder ganz im Sinn einer ‚vernünftigen Zeit‘: „Über die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit der durch Luther ausgeführten Kirchen-Reformation.“ Diese Rede liegt im Druck vor. Als letztes mag die Aufführung eines 5aktigen Trauerspiels (!) „Martin Luther“ von Klingemann am Abend des 31. Oktobers im Opernhaus auf dem Hagenmarkt erwähnt werden.

1828: Die Dreihundertjahrfeier der städtischen Reformation. „Sie war keine rauschende und betäubende, wohl aber eine wahrhaft gemüthliche Feyer!“ So urteilte im Nachhinein ein zeitgenössischer Chronist. Die auf Vernunft, Sittlichkeit und Tugend sich beziehenden Predigten ähneln denen von 1817, ebenso die Liturgie der Festgottesdienste am 7. September 1828. Interessant ist, daß es erst eines städtischen Anstoßes beim Konsistorium in Wolfenbüttel bedurfte, um das Jubiläum überhaupt zu feiern. Dieses wiederum fragte erst devot beim Herzog Carl II. an, der es ohne sonderliches Interesse genehmigte. Der rührige Stadtdirektor Wilhelm Bode war es gewesen; er war nun auch maßgeblich an der Ausgestaltung beteiligt. Die Stadt stiftete 500 Thaler zur Verbesserung der Volksschulen, um „das laufende Jahr auszuzeichnen“. Ihre obersten Vertreter waren es auch, die sich am 5. September zusammen mit den Predigern zu einem Festakt im Gesamtgymnasium versammelten. Am Morgen des Sonntags, dem 7. Septem-

ber, ertönte von den Türmen der Martini-, Katharinen-, Andreas- und Magnikirche „Nun danket alle Gott“, geblasen von den Hornisten des Leibbataillons. Um 7 Uhr ertönten dann die Kirchenglocken. Zahlreicher Besuch strömte durch die umkränzten Kirchenportale, „dokumentierte es doch ihren Sinn für religiöse Feyerlichkeiten und ihren protestantischen achtungswehrtene Gemeingeist“. Höhepunkt freilich war der um 14 Uhr in der Brüdernkirche stattfindende Festgottesdienst. In ihn zog eine stattliche Schar ein, u. a. Mitglieder des Staatsministeriums, des Stadtmagistrates, des Konsistoriums, alle Stadtprediger, Lehrer, Provisoren, Beamte, gänzlich abgesehen von den übrigen Bürgern. Der städtische Generalsuperintendent Henke hielt die Predigt, deren typischer Aufbau noch einmal als Beispiel für den Stil jener Zeit aufgeführt werden möge: „Das Werk der Kirchenverbesserung ist zu betrachten 1. in den segensreichen Wirkungen, die sie in unserer Stadt hervorbrachte, a) auf die Erleuchtung ihres Verstandes, b) auf die bessere Einrichtung ihrer öffentlichen Gottesverehrungen, c) auf ihre Sittlichkeit und Tugend, 2. in den hl. Verpflichtungen, die sie uns auferlegt . . . , a) zur innigsten Dankbarkeit gegen Gott, b) zum fortgesetzten rühmlichen Andenken an Luther und seine Gehülfen, c) zum Bestreben, die . . . Segnungen der bey uns geschehenen Kirchenverbesserung gewissenhaft zu benutzen . . .“ Damit hatte, um dem Chronisten das Wort zu geben, „der geistige Mensch seine volle Befriedigung bekommen; und nun war auch, nach der üblichen Weise aller Völker und Zeiten der sinnliche Mensch abzufinden“. Diesem Zwecke diente ein um 18 Uhr stattfindendes Festmahl im Saal des Medizinischen Gartens, die Illuminierung des Andreaskirchturms, von dessen Galerie Lieder geblasen wurden und auch Kanonensalven der Schützenvereine. Die Faule Mette war längst zersägt worden und so mußten sich die Braunschweiger mit jenen Salven begnügen, die das Ende jenes fast biedermeierlich zu nennenden Jubelfestes bedeuteten.

1830: Das Konsistorium ordnete an: der eigentlich auf den 25. Juni fallende Festtag solle am folgenden, 3. Sonntag nach Trinitatis begangen werden. Wo möglich, könnten Blasmusiken von den Kirchtürmen erschallen. „Der Gottesdienst beginnt . . . mit einem Lobliede. Darauf folgt . . . eine Festcollecte oder ein auf die Feier Bezug habendes Gebet vor dem Altare und die Vorlesung des . . . epistolischen Textes oder eines passenden Psalms; sodann das Hauptlied.“ Weiterhin wurden 14 Bibelstellen als Predigttext vorgeschlagen. „Nach der Predigt werden die durch die Festfeier angeregten frommen Empfindungen und EntschlieBungen in einem andächtigen Gebete ausgesprochen, und sodann wird das Lied . . . „Nun danket alle Gott“, wo es sein kann, mit Begleitung von Trompeten und Pauken gesungen. Wo sich Communicanten einfinden, ist die Gottesverehrung mit der Abendmahlshandlung zu beschließen, deren Feierlichkeit in den Stadtkirchen, wo zwei Prediger angestellt sind, durch die Theilnahme derselben erhöht werden wird.“ Ein merkwürdiger Passus, zeigt er doch an, daß die Prediger sich zumeist aus der Gemeinschaft der Empfangenden ausschlossen, obwohl sie das Sakrament selbst austeilten. Für den Nachmittag waren, wo üblich, Predigten oder Katechesen vorgesehen. Der schon erwähnte Stadtdirektor Wilhelm Bode griff zu einem Schachzug, um die Feier doch am eigentlichen Festtag, dem 25. Juni, begehen zu können: er reichte eine diesbezügliche Anfrage an das Staatsministerium ein, welches auch eine Genehmigung erteilte. So klangen am Morgen des 25. Juni 1830 Instrumentalmusiken der Hornisten des Leibbataillons vom Turm der St. Andreaskirche herab. Vier Stunden später, um 9 Uhr, versammelten sich

Christian Ludwig Ermisch
Kupferstich von J. G. Beck

Original: Braunschw. Landesmuseum



Minister, Lehrer, Geistliche, Militärbeamte und Kirchenvorsteher im Vorsaal des Neustadtrathauses, um gegen 9.30 Uhr gemeinsam zur Brüdernkirche zu ziehen, wo sie von den Hornisten mit Musik empfangen wurden. Den Gottesdienst hielt der Generalsuperintendent Henke. Mitteilenswert ist noch die Beteiligung des reformierten Predigers, der eine kurze Ansprache hielt. Damit, bemerkte ein Chronist, „sollte sich die auch bei uns längst anerkannte Einheit der beiden, jetzt nur noch in unwesentlichen Äußerlichkeiten voneinander getrennten protestantischen Bekenntnisse einmal recht deutlich ... aussprechen“. Ein Indiz dafür, daß man die Augsbургische Konfession kaum noch in ihren Anliegen begriff. Ein großes Festessen beschloß den Feiertag. Am 26. Juni fand in diesem Saal noch eine Schulfeier statt, während einen Tag später die vom Konsistorium angeordneten Sonntagsgottesdienste in den einzelnen Stadtkirchen gehalten wurden. Übrigens mußte sich Bode in einem Schreiben vom 10. Juli vor dem Konsistorium für die städtische Eigenmächtigkeit rechtfertigen, denn die Übergehung desselben war nicht ohne Verärgerung geblieben. Bei aller Höflichkeit rückte er aber nicht von seiner Entscheidung ab. Ein Rest Braunschweigischer Kirchenhoheit! Kann uns das erfreuen, stimmt uns doch so manches traurig, wie z. B. ein gesungenes Lied (Melodie: Gaudeamus igitur) mit folgendem Text: „Lieben Brüdern, freut euch drob, Wir sind Protestanten! Teufels Listen und Gewalten, Sollen unsern Bund nicht spalten, Den wir einst bekannten!“ Die Geschmacklosigkeit liegt auf der Hand, entsprach allerdings dem damaligen Empfinden.

1855: Die Dreihundertjahrfeier des Augsburger Religionsfriedens fand am Sonntag, dem 23. September statt. Nach der Predigt war ein besonderes Festgebet vorgesehen, zugleich wurden die Pfarrer angewiesen, „im Gottesdienste eine geschichtliche Mittheilung über den Religionsfrieden zu machen“. Am eigent-

lichem Gedenktag, dem 25. September, sollte „in den Schulen, beziehungsweise Gymnasien, auf geeignete Weise der Bedeutung des Tages gedacht werden“.

1860: Am 22. April jährte sich Melanchthons Todestag zum 300. Male. Das Konsistorium fragte beim Staatsministerium nach einer Gedenkfeier an. Dieses wies jedoch darauf hin, daß auch Luthers 300. Todestag 1846 nicht gefeiert worden wäre, deshalb auch Melanchthon eine solche „hohe Weise wie vorgeschlagen worden“ nicht gebühre. Deshalb müsse das Einläuten entfallen und die Kollekte nicht zum Bau eines Melanchthondenkmals in Wittenberg erhoben werden.

1868: Dreihundert Jahre waren vergangen, seitdem das gesamte Herzogtum Braunschweig mit dem 1568 erfolgten Regierungsantritt des Herzogs Julius evangelisch geworden war. Erstmals wurde dieser Tatsache festlich gedacht, indem die Prediger für den 20. Sonntag nach Trinitatis die Anweisung erhielten, in ihren Ansprachen darauf einzugehen. Weiter hieß es: „Wir zweifeln nicht, daß auch die Prediger der Stadt Braunschweig ... das Ereignis nicht unerwähnt lassen.“

Im Zeichen einer Lutherrenaissance

1883: Eine 400-Jahr-Feier zu Luthers Geburtstag sollte am 10. und 11. November 1883 stattfinden. Denn inzwischen war in der Theologie eine starke ‚lutherische Strömung‘ aufgebrochen, deren Impulse die Pastoren mehr oder weniger zu einer echten Besinnung auf Luther und sein Werk brachten. Das Interesse an ihm war stark gestiegen und von daher verwundert dieses Jubelfest keineswegs. Bücher über ihn wurden kostenlos an die Seminaristen der Lehrerausbildungsstätte verteilt, in den Schulen fanden entsprechende Gedenkfeiern statt. Für den Festgottesdienst am 11. November verordnete das Konsistorium die Liturgie, während die Auswahl des Textes den Predigern verblieb. Die Kollekte wurde für die Errichtung eines Luther- oder Bugenhagenstandbildes genehmigt.

1885: Auch Bugenhagen fand an seinem 400. Geburtstag eine entsprechende Würdigung. Der Regentschaftsrat, der nach dem Tode des Herzogs Wilhelm für 1 Jahr die Regierung versah, genehmigte für den 24. Juni 18 Uhr einen Festgottesdienst in der Brüderkirche. Die Predigt hielt Generalsuperintendent Beste, die Kollekte wurde für das Bugenhagenendenkmal erbeten. (Dieses Denkmal wurde schließlich im Jahre 1902 errichtet, im 2. Weltkrieg zerstört und 1970 durch ein neues ersetzt.)

1894: Mit dem erwachten Geschichtsbewußtsein kann uns nun auch die Feier des 300. Geburtstages des schwedischen Königs Gustav Adolf erklärlich sein. Am 9. Dezember fanden vom Prinzregent Albrecht genehmigte Festgottesdienste statt, deren Liturgie inzwischen wieder reichhaltiger geworden war; ebenfalls eine Frucht der Rückbesinnung auf Luther.

1917: Hinsichtlich dieses Jubelfestes mitten in der Not des 1. Weltkrieges sieht man sich einer Materialfülle gegenüber. Dieses Mal erstreckte sich die Feier in gewisser Weise über einen längeren Zeitraum. Denn das Konsistorium hatte angeordnet, das gesamte Gemeindeleben des Jahres auf den 31. Oktober hin zu gestalten. Sorgfältige Berichte der einzelnen Stadtkirchengemeinden zeigen, daß dies auch in allen Gemeindekreisen geschehen war. Zahllose Vorträge wurden angeboten, Kinder und Jugendliche darüber unterrichtet, Lutherlieder eingeübt.

Lichtbilder zur Geschichte der Reformation fanden ihre erste Verwendung. Höhepunkt freilich blieb der 31. Oktober, wenngleich ihm wegen der Kriegslage der Feiertagscharakter, das bedeutete die Arbeitsruhe, nicht gewährt wurde. Am 30. Oktober fanden geschlossen besuchte Schulgottesdienste statt. Ein vom Landesverein für Heimatschutz herausgegebenes Heft, „Luthers Reformation und die Braunschweiger Lande“, gelangte anschließend zur Verteilung. Der nächste Tag erlebte morgendliche Festgottesdienste. Um 11.15 Uhr versammelten sich Schulkinder und Lehrer um das Bugenhagendenkmal vor der Brüdernkirche. Pastor Kausche predigte und „hatte seine Worte ganz auf das Begriffsvermögen der Kinder eingestellt“; er schilderte Luther als den großen Kinderfreund, dem diese die deutsche Volksschule verdankten. „Er sprach von evangelischer Liebe, Treue und Pflichterfüllung, stellte Luther und Bugenhagen als Vorbilder dieser drei edlen Tugenden hin und forderte die Kinder auf, . . . wenn sie in den Lebenskampf gestellt würden, es diesen beiden . . . gleich zu tun.“ Vom Turm des Rathauses ertönten Choräle, „Eine feste Burg“ und „Deutschland über alles“. Dieser politische Akzent fand dann nicht nur in der öffentlichen Beflaggung seinen Ausdruck, wo auch die Fahnen der Bundesgenossen Österreich, Ungarn, Bulgarien und der Türkei wehten, was ja kaum den Anspruch erheben konnte, mit dem Reformationstfest im Zusammenhang zu stehen; sondern auch in einigen Vorträgen, die am selben Tage noch veranstaltet wurden. Dort konnte man u. a. hören, daß durch die Reformation die besten Tugenden des deutschen Volkes neu gestählt worden seien: Mut, Geduld, Opferwilligkeit, Entschlossenheit und Kraft. Der Bezug dürfte deutlich sein.

1921: Vierhundert Jahre waren verflossen, seit Luther vor dem Wormser Reichstag sein Glaubenszeugnis abgelegt hatte. Für den 17. April wurden Festgottesdienste angeordnet, für den 18. April Gemeindeabende empfohlen. Nach der Predigt gelangte eine Ansprache des Deutschen Ev. Kirchenausschusses zur Verlesung, in der es u. a. hieß: „Was uns heute am meisten not tut, ist eine Gewissensschärfung gegenüber dem Leichtsinne und der Genußsucht, die uns zu Boden ziehen und allem sicheren Leben entfremden, aber auch eine Gewissensstärkung im Kampf mit der Lüge, dem Scheinwesen, der zügellosen Zweifelsucht, die Treue und Glauben untergaben und den Wahrheitssinn unseres Volkes ertöten . . . In allem Jammer und Leid dieser Tage, in der tiefen Erniedrigung des Vaterlandes richten wir uns auf an dem großen deutschen Glaubenshelden von Worms. Wir sind nicht verloren, wenn wir sein Erbe hochhalten.“

1928: Die Trennung von Staat und Landeskirche brachte es mit sich, daß die Beteiligung des Ersteren an der 400-Jahr-Feier der städtischen Reformation nicht mehr zu verzeichnen ist. Am Tage vor Himmelfahrt, dem 16. Mai 1928, fand eine Gedächtnisfeier in der St. Andreaskirche statt. An diesem Tage, dem 20. Mai 1528 war Bugenhagen in Braunschweig eingetroffen und hatte sich in der Sakristei von St. Andreas von den ev. Prädikanten unter Handauflegung in sein Amt als Reformator einführen lassen. Nun läuteten um 20 Uhr alle Glocken zur Gedenkfeier und über 1000 Besucher füllten die Andreaskirche. Die Festansprache hielt Stadtkirchenrat Runte, der gegen Ende seiner Rede den Wahlspruch „Braunschweig bleibt Bugenhagen treu“ in's Gedächtnis rief. „Als dann die Gemeinde das Gotteshaus verließ, stand vor ihnen, vom Lichte mehrerer Scheinwerfer bestrahlt, der Turm der Andreaskirche . . . und feierlich tönten die Choräle von oben herab . . .“ Die eigentliche Festzeit war freilich der September. Am Donnerstag, dem 6. September fand eine Gedenkfeier in der Brüdernkirche statt. Hauptpastor Theodor

Knolle aus Hamburg hielt die Ansprache, deren Thema lautete: „Die braunschweigische Kirchenordnung Bugenhagens und ihre Bedeutung für die Gemeinde der Gegenwart.“ Chor- und Instrumentalmusik umrahmten diesen Vortrag. Der 9. September erlebte die Festgottesdienste in den Kirchen; in der Brüdernkirche fand ein Jugendgottesdienst statt, dessen Predigt Pastor Sinemus hielt. Am frühen Nachmittag wurde in Brünings Saalbau ein Lutherfilm gezeigt. Unzählige Artikel erschienen in den Kirchenzeitungen, auch in der weltlichen Presse. Ein von Wilhelm Börker geschaffenes Laienspiel „Johannes Bugenhagen“ gelangte am 11. und 12. November im ‚Hofjäger‘ zur Aufführung und bildete den Schlußpunkt dieser 400-Jahr-Feier. Ein Plan des Jubiläums, das Stadtkirchenamt in das Gebäude des Alten Zeughofes zu verlegen wurde erst 4 Jahrzehnte später vollzogen, nicht aber die Absicht, das Gebäude dann ‚Bugenhagenhaus‘ zu nennen.

1930: Am 22. Juni 1930 wurden in allen Stadtkirchen Festgottesdienste zum Gedenken an die Übergabe der Augsburgischen Konfession gehalten. Am Nachmittag des folgenden Tages hielt Lic. Dr. Dörne im Magnigemeindehaus einen Vortrag über den lutherischen Rechtfertigungsglauben. Abends sprach Domprediger Dr. von Schwartz über: „Der Mensch im reformatorischen Denken.“ Er mahnte, die Augsburgische Konfession „wieder hervorzuholen“.

1933: Zum 450. Geburtstag Luthers fand ein Festtag statt, der unter Beteiligung zahlloser NS-Organisationen ablief.

In unserer Zeit

Es hat nur eine Jubelfeier größeren Stiles gegeben, das 400jährige Gedenken an die Reformation des Landes Braunschweig, welches mit einem Landeskirchentag am 21. September 1968 und zahlreichen anderen Veranstaltungen begangen wurde. Die im September 1978 anstehende Feier wird zahlreiche Elemente vergangener Jubiläen beinhalten, z. B. Festschrift, Festgottesdienste, eigene Musikkomposition u. a., wird aber auch im starken Maße einen volksmissionarischen Ansatz aufweisen.

Quellen und Literatur

Aktenbestände des Landeskirchlichen Archivs zu Braunschweig mit folgenden Signaturen: S 1421, 1424, 1425, 1426, 1427, 1428, 1430, 1432, 1434, 1438, 1439, 1447, 1450, 1451. — Börker, Wilhelm: Johannes Bugenhagen, — Ein Spiel zur Vierhundertfeier der Reformation der Stadt Braunschweig —, Braunschweig 1928. — Braunschweigische Landeszeitung, Jahrgänge 1917, 1928, 1930. — Braunschweigesches Magazin, Jahrgänge 1817, 1828, 1830. — Braunschweiger Neueste Nachrichten, Jg. 1928. — Braunschweiger Sonntagsblatt, Jahrgänge 1917, 1928. — Braunschweiger Volkskalender, Jg. 1929. — Emperius, Joh. Ferd. Friedr.: Über die Notwendigkeit und Zweckmäßigkeit der durch Luther ausgeführten Kirchen-Reformation, Braunschweig 1817. — Ermisch, Christian Ludwig: Acta Jubiläi Secundi Evangelici Brunsvicensia, Braunschweig 1717. — Landesverein für Heimatschutz (Herausgeber): Luthers Reformation und die Braunschweiger Lande, Braunschweig 1917. — Mirus, Joh. Friedr. Gottfr.: Der Stadt Braunschweig Reformation-Jubelfest im Jahre 1828, Wolfenbüttel o. J. (wahrscheinlich 1828). — Petri, V. F. L.: Sammlung der am dritten Säcularfeste der Übergabe der Augsb. Confession zu Braunschweig öffentlich gehaltenen Reden ... etc. Braunschweig 1830. — Rehtmeyer, Philipp Julius: Der berühmten Stadt Braunschweig Kirchen-Historie, Teil IV, Braunschweig 1707 ff. — Stisser, August: Augustum Reformationis Brunsvicensis Mnemosynon, Braunschweig 1728. — Wolff, J. W. G. und Wolf, H. W. J.: Predigten an den Tagen der Säcularfeier der Reformation, Helmstedt 1817.

Spätmittelalterliche Wandmalereien zur Heinrichsage in Karden a. d. Mosel

Von Richard Moderhack

Die hierzulande bis ins 19. Jahrhundert mündlich überlieferte Sage von Herzog Heinrich dem Löwen, die erst 1848 niedergeschrieben wurde¹⁾, hat schon im späten Mittelalter weite Verbreitung gefunden. Das zeigen namentlich die verschiedenen literarischen Fassungen, die von Dänemark/Schweden — dorthin wohl durch die Hanse vermittelt — bis zu den Niederlanden, nach Böhmen oder bis zu Hans Sachs reichen²⁾. Auch im Welfen Hause war die Tradition der Heinrichsage noch lebendig, als etwa bei der Hochzeit des späteren Herzogs Heinrich Julius im Jahre 1585 Heinrich Göding „Eine schöne alte Histori von einem Fürsten und Herrn, Herrn Hertzogen zu Braunschweig und Lüneburg“ dichtete oder in Hannover die italienische Oper Henrico Leone 1689 bei der Eröffnung des neuen Opernhauses aufgeführt wurde, die dann 1697, 1699 und 1716 in deutscher Sprache auch in Braunschweig auf die Bühne kam.

Karl Hoppe, der 1973 verstorbene Germanist der Technischen Universität Braunschweig, hat 1952 in seinem Buch „Die Sage von Heinrich dem Löwen“ den Ursprung, die weitere Entwicklung und die literarische Überlieferung der Heinrichsage eingehend behandelt und versucht, durch ein Stemma (Stammbaum) die Abhängigkeit der einzelnen Fassungen aufzuzeigen³⁾. Er führt die Entstehung der Sage auf zwei historische Ereignisse zurück: auf die Errichtung des ehernen Burglöwen im Jahre 1166 und auf die Pilgerfahrt Heinrichs des Löwen zum Heiligen Grabe sechs Jahre später. Der Ort der Entstehung der Sage ist für ihn ohne Frage Braunschweig. Die eindrucksvolle Persönlichkeit des Herzogs, die große machtpolitische Rolle, die er in seiner Zeit spielte, und sein jäher Sturz haben sich der geschichtlichen Erinnerung zweifellos tief eingeprägt. Aber nicht diese historischen Ereignisse haben die Phantasie des Volkes zu der Sage beflügelt, sie waren nur deren Hintergrund. Die Einbildungskraft der Zeitgenossen wurde vielmehr von anderen Tatsachen angeregt. Es waren eben das Aufsehen erregende Löwendenkmal und die wundersamen Erlebnisse, die man Heinrich auf seiner abenteuerlichen Pilgerfahrt zuschrieb, einer Reise, die er angeblich antrat, um sich vom Bann zu lösen. Beide Komplexe wurden in der Sage als vermeintlich zusammengehörig verknüpft: Heinrich brachte danach einen Löwen, den er aus den Klauen eines Drachen gerettet hatte, aus dem Orient mit nach Braunschweig. Nach anderer Version hatte er ihn von einem heidnischen Fürsten geschenkt erhalten, den er nach gewonnenem Zweikampf geschont hatte. In Braunschweig schickte sich die Herzogin gerade an, eine neue Ehe einzugehen, da sie ihren Gatten verstorben glaubte. Die Kratzspuren an der Brautpforte des Braunschweiger Doms sollten schließlich von dem treuen Löwen stammen, der den Herzog rechtzeitig geweckt hatte, als er, vom Teufel durch die Lüfte nach Braunschweig geführt, eingeschlafen war und dabei beinahe seine Seele an diesen verloren hatte, von dem treuen Tier also, das später Einlaß in den Dom begehrte, um auf dem Grabe des Herzogs selbst zu sterben. Das Standbild vor der Burg aber sollte schließlich von der verwitweten Herzogin zu Ehren des treuen Löwen errichtet worden sein.

Alle diese weitgehend unhistorischen Sagenmotive sind in den verschiedenen literarischen Überlieferungen mit anderen Sagenkreisen (z. B. vom Herzog Ernst) bunt gemischt, so daß die Heinrichsage bald als Liebes- und Abenteuerroman im Stil späthöfischer Epik, bald als klassischer Heimkehrerroman oder auch als Abenteuer- und Wundergeschichte orientalischer Prägung erscheint. Durch mannigfache Kontamination ist also die ursprüngliche Heinrichsage oftmals stark verfremdet und erweitert worden. Am zähesten hat noch die mündlich tradierte Sage ihre ursprünglichen Züge bewahrt.

Neben der weitgespannten literarischen Überlieferung, die hier nur angedeutet werden konnte, hat Karl Hoppe in bescheidenem Maße auch bildliche Darstellungen der Sage herangezogen, so die geschnitzte Kirchentür von Valthjofstadr auf Island (1. Hälfte des 13. Jahrhunderts) im Nationalmuseum Kopenhagen oder Miniaturen aus der Stuttgarter Handschrift von Michael Wyssenherres Gedicht „Von dem edlen hern von Bruneczwigk, als er über mer fure“ (1474). Auf der Kirchentür ist die Befreiung eines Löwen durch einen Ritter aus den Klauen eines Drachen dargestellt, dem der Löwe dankbar folgt (Motiv der Iweinsage), und schließlich der Tod des Löwen auf dem Grabe seines Retters. Aus der Stuttgarter Handschrift hat K. Hoppe die Tötung des Drachen und die Heimkehr des Herzogs nach Braunschweig abgebildet ⁴⁾.

Leider nicht mehr zu seiner Kenntnis gelangt ist jedoch der prächtige Bilderzyklus der Heinrichsage, der 1951 in der ehemaligen Bibliothek der Stiftsschule zu Karden (Kr. Cochem) entdeckt ⁵⁾ und 1959 bei der amtlichen Denkmälerinventarisierung eingehend untersucht wurde ⁶⁾. Es handelt sich dabei um acht Bilder des Formats 90 cm mal 90 cm, die sich auf einer Fachwerkwand (zwischen Schulsaal und Bibliothek im Obergeschoß) unter einer dicken Lehmschicht fanden. Nach der Freilegung präsentierten sich hier gut erhaltene, spätgotische Temperamalereien um 1500 mit flotter, lässiger Strichzeichnung, die man anfangs nicht deuten konnte, die dann aber von dem bekannten Germanisten Wolfgang Stammer in Freiburg i. Ü. richtig der Heinrichsage zugewiesen wurden ⁷⁾. Die Quelle für den Inhalt der Bilder ist die erwähnte Handschrift des Michael Wyssenherre von 1474 mit den Abenteuern aus der Herzog-Ernst-Sage. Ihre Miniaturen haben aber nicht als Vorlage gedient, eher kommen hier Bildteppiche (z. B. in Basel) in Frage ⁸⁾. Der Auftraggeber der Malereien ist vielleicht der Kardener Stiftspropst und Archidiakon Johann von Vinstingen gewesen, der 1495 selbst eine Pilgerfahrt nach Jerusalem unternommen hatte.

Doch nun zum Inhalt der Malereien: Sie sind in 2 Reihen angeordnet, oben Bild 1—5 und unten Bild 6—8, wobei Bild 7 durch eine im 18. Jahrhundert durchgebrochene Tür zum Teil zerstört wurde. Bild 1 zeigt rechts den Abschied Herzog Heinrichs von seiner Gemahlin Mathilde in Braunschweig. Das linke Paar ist vielleicht der Truchseß Jordan von Blankenburg mit seiner Frau, der Heinrich begleitete. Ganz links eine Beschließerin mit einem Schlüsselbund. Die Wappen beziehen sich möglicherweise auf die Stifter (ein Trierer Erzbischof Johann von Baden und ein Herr von Sayn oder von Eltz). Auf Bild 2 besteigen die beiden Wallfahrer, die Schwert und Rosenkranz in Händen halten, ein Schiff, auf dem sie der Steuermann am Heck bereits erwartet. Am Mast bläht sich das Segel mit dem (unhistorischen) Wappen des Herzogs: ein springendes weißes Roß in Rot ⁹⁾. Bild 3 zeigt die beiden Pilger in lebhafter Unterhaltung, wie sie gerade an einer bergigen

Küste entlangfahren. Über dem Steuermann, der ein Trinkgefäß erhebt, flattert ein Schriftband mit dem Anfang eines alten Kreuzfahrerliedes: *Yn godes namen faren myr*. Auf dem nächsten Bild (4) treibt das Schiff in hohem Wellengang vor einer Küste, Segel und Taue sind zerrissen, der Begleiter des Herzogs und der Steuermann heben verzweifelt die Arme, während Heinrich im Vertrauen auf Gott um Rettung betet. Auf Bild 5 ist nur der Knecht zu sehen, der, wie wir aus der Herzog-Ernst-Sage wissen, seinen Herrn in einen Ledersack einnäht, um ihn durch eine List zu retten. Inzwischen ist nämlich die ganze Mannschaft nach dem Schiffbruch vor Hunger gestorben, und die Toten sind nacheinander von einem Greifen seinen Jungen im Nest zum Fraß vorgeworfen worden.

Der Fortgang der Handlung war auf den 1951 entdeckten Bildern nicht dargestellt, nämlich die Entführung des Ledersacks mit dem Herzog in das Greiffennest und die Flucht Heinrichs mit seinem Schwert aus dem Nest in Abwesenheit des Altvogels. Erst 1973 beim Besitzerwechsel des Hauses ¹⁰⁾ konnten unter dem Putz der anstoßenden, nördlichen Wand, wie vermutet, leider schlechter erhalten, weitere Szenen der Heinrichsage in zwei Reihen übereinander freigelegt werden: Auf dem Bild links oben tötet der Herzog einen Drachen, der mit einem Löwen kämpft, worauf dieser fortan seinem Befreier unzertrennlich folgt (6). Dann ist dargestellt, wie Heinrich ein Floß flicht, um sich mit seiner Hilfe aus der Wildnis zu befreien (7). Die nächste Doppelszene über einer Nische zeigt den Herzog, wie er sein Schwert im Feuer härtet, und den Löwen fressend bei seiner Beute. Ferner ist dargestellt, wie Heinrich eine Hirschkeule herbeiträgt und der Löwe einen Hasen erlegt. Vorn rechts liegt bereits ein erbeuteter Hirsch (8). Bild 9 zeigt den Herzog auf dem Floß, wohin ihm der Löwe gefolgt ist. Rechts davon schwingt Heinrich auf dem fahrenden Floß abwehrbereit sein Schwert, im Hintergrund eine Gebirgslandschaft.

Jetzt folgt auf der zuerst freigelegten Wand ein weiteres Abenteuer: Heinrich ist mit seinem Löwen inzwischen in der Burg der sagenhaften Schnabelmenschen angekommen, tötet dort mit seinem Schwert diese Bösewichter, die eine weißgekleidete, gekrönte Prinzessin gefangen halten, und befreit diese. Das elegante Interieur der Königshalle unter einem Tudorbogen ist eingehend wiedergegeben (10). Mit dem 11. beschädigten Bild befinden wir uns bereits wieder in Braunschweig. Der Herzog in schäbiger Reisekleidung begehrt mit seinem Löwen an der Pforte von Dankwarderode Einlaß in die Burg, wo die Hochzeitsgäste beim Schmaus an der Tafel sitzen; denn die Herzogin (in der Mitte des Bildes) will sich wieder verheiraten, da sie ihren Gatten tot in der Ferne wähnt. Hier ist also ein Motiv der Heimkehrersage dargestellt. Die erwähnte Tür des 18. Jahrhunderts hat das nächste Bild zerstört. Es folgt dann — allerdings in falscher Reihenfolge — die Szene, in der Heinrich lebhaft mit dem Teufel diskutiert, der mit greulichen Klauen und Hörnern sowie mit gewaltigen Fledermausflügeln erscheint (12). Entweder wird hier der Pakt im Morgenlande geschlossen, demzufolge der Teufel den Herzog durch die Lüfte in die Heimat schaffen sollte, oder aber wir befinden uns schon in Braunschweig, und der Teufel ist bereits geprellt. Wir erinnern uns, der wachsame Löwe hatte den in Schlaf gesunkenen Herzog rechtzeitig durch sein Gebrüll geweckt, wodurch dieser seine Seele retten konnte und der Teufel wieder einmal das Nachsehen hatte.

Auf dem beschädigten 13. Bild (nun wieder auf der 1973 freigelegten Wand, untere Reihe links) ist eine gewölbte Halle mit einem gedeckten Tisch zu sehen,



Bild 12

Bild 1

Bild 2

Bild 3





Bild 4



Bild 5

Bild 8



an den eine Dienerin mit einem geöffneten Kästchen herantritt. Auch auf dem letzten Bild rechts davon (14) befinden wir uns in der Burg Dankwarderode mit dem nunmehr glücklich vereinten, elegant gekleideten Paar Heinrich und Mathilde. Dann schreiten zwei Paare zur Tafel, unter ihnen wieder das Herzogspaar. Schließlich haben sie alle am reich gedeckten Tisch Platz genommen, der treue Löwe zu Füßen des Herzogs und ein Hund zu Füßen der Herzogin, vielleicht als ein Symbol ehelicher Treue. Und damit hat die Sage von Heinrich dem Löwen an ihrem Ursprungsort ihren glücklichen Ausgang genommen.

Soviel über den Inhalt der Bilder, die kulturgeschichtlich ungemein reizvoll sind. Vieles ist indessen — auch nach der Entdeckung der Malereien von 1973 — unklar geblieben, so etwa ihre genaue Entstehungszeit, der Anlaß, der tatsächliche Auftraggeber und die Absicht des Zyklus.

Geht man davon aus, daß das Gebäude, in dem sich die Bilder befinden, von Anfang an schulischen Zwecken gedient hat, dann wird man etwa folgendes annehmen dürfen: Mit diesen erzählfreudigen Wandmalereien in der Bibliothek einer Stiftsschule sollte sicherlich nicht nur ein künstlerisches Bedürfnis befriedigt werden. Ohne Zweifel war hier auch eine erzieherische Absicht im Spiel, die den Schülern beispielhaft die sittlichen und die körperlichen Leistungen einer bedeutenden, obendrein historischen Persönlichkeit vor Augen führen sollte. Das geschah in einer Folge von sagenhaften abenteuerlichen Gefahren, die der christliche Held Herzog Heinrich der Löwe standhaft überwand, um dann — ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen — wohlverdient in die Heimat zurückzukehren.

Es sind aber auch Zweifel an der vorstehenden Deutung angebracht, insbesondere wenn die Zweckbestimmung des Hauses nicht von vornherein die einer Schule war. Vielleicht handelte es sich hier ursprünglich um einen Adelssitz an der Mosel, und zwar der Herren von Pirmont, die ihre Burg 10 km nördlich von Karden im Elzbachtal hatten und mit den Herren von Eltz verwandt waren. Darauf deutet nämlich das Wappen derer von Pirmont, das sich u. a. in dem Schulsaal neben der Bibliothek befindet. Dort ist ein zweiter Bilderzyklus angebracht, der die „Historie von der keuschen Susanna und dem klugen Daniel“ behandelt, also auch das Lob der ehelichen Treue singt. Die Familie von Pirmont kannte nämlich in ihrer Tradition gleichfalls eine glückliche Heimkehr aus dem Heiligen Lande, eine Sage, die sich um die im letzten Krieg zerstörte Schwanenkirche rankte¹¹⁾. Möglicherweise hat diese Übereinstimmung überhaupt zur Anbringung der Heinrichsage geführt. Die Erben derer von Pirmont noch im 16. Jahrhundert waren dann die Waldbott von Bassenheim. Vielleicht hat erst der Kardener Stiftspropst Kasimir von Bassenheim Anfang des 18. Jahrhunderts das Haus dem Stift für Schulzwecke überlassen; denn um diese Zeit sind größere Bauarbeiten nachzuweisen. Möglicherweise sind damals die Wände verputzt worden, weil etwa das Thema der beiden Bilderreihen mit dem Lob der ehelichen Treue nicht so recht in das Programm einer Priester- und Ordensschule passen mochte.

Doch alle diese Deutungen müssen vorläufig offenbleiben. Auf jeden Fall sind die Wandmalereien in Karden ein sicherer Beweis für die Verbreitung der Heinrichsage im späten Mittelalter auch in der Moselgegend¹²⁾, und das steht für den Braunschweiger Geschichtsfreund zweifellos im Mittelpunkt des Interesses¹³⁾.

¹⁾ Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche aus Braunschweig, Hannover, Oldenburg usw. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und herausgegeben von A. Kuhn und W. Schwartz. Leipzig 1848, Nr. 174, S. 145 f. — ²⁾ Diese und die folgenden Beispiele nach Karl Hoppe: Die Sage von Heinrich dem Löwen. Bremen/Horn 1952. (Veröffentlichungen des Niedersächs. Amtes für Landesplanung und Statistik. A II Bd. 22). — ³⁾ Wie Anm. 2, S. 60. — ⁴⁾ Wie Anm. 2, S. 30, 46 und 50. — ⁵⁾ Ernst Wackenroder: Spätgotische Wandmalereien zu Karden. In: Kunstchronik 6, 1953, S. 145 ff. — ⁶⁾ Ders.: Die Kunstdenkmäler des Landkreises Cochem, Teil 2, 1959, S. 496 ff. — ⁷⁾ Wolfgang Stammeler: Zu den Wandmalereien in Karden. In: Kunstchronik 6, 1953, S. 208 f. — ⁸⁾ Wie Anm. 6, S. 497. — ⁹⁾ Vgl. Georg Schnath: Das Sachsenroß. Entstehung und Bedeutung des niedersächsischen Landeswappens. 1961. (Schriftenreihe der Landeszentrale für politische Bildung in Niedersachsen. Reihe B. Heft 6.) — ¹⁰⁾ Vgl. den Bericht des örtlichen Heimatpflegers Helmut Ritter über einen Vortrag von Dr. Josef Ruland (Geschäftsführer des Rheinischen Vereins für Denkmalpflege und Landschaftsschutz) in Karden sowie im Südwestfunk in der lokalen Zeitschrift „Der Kardener Stiftsbote — Informationen aus Geschichte und Kunst“, 2. Jg., 1975, Nr. 6, 7 und 9. — ¹¹⁾ Josef Ruland: Die Sage von der Rückkehr aus dem Heiligen Lande als Geschlechtersage in der Eifel. In: Bonner Jahrbücher 155/156 (1955/56), S. 222. — ¹²⁾ Vgl. auch von demselben: Die Sage von Heinrich dem Löwen am Mittelrhein. In: Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde. I, 1954, S. 112 f. — ¹³⁾ Für freundliche Auskünfte dankt der Verfasser Herrn Helmut Ritter-Treis/Karden und Herrn Dr. Josef Ruland-Köln sowie dem Landesamt für Denkmalpflege Rheinland-Pfalz in Mainz für die Abdruckserlaubnis der Bilder.

Ostfälische Osterbräuche in Vergangenheit und Gegenwart

Ältere Berichte und neuere Erhebungen

Von Werner Flechsig

2. Das Osterwasser

Über das in deutschen Landen weithin bekannte Schöpfen von „Osterwasser“ in der Nacht vor Ostern, über seine Heimbringung und seine häusliche Verwendung als Schönheits- und Gesundheitsmittel ist schon so viel in volkskundlichen Werken, Zeitschriftenaufsätzen und Zeitungsartikeln geschrieben worden, daß mancher meinen möchte, das Thema sei erschöpfend behandelt und lohne eine weitere Erörterung nicht. Doch dem ist nicht so. Vergleicht man die bisher veröffentlichten Berichte über die mit dem Osterwasser zusammenhängenden Bräuche und Glaubensvorstellungen untereinander, so findet man neben gemeinsamen auch recht unterschiedliche, ja widersprüchliche Züge, und zwar nicht nur Unterschiede zwischen den einzelnen deutschen Stammesgebieten, sondern auch innerhalb einer scheinbar kulturell so einheitlichen Stammeslandschaft wie Ostfalen. Die einschlägigen Schilderungen von R. Andree in seiner Braunschweiger Volkskunde ¹⁾, von H. Sohnrey in seinem Buch über die Sollinger ²⁾, von L. Wille in seiner Harzer Volkskunde ³⁾, von H. Pinkernelle aus dem Kreis Helmstedt ⁴⁾, von C. Brandt aus Schwülper im Kr. Gifhorn ⁵⁾ und von Mitarbeitern der Zeitschrift „Die Spinnstube“ ⁶⁾ und der Beilage „Montagsblatt“ der Magdeburgischen Zeitung ⁷⁾ vermitteln bei aller Fülle interessanter Einzelheiten doch kein klares Bild von der landschaftlichen Verbreitung übereinstimmender Merkmale des Osterwasserbrauchtums in Ostfalen und reichen wegen der weiträumigen Streuung der

Berichtsorte andererseits auch nicht aus, um etwaige örtliche Besonderheiten als solche erkennen und erklären zu können. Um hier klarer sehen zu können, bedurfte es eines umfangreicheren Vergleichsmaterials aus möglichst vielen und möglichst gleichmäßig über das Land verteilten Orten. Ich fragte daher 1961 im 2. Brauchtumsfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums gezielt nach einer Reihe von Einzelheiten dieses Brauchtums und seiner Glaubensvorstellungen, wie sie bald hier, bald dort in den vorliegenden älteren Veröffentlichungen mitgeteilt waren. Von rund 450 befragten Orten gaben damals 129 mehr oder weniger genaue Auskünfte, deren vergleichende Auswertung zu folgenden Ergebnissen führte: Geschöpft wurde Osterwasser nur aus fließenden Gewässern, mochten es nun Brunnen, Quellen, Bäche oder Flüsse sein. Dabei wurden z. T. erhebliche Wege über die eigene Feldmarksgrenze hinaus in Kauf genommen, um Wasser zu erlangen, dem besondere Güte und Heilkraft nachgesagt wurde, so z. B. von Groß Elbe zum Gemeindebrunnen bei Ölber a. w. W. Die Zeit des nächtlichen Wasserschöpfens wurde nur in 3 Orten näher bezeichnet, und zwar in Brome, Kr. Gifhorn, und Willensen, Kr. Osterode, als „vor Sonnenaufgang“, in Rüper, Kr. Peine, als „bei Sonnenaufgang“. Eine engere Verbindung mit dem Sonnenaufgang wird auch noch deutlich in der Angabe, daß aus einem nach Westen fließenden Bach gegen die Strömung geschöpft wurde (Golmbach, Kr. Holzminden) beziehungsweise aus einem nach Osten fließenden Bach, hier vermutlich mit der Strömung, so daß dann ebenfalls eine Bewegung der Sonne entgegen erfolgte. Die scheinbar widersprüchlichen Angaben, wonach teils gegen die Strömung geschöpft wurde (so in 33 Orten), teils mit der Strömung (so in 16 Orten), beruhen wahrscheinlich nicht auf willkürlicher Handhabung einer ursprünglich einheitlichen Regel, sondern auf der örtlich verschiedenen Richtung der Wasserläufe, die dazu zwang, die Art des Schöpfens von Fall zu Fall der Richtung des Sonnenaufganges anzupassen.

Der Glaube daran, daß die Segenskraft des Osterwassers nur dann wirksam sei, wenn es schweigend geschöpft und schweigend nach Hause getragen wurde, war nach Auskunft der Gewährsleute überall verbreitet. Wenn gleichwohl in zahlreichen Orten bei den jungen Burschen die Neigung bestand, den jungen Mädchen beim Heimweg mit dem Osterwasser aufzulauern und sie zum Sprechen zu bringen, wodurch aus wertvollem „Osterwäter“ wertloses „Prälwäter“ wurde, wie man es in Hullersen, Kr. Einbeck nannte, so muß das schon als eine Entartung des Brauchtums angesehen werden. Es konnte ja ursprünglich niemandem daran gelegen sein, mutwillig die Segenskraft des Wassers zu zerstören, solange er selbst an sie glaubte und vielleicht auch einmal ihrer bedurfte.

Die Herbeischaffung des Osterwassers oblag in den meisten befragten Orten den jungen Mädchen, die sich ja auch davon den Hauptnutzen versprachen, soweit das Wasser zu kosmetischen Zwecken äußerlich angewandt wurde, um Sommersprossen zu vertreiben oder deren Entstehen zu verhindern (so in 28 Orten) und um überhaupt eine schöne Haut zu bekommen. In Bodenburg, Kr. Hildesheim-Marienburg, versprach man sich sogar vom Gebrauch des Osterwassers eine Förderung des Haarwachstums. Träger des Osterwassers waren aber auch junge Burschen (so in Heersum, Kr. Hildesheim-M.), ältere Frauen (Warzen im Kr. Alfeld, Bodenburg im Kr. Hildesheim-M. und Sieber im Kr. Zellerfeld) und sogar ältere Männer (Bienrode im Kr. Braunschweig, Salzdetfurth im Kr. Hildesheim-M., Avendshausen im Kr. Einbeck und Oldershausen im Kr. Osterode). Von Bienrode

und Oldershausen wurde ausdrücklich vermerkt, daß Väter das Osterwasser für ihre Kinder holten. Es scheint demnach die Beschränkung des Osterwasserholens auf die jungen Mädchen ebenso wenig dem ursprünglichen Sinn des Brauches zu entsprechen wie die Beschränkung in der Anwendung des Osterwassers auf kosmetische Zwecke.

Nach den eingegangenen Auskünften wurde das Osterwasser keineswegs nur als Schönheitsmittel benutzt, sondern auch als Heilmittel bei Krankheiten, und zwar wurde es in 25 Orten äußerlich und in 15 Orten innerlich angewendet. Es sollte gut sein gegen Augenkrankheiten in 19 Orten, gegen verschiedene Haut-Krankheiten wie Ausschlag, Krätze und Leichdorn (Warzenbildung), gegen Rheuma, Heiserkeit und Fieber, bei dem man in Osterwasser getauchte Kompressen auflegte. In Hullersen, Kr. Einbeck, wurde Osterwasser sogar zum Taufen der Neugeborenen benutzt. In Golmbach, Kr. Holzminden, pflegten sich alle Familienmitglieder am Morgen des ersten Ostertages mit Osterwasser zu waschen, um das ganze Jahr über gesund zu bleiben. In 15 Orten war es auch üblich, den Haustieren zur Vorbeugung vor Krankheiten Osterwasser in den Trank zu mischen, nämlich in Neubrück, Wierthe, Gr. Elbe, Woltwiesche, Einum, Gr. Giesen, Harsum, Mehle, Ildehausen, Kaierde, Heinade, Dassel, Lüthorst und Wiershausen.

Man kann also sagen, daß das Osterwasser als ein nahezu universelles Volksheilmittel angesehen und genutzt wurde. In Stroitz, Kr. Gandersheim, meinte man sogar, es sei gegen „alle Krankheiten“ zu gebrauchen, und in Jerze, Kr. Gandersheim, hieß es: *„Osterwäter is giut for de ganze Natiur“*, d. h. Osterwasser ist gut für die ganze Natur. Zu seiner geheimnisvollen Kraft gehörte auch seine lange Haltbarkeit bei sachgemäßer Aufbewahrung an dunklen Orten in verschlossenen Flaschen oder Kruken, möglichst im Keller. 30 Gewährsleute gaben an, daß es seine Wirksamkeit ein ganzes Jahr bis zum nächsten Osterfeste oder gar „unbegrenzt“ behalten sollte. Es blieb angeblich auch ein Jahr lang klar nach der Meinung der Leute in Abbensen, Kr. Peine. Deshalb diente es sogar zur Füllung der Schusterkugel, dessen Wasser ja klar bleiben mußte, um das Licht des daneben aufgestellten Ölkrüfels möglichst einwandfrei verbreiten und verstärken zu können, so bezeugt für Bodenburg, Kr. Hildesheim-M., und Lonau, Kr. Zellerfeld. Bezeichnend für den Glauben an die Haltbarkeit und Reinheit des Osterwassers ist der aus Hagen im Kr. Neustadt a. Rbg. mitgeteilte Ausspruch: *„Et ward nich ful“*, d. h. es wird nicht faul.

Bei allen diesen Vorzügen, die man dem Osterwasser zuschrieb, ist es um so unverständlicher, wenn in den Südharzorten Neuhoof, Walkenried und Wieda sowie in Wiershausen vor dem Westharz ähnlich wie in Nordthüringen⁸⁾ das von den jungen Burschen geholte Osterwasser den Mädchen auf den Hausflur gegossen und damit nutzlos vergeudet wurde. Hierin wie in den weitverbreiteten Versuchen der Burschen, die Mädchen bei der Heimkehr mit dem Osterwasser zum Sprechen zu bringen und damit die Segenskraft des Wassers zunichte zu machen, muß man wohl eine verhältnismäßig junge Verfallserscheinung des Brauchtums sehen, die erst möglich wurde, als der Glaube an die Segenskraft des Osterwassers durch neuzeitliche naturwissenschaftliche Erkenntnisse auch auf dem Lande erschüttert worden war. Dabei gingen naturgemäß die mehr verstandesmäßig eingestellten Männer auf dem Wege des Unglaubens voran, und unter ihnen die weniger traditionsgebundenen jungen Leute. Dem Schwinden des Brauchtums leistete allerdings auch die Wasserbautechnik Vorschub, die dafür sorgte, daß

durch zunehmende Verrohrung offener Wasserläufe und durch den Bau von Wasserleitungen für die Dörfer und die damit verbundene Abfangung der offenen Quellen in der Feldmark bei immer mehr Orten Mangel an freifließenden Gewässern entstand, aus denen man hätte schöpfen können. Deshalb nimmt es nicht Wunder, daß 1961 in den meisten der 129 Orte, die meine Fragen nach dem Osterwasserholen beantwortet hatten, die angegebenen Bräuche und Glaubensvorstellungen teils schon vor dem Ersten Weltkriege, teils zu Beginn des Zweiten Weltkrieges erloschen waren. Lebendig waren sie nur noch in 24 Orten, nämlich in Lelm, Schöningen und Wahrstedt, Kr. Helmstedt, Betzhorn und Brome, Kr. Gifhorn, Bad Harzburg und Oker, Kr. Wolfenbüttel, Salzgitter-Bad und Salzgitter-Reppner, Lochtum und Schladen, Kr. Goslar, Lamspringe und Warzen, Kr. Alfeld, Hahausen, Heckenbeck, Kirchberg und Stroit, Kr. Gandersheim, Bisperode, Kr. Holzminden, Avendshausen, Hullersen, Hunnesrück, Krimmensen und Lüthorst, Kr. Einbeck, Oldershausen und Wiershausen, Kr. Osterode.

3. Ballspiele und andere österliche Bewegungsspiele

Von österlichen Schlagballspielen wußte R. Andree um die Jahrhundertwende aus verschiedenen Teilen des Braunschweiger Landes, und zwar aus „Kaierde und anderen braunschweigischen Dörfern der Wesergegend“, aus „einigen Dörfern am Dorm bei Königslutter“ und vom Südrande des Elms, wo nach Schattenberg in Eitzum nur bis in die 1860er Jahre der Ball geschlagen wurde⁹⁾. R. Andree hat uns auch einige merkwürdige Namen ostfälischer Schlagballspiele überliefert, nämlich „Aifslachball“, „Erlöser“, „Feuerschlag“, „Häring“, „Himmel üt der Hölle“, „Kauswanß“, „Königsball“, „Südriben“ und „Ut der Panne släen“. Dazu kommen noch aus Ed. Damköhlers Nordharzer Wörterbuch der für Schöppenstedt bezeugte „Schåleball“, aus der von H. Hoffmann von Fallersleben zusammengetragenen Sammlung des plattdeutschen Wortschatzes seines Heimatortes, die er 1821 veröffentlicht hatte, „Süpitje“ oder „Pitjesū“, aus Fredelsloh im Solling nach H. Sohnrey „Pinnen släen“ und aus dem Deistervorland bei Hannover „Löepeball“. Zutage traten dann durch den 2. Brauchtumfragebogen des Braunschweigischen Landesmuseums 1961 noch die Ballspielnamen „Ball-in't-Feld“ aus Hagen im Kr. Neustadt a. Rbg., „Bullerball“ aus Brome im Kr. Gifhorn, „Dridden afliuern“, d. h. den Dritten ablauern, und „Kriup Hänschen dūr'n Busch“, d. h. Kriech Hänschen durch den Busch, aus Adlum im Kr. Hildesheim-Marienburg, „Eckball“ aus Bergfeld im Kr. Helmstedt, „Hinderste rūt“, d. h. der Letzte aus der Reihe heraus, aus Ströbeck, Kr. Halberstadt, „Müller von hinten“ aus Böckelse im Kr. Gifhorn und „Sticken släen“, wobei der Hereingelegte in den „Sticken“ mußte, aus Algermissen im Kr. Hildesheim-M. Leider sind zu keinem der überlieferten Spielnamen Einzeheiten der Spielregeln aus ostfälischen Orten mitgeteilt worden, so daß es ungewiß bleiben muß, inwieweit es sich dabei nur um örtlich verschiedene Bezeichnungen für ein und dasselbe Spiel handelte oder um wirklich voneinander abweichende Spielarten. Es ist nicht einmal sicher, daß die erwähnten Namen alle zu Schlagballspielen im engeren Sinne gehörten, wie die Gewährsleute meinten. Nach den von E. Kück und H. Sohnrey unter den Spielen des Landvolks genannten Spielregeln für „Königsball“ und „Eckball“ wurde z. B. hierbei kein Schlagholz verwandt¹⁰⁾. Anders war es bei jenem Kampfspiel, das als „Schlagball“ noch in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts von uns älteren während der Schulzeit bei den sogenannten Turnspielen ausgeführt wurde und in einer vereinheitlichten Fassung wohl die wesentlichsten Grundzüge der als Vorbilder dienenden alten

dörflichen Schlagballspielarten enthielt. Hierbei standen sich auf einem rechteckigen Spielfelde zwei Mannschaften gegenüber. Die Spieler der einen hatten die Aufgabe, von einer festen Standlinie an einer Schmalseite des Feldes aus nacheinander den knapp apfelgroßen Ball mittels eines Schlagholzes möglichst hoch und weit durch die Luft zu treiben und sofort nach dem Schlage über das Feld bis zu einem Mal am entgegengesetzten Feldende zu laufen, wo sie vor Nachstellungen der Gegner sicher waren, und nachher auf demselben Wege wieder zurück zum Ausgangspunkt. Dagegen waren die verteilt auf dem Felde stehenden Spieler der anderen Mannschaft bemüht, den Ball auf seinem Fluge aus der Luft aufzufangen und damit den Läufer abzuwerfen, der aus dem Spiel ausscheiden mußte, sobald er getroffen war. Die Mannschaft der Fänger und Werfer hatte in verschiedenen Orten am Harzrande den unerklärlichen Namen „Kēsejungens“ (so nach Damköhler in der Blankenburger Gegend) bzw. „Kiēsejungens“ (so nach O. Rohkamm im Amt Harzburg), und das einzelne Mitglied hieß „Knatsch“ nach H. Garke in Wegeleben, Kr. Halberstadt¹¹⁾. Beim Schlagen des Balls ließ sich der „Släer“, d. h. Schläger, gern von einem Mitspieler seiner Mannschaft „inschenken“, wie es in Adersheim bei Wolfenbüttel und im Amte Harzburg hieß, oder „upschenken“, wie man in Mascherode bei Braunschweig, in Meinersen an der unteren Oker und in Fallersleben sagte¹²⁾. Der „Inschenker“ bzw. „Upschenker“ sollte den Ball so vor dem „Släer“ in die Luft werfen, daß dieser ihn beim Herabfallen mit dem „Ballholt“, d. h. dem Schlagholz, bequem und sicher treffen und fortschlagen konnte. Die Reihenfolge des Schlagens wurde nach der Angabe von Th. Reiche in seinem um 1900 entstandenen, bis jetzt unveröffentlicht gebliebenen Ostfälischen Wörterbuch auf folgende Weise ermittelt: Der Anführer der einen Mannschaft ergriff das „Ballholt“ am unteren Ende, der Gegner faßte die nächsthöhere freie Stelle des Holzes, und so ging es weiter im Wechsel der Mannschaften nach oben, bis einer „böben fâten“, d. h. das oberste Ende erfassen und so festhalten konnte, daß der Gegner es ihm nicht aus der Hand schlagen konnte. Wer „böben efât't“ hatte, durfte mit dem „Ballslâen“, d. h. Ballschlagen, beginnen. Dieses Verfahren, die Spielfolge ohne Zuhilfenahme eines Loses zu bestimmen, nannte man in Ostfalen „ūt-(out-, iut)kaisern“, d. h. auswählen, ein Wort, das hierzulande mit der gleichen Bedeutung schon für die 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts bezeugt ist. In den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ von 1745 findet sich auf der Spalte 969 folgende Erklärung: *„Wenen die Bauern bei Wolfenbüttel den Ballen schlagen wollen, so pflegen sie zu sagen: Latet üsch upkeysern, wer tauhope sien schal, Upkeysern heißt durchs Los ausmachen.“* Das ist zugleich der früheste Beleg für bäuerliche Schlagballspiele in Ostfalen, auf den ich bisher gestoßen bin. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß Schlagball eine viel ältere Art dörflicher Leibesübungen war, bei der die Kraft des Armes und die Schnelligkeit der Beine ebenso erprobt wurden wie die Sicherheit des Auges und die Geschicklichkeit der fangenden Hände.

Für ein hohes Alter der Schlagballspiele spricht allein schon ihre weite, staatliche Grenzen überschreitende frühere Verbreitung. Sie sind uns nicht nur aus den von R. Andree genannten Gegenden des Landes Braunschweig überliefert, sondern auch durch Veröffentlichungen von C. Brandt aus Gr. Schwülper im Kr. Gifhorn¹³⁾, von H. Sohnrey aus dem Solling¹⁴⁾, von E. Kück aus dem Deistervorland bei Hannover¹⁵⁾ und von L. Wille aus Wiedelah im Kr. Goslar¹⁶⁾ sowie durch einschlägige Wörter in Sammlungen des mundartlichen Wortschatzes aus Fallersleben und Meinersen im Kr. Gifhorn, Adersheim und Bad Harzburg im Kr.

Wolfenbüttel, Cattenstedt bei Blankenburg am Ostharz und Wegeleben im Kr. Halberstadt. Meine Brauchtumsfragebogen von 1943 und 1961 erbrachten darüber hinaus noch 79 weitere Ortsbelege aus den Kreisen Halberstadt (1), Blankenburg (Ost und West: 2), Wolfenbüttel (65), Helmstedt (15), Braunschweig (11), Gifhorn (4), Celle (1), Neustadt (1), Peine (1), Stadt Salzgitter (6), Goslar (13), Hildesheim-Marienburg (11), Gandersheim (6) und Einbeck (1). Lebendig waren damals die Schlagballspiele allerdings nur noch in 17 Orten. Bekannt waren sie übrigens früher nicht nur in Ostfalen, sondern auch in der Altmark, im Lüneburgischen, im Osnabrückischen, im Oldenburgischen und im Münsterlande sowie in den südlich an Ostfalen angrenzenden Teilen Nordthüringens. Aber nicht nur die weite Verbreitung der Schlagballspiele in der Neuzeit läßt auf ihr hohes Alter schließen, sondern auch ihre Erwähnung in den isländischen Sagas, wonach sie schon vor der Christianisierung der Isländer deren Nationalsport unter der Bezeichnung „Knattleikr“ waren¹⁷⁾. Einen Hinweis darauf, daß hierzulande das Schlagballspiel mindestens schon im frühen 16. Jahrhundert bekannt war, bietet der in der Stadt Braunschweig 1518 bezeugte Personenname *Beleke Balstok*, der dasselbe bedeutet haben dürfte wie das neuzeitliche Mundartwort „Ballholt“. Auf Ballspiele in noch früherer Zeit deutet der im Jahre 1303 erwähnte Braunschweiger Personenname *Ludeke Balsack*, der wohl den Träger des Sackes für die zum Spiel benötigten Bälle bezeichnete.

Nicht alles, was im deutschen Volksbrauchtum als sehr alt gelten darf, muß jedoch schon deshalb kultischen Ursprungs sein. L. Wille irrte sicherlich, wenn er meinte, der Ball sei „ein Sinnbild der Sonne, deren Kraft durch alte, heute nur noch als Spiele in Erscheinung tretende Kulthandlungen gesteigert werden sollte“¹⁸⁾. Er bedachte dabei nicht, daß man sich in alter Zeit die Sonne gar nicht als Kugel, sondern als Scheibe vorstellte und daß von daher also gar kein Ansatzpunkt für die sinnbildliche Vertretung der Sonne durch einen Ball bestand. Überdies hatte der zum Spielen benutzte Ball weder Leucht- noch Wärmekraft, durch die eine gedankliche Verbindung zur Sonne hätte hergestellt werden können, und auch der Weg der Sonne über den Himmel hätte durch den Flug des Balles nur dann nachgeahmt werden können, wenn man ihn grundsätzlich von Osten nach Westen geschlagen hätte, wovon aber weder in den Sagas noch in der neuzeitlichen Überlieferung die Rede ist.

Gegen einen kultischen Ursprung der Schlagballspiele spricht ferner die Tatsache, daß sie in Altisland mit Rücksicht auf die jahreszeitlich bedingte Festigkeit des Bodens auf dem Spielplatz im Herbst und Winter ausgetragen wurden. Auch hiezulande war das Spiel nicht auf die Osterfeiertage beschränkt, wenn auch der Beginn der Spielzeit aus klimatischen Gründen meist in die Osterzeit fiel, wenn nach der Schneeschmelze der Frühjahrswind den als Spielplatz dienenden Grasanger ausgetrocknet hatte. So begann man nach Sohnrey mit dem Schlagballspiel im Solling „je nachdem der Frühling sich anließ, oft lange schon vor Ostern“¹⁹⁾, in Eltze am Karfreitag nachmittags, in Bad Harzburg „nicht vor Ostern“, in Eischott „ab Ostern“, in Groß Schwülper „in der Osterzeit an den Sonntagnachmittagen“. Es dauerte dann wie aus Bornum im Kr. Gandersheim berichtet wurde, „im Frühjahr und Sommer“ an.

Die Schlagballspiele unterschieden sich übrigens von den meisten anderen, an bestimmte Festtage gebundenen Volksbräuchen des Jahreslaufes dadurch, daß sie im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert noch nicht vorwiegend von schul-

entlassenen Jugendlichen oder gar von der Schuljugend ausgeführt wurden, sondern an manchen Orten auch noch von Erwachsenen. Bezeugt ist das außer durch R. Andree, C. Brandt und H. Sohnrey auch durch Ausfüller von Fragebogen aus Algermissen, Bergfeld, Bodenburg, Bornum (Kr. Gandersheim), Gielde, Kaierde, Salzdethfurth und Schladen, wobei außer in Algermissen und Bornum ausdrücklich vermerkt wurde, daß auch die verheirateten Männer teilnahmen. Dabei sahen, wie aus Schladen mitgeteilt wurde, die Frauen strickend dem Wettkampf zu. Daß es sich bei den österlichen Schlagballspielen um eine sportliche Volksbelustigung handelte, an der das ganze Dorf aktiv oder passiv teilnahm, geht auch aus dem anschaulichen Bericht hervor, den Sohnrey aus dem Solling gegeben hat ²⁰).

Es liegt nahe anzunehmen, daß die einst so beliebten und traditionsreichen Schlagballspiele in unseren Dörfern durch das Fußballspiel verdrängt wurden, als dieses von den Städten aus seinen Siegeszug auf das flache Land antrat. Aber das trifft sicherlich nur sehr bedingt zu, denn in 23 Orten war nach Mitteilung der Gewährsleute Schlagball schon vor dem Ersten Weltkriege abgekommen, als von dörflichem Fußball noch keine Rede sein konnte. Schuld am Verschwinden der dörflichen Ballspiele alter Art war vielmehr wohl zumeist die im Gefolge der Separation vielerorts durchgeführte Umwandlung der ehemaligen Dorfkämpfer, wo die allgemeinen Lustbarkeiten stattfanden, in Bau-, Acker-, Wald- oder Friedhofsflächen wie es z. B. C. Brandt für die „Spielberge“ bei Gr. Schwülper nachgewiesen ²¹) und H. Sohnrey für den Solling bestätigt hat ²¹).

Während die Männer und Jungen Schlagball spielten, beschäftigten sich die Mädchen in der Osterzeit und auch danach während des Frühjahrs und Sommers an Sonn- und Feiertagen mit anderen Ballspielen verschiedener Art, wobei Werfen und Fangen ohne Verwendung eines Schlagholzes ebenfalls die körperliche Gewandtheit förderte. Sohnrey hat uns aus dem Solling einige Namen solcher Spiele überliefert, ohne im einzelnen auf die dabei beobachteten Spielregeln einzugehen, nämlich „Glucke, wieviel Küken hast du?“, „Hinterpart erlut, wer nich löppt, dei is 'ne Briut“, „Pack ümme“, „Tüdge Heerlape“ ²²). In Brome, Kr. Gifhorn, spielten die Mädchen „Swinehöen“, d. h. Schweinehüten, wobei Bälle in bestimmte Löcher gebracht werden mußten, wohl nach derselben Spielregel, wie sie von Kück und Sohnrey für das „Subballspiel“ beschrieben worden ist ²³).

Ein dem schottischen „Golf“ vergleichbares Osterspiel kannte man als „Kugelschlagen“ nach L. Wille gegen Ende des 19. Jahrhunderts im Harzgebiet ²⁴). Hierbei wurde ein meterhoher Stab in die Erde gesteckt und eine Kugel aus Hartholz darauf gelegt, die mittels eines Holzhammers in eine bestimmte Richtung zu schlagen war. Aus Brome im Kr. Gifhorn nahe der altmärkischen Grenze wissen wir von einem österlichen Ballspiel, bei dem der Ball nicht durch die Luft, sondern am Erdboden entlang geschlagen wurde. Man nannte es „Knäsen“ und das dazu verwandte, unten gekrümmte Schlagholz „Knäseknüppel“. Ob damit ein dem „Hockey“ oder dem „Golf“ ähnliches Spiel getrieben wurde, wissen wir leider nicht, da keine Spielregel mitgeteilt wurde. In der benachbarten Altmark, wo das Spiel „Klisen“ hieß, wurde als „Kläseknüppel“ ein von Natur gekrümmter, kräftiger Schößling aus einem Weidenstubben (Baumstumpf) benutzt ²⁵).

Anstelle eines Balles oder einer Holzkugel verwandte man in den Dörfern zwischen Asse und Elm zu einem in der Frühlingszeit von den Jungen auf der Dorfstraße ausgetragenen Wettspiel, das sogenannte „Trülråd“, eine etwa 5 cm dicke, aus einem Baumstamm von 15 cm Durchmesser herausgesägte Holzscheibe,

die durch die Luft geworfen wurde und nach dem Aufschlag möglichst weit auf der Straße entlang rollen sollte. Eine genaue Beschreibung dieses Spiels gab O. Hahne ²⁶⁾. Außer vom Elm ist das Trulrad-Spiel durch den Brauchtumsfragebogen von 1961 auch aus Wiershausen, Kr. Osterode, im westlichen Vorlande des Harzes bezeugt. Belegt ist das Wort „Truulrad“ als ‚Vollholzrad zum Rollwerfen‘ ferner durch eine handschriftliche Sammlung des mundartlichen Wortschatzes von Ostingersleben, Kr. Haldensleben, die W. Tiedge zum Ostfälischen Wörterbuch beisteuerte. Schließlich sei als österliches Bewegungsspiel der Männer und Bur-schen das von H. Sohnrey beschriebene „Pfahllaufen“ bei den Sollingdörfern genannt ²⁷⁾, das nach L. Wille früher auch am Nordwestrande des Harzes ausgeführt wurde ²⁸⁾. Wie weit es sonst noch in Ostfalen bekannt war, wurde leider nicht durch Umfragen festgestellt und bleibt daher ungewiß.

¹⁾ R. Andree, Braunschweiger Volkskunde. 2. Aufl. Braunschweig 1901, S. 338. — ²⁾ H. Sohnrey, Die Sollinger. 2. Aufl. Berlin 1936, S. 87 f. — ³⁾ L. Wille, Harzer Volkskunde I, 8: Sitte und Brauch im Jahreslauf. Magdeburg 1937; hier S. 43 f. — ⁴⁾ H. Pinkernelle, Sagen, Bräuche und Volksreime des Kreises Helmstedt. Braunschweig 1951, S. 134. — ⁵⁾ C. Brandt, Schwülper. Ein Stück niedersächsischer Heimatgeschichte. Hildesheim 1912, S. 443. — ⁶⁾ Zeitschr. ‚Die Spinnstube‘ Jahrg. II, 1925, S. 190; V, 1928, S. 109. — ⁷⁾ „Montagsblatt“, Wissenschaftliche Beilage der Magdeburgischen Zeitung 1930, S. 124 f. — ⁸⁾ M. Wähler, Thüringische Volkskunde. Jena 1940, S. 432. Eichsfeld. — ⁹⁾ wie Anm. 1); hier S. 339. — ¹⁰⁾ E. Kück u. H. Sohnrey, Feste und Spiele des deutschen Landvolks. Berlin 1925; hier S. 332 u. 334 f. — ¹¹⁾ H. Garke, Wegeleber Mundart (Harz-Zeitschrift 9. Jahrg., 1957, S. 81 ff.); hier S. 102. — ¹²⁾ Alle Nachweise für mundartliche Bezeichnungen hier und im folgenden aus dem Zettelarchiv für das Ostfälische Wörterbuch. ¹³⁾ wie Anm. 5. — ¹⁴⁾ wie Anm. 2; hier S. 95 f. — ¹⁵⁾ wie Anm. 10; hier S. 381. — ¹⁶⁾ wie Anm. 3; hier S. 46. — ¹⁷⁾ Bj. Björnason, Ballspiel (in J. Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde Bd. 1, S. 160 ff.); hier § 6 auf S. 161. — Vgl. die einzelnen Schilderungen von Schlagballspielen in der Sammlung Thule Bd. III, S. 107.; V, S. 36 f.; IX, S. 213. — ¹⁸⁾ wie Anm. 3; hier S. 46. — ¹⁹⁾ wie Anm. 2; hier S. 95. — ²⁰⁾ wie Anm. 2; hier S. 96. — ²¹⁾ wie Anm. 5. (Bradt S. 443) und Anm. 2 (Sohnrey S. 95). — ²²⁾ wie Anm. 2; hier S. 96. — ²³⁾ wie Anm. 10; hier S. 386 f. — ²⁴⁾ wie Anm. 3; hier S. 45 f. — ²⁵⁾ Ed. Schulze, Volkskunde der Altmark. Bremen 1969, S. 227. — ²⁶⁾ O. Hahne, Trulrad — ein altes Frühlingspiel ostfälischer Dorfbungen (Braunschw. Heimat 44. Jahrg., 1958, S. 19). — ²⁷⁾ wie Anm. 2; hier S. 97 f. — ²⁸⁾ wie Anm. 3; hier S. 45.

Neues heimatliches Schrifttum

Wat de Lue sik vertellt. Platt-deutsches aus dem Raum Peine. Hrsg. v. Jürgen Schierer. Illustrationen v. Elisabeth Witt. Peine: Kreisheimatbund 1978. 206 S. Kunstleder.

Der Band läßt 28 Autoren, die im 20. Jahrhundert im weiteren Peiner Raum gearbeitet haben, mit einer repräsentativen Auswahl ihrer plattdeutschen Werke zu Worte kommen. Außerdem sind zwei Erzählungen Unbekannter abgedruckt. Überwiegend stammen die Motive aus dem dörflichen Lebensbereich und vermitteln — oft anekdotisch — einen Eindruck von der Mentalität hierzulande.

Nur wenige der Texte waren bisher in

Buchform allgemein zugänglich, wie etwa diejenigen des Landwirts H. Heike-Cramm aus Groß Gleidingen, anderes aber nur an entlegener Stelle, etwa in Heimatbeilagen von Tageszeitungen. Publikationen platt-deutscher Autoren sind im südniedersäch-sischen Raum selten, wo ein besonders starker Rückgang der angestammten Mundart zu beobachten ist. Daher muß der hier vor-gelegte Band besonders wertvoll erschei-nen, und man muß wünschen, daß dieser zum Hausbuch eines jeden Heimatfreundes wird. Bemerkungen über die plattdeutschen Mundarten im Peiner Raum sowie ein Ver-zeichnis der schwerer verständlichen platt-deutschen Wörter ergänzen das sorgfältig gearbeitete Buch sinnvoll. Wi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift für Natur- und Heimatpflege, Landes- und Volkskunde,
Geschichte, Kunst und Schrifttum Ostfalens

Herausgeber: Braunschw. Landesverein für Heimatschutz e. V., Geschäftsstelle: 3300 Braunschweig, Mönchstr. 1 - Schriftleitung: Dr. M. Wiswe, 3300 Braunschweig, J.-Hofmann-Weg 4 — Druck: Waisenhaus-Buchdruckerei und Verlag, Braunschweig - Verkaufspreis durch Mitgliedsbeitrag abgegolten.

64. Jahrgang

Dezember 1978

Heft 3/4

Anmerkungen zu Miniatur-Feldflaschen

Von Hartmut Rötting

Angesichts der Nützlichkeit und Beliebtheit von Feldflaschen in einer über 3000jährigen Produktionsgeschichte überrascht es nicht sonderlich, wenn unter frühneuzeitlichen Gefäßen dieser Art auch sehr kleine Formen vertreten sind, die offensichtlich Sonderzwecken gedient haben.

Aus Kloaken und Fundschichten des 15./16. Jahrhunderts, die seit 1975 im Rahmen größerer Grabungsmaßnahmen in Braunschweig, Clausthal-Zellerfeld und Lübeck archäologisch untersucht wurden, stammen allein 4 Miniaturgefäße (Abb. 1—4), zu denen noch 2 weitere Gefäße ¹⁾ von normaler Größe hinzukommen (Abb. 5).

Es handelt sich um Feld- oder Tragefläschchen aus Zinn, Blei ²⁾, Ton und Holz, wie um solche größeren Formates aus Ton: einerseits als Irdenware, andererseits als Steinzeug hergestellt.

Die Grundform einer runden, leicht ovalen, zuweilen beutelförmigen Plattflasche ist in allen Fällen gewahrt. Eine leicht gewölbte Vorderhälfte verbindet sich mit einer eher platten Rückhälfte. Paarige Henkelösen, die zur Befestigung einer Trageschnur dienten — oder im Einzelfall auch nur als typologisches Rudiment zu gelten haben — befinden sich zwischen Rand bzw. Hals und Schulter des Gefäßes. Variationen im Formendetail, in den Verzierungsmustern, der Materialwahl oder in der Größenordnung wirken individualisierend und abwechslungsreich.

Die aus einem dringenden Bedarf heraus entwickelte Feld- oder Trageflasche, die einen Trinkvorrat transportabel und ständig verfügbar hält, ist seit altersher in offensichtlich ungebrochener Kontinuität in Gebrauch. Dabei ist im Prinzip die technisch-stilistisch ideale Frühform des Gefäßtypes durch die Jahrtausende beibehalten worden.

Grundsätzlich andere, später entwickelte Gefäßtypen für den gleichen Gebrauchszweck, wie beispielsweise das Trink- oder Tragefläschchen (Abb. 6) ³⁾, haben sich nicht längerfristig durchsetzen können.

Frühe keramische Feldflaschen (Irdenware) sind aus dem Kulturraum des Zweistromlandes zwischen Euphrat und Tigris oder Ägyptens überliefert; die Zeitstellung im 1. Jahrtausend v. Chr. ist gesichert ⁴⁾.

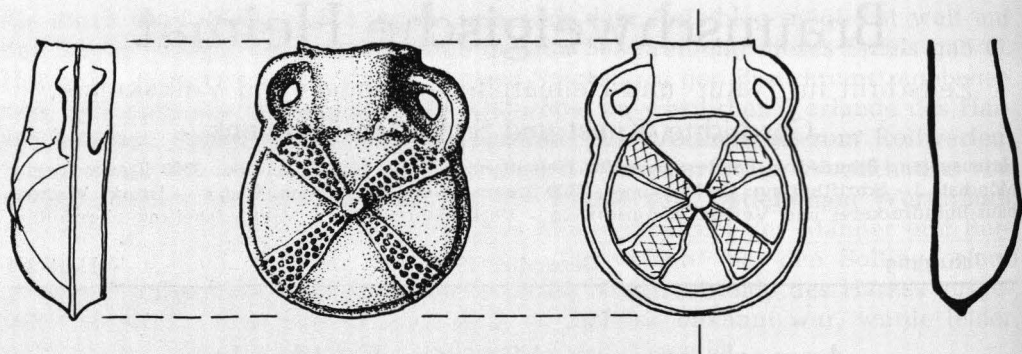


Abb. 1 Feldfläschchen; paarige Ösenhenkel zwischen Rand und Schulter, Flügelrosette auf Vorder- und Rückseite; zweischaliger Zinnguß, verlötet, H. 3,3 cm. Wohl Braunschweiger Werkstatt des 16. Jhs. Braunschweig-Packhof 1972, aus Privatbesitz W. Bentzer. M 1 : 1

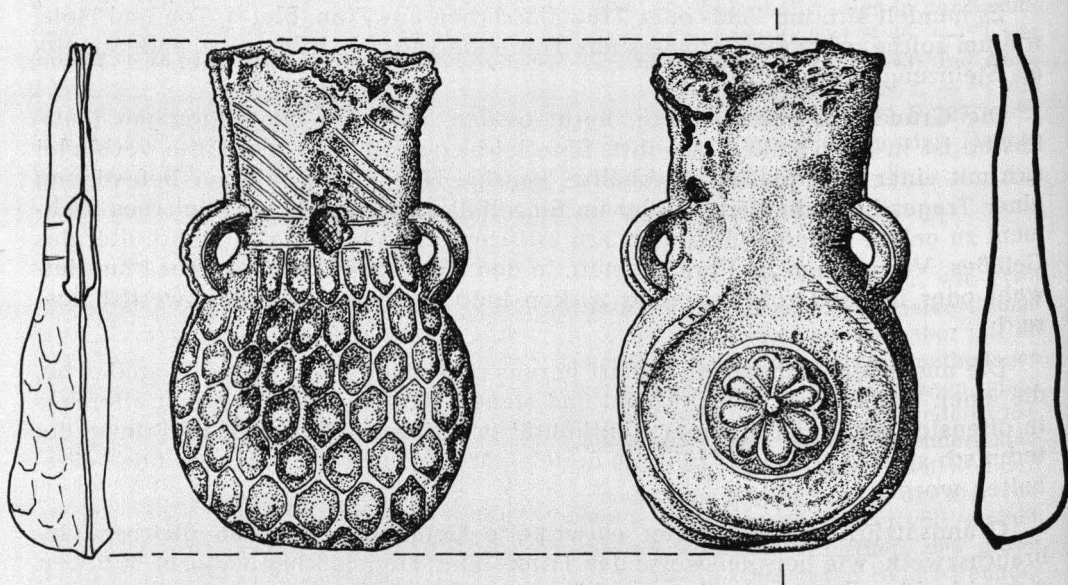


Abb. 2 Beutelförmiges Feldfläschchen; paarige Ösenhenkel zwischen Hals und Schulter, Blütenrosette bzw. Schuppenderkor auf Vorder- bzw. Rückseite; zweischaliger Bleiguß, verlötet, H. 6,2 cm. Wohl Braunschweiger Werkstatt des 16. Jhs. Braunschweig-Packhof 1978, FNr. 78:3/416. M 1 : 1

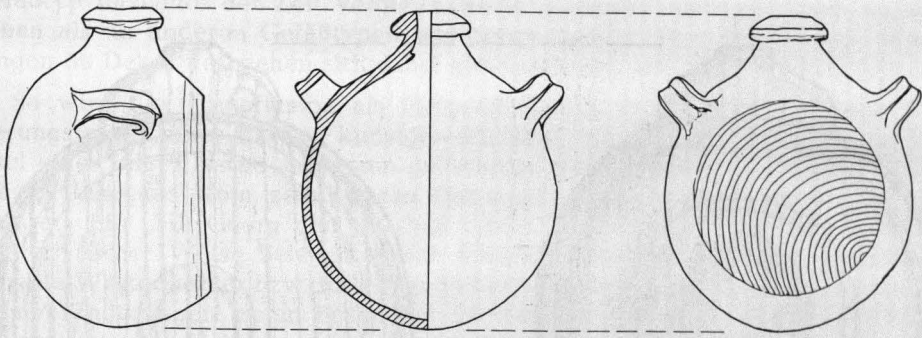


Abb. 3 Feldfläschchen; bünlich-geflecktes Steinzeug, salzglasiert, paarige, querständige Osenhenkel auf der Schulter, Drehscheibenrillen auf der Rückseite, H. 8,1 cm. Ende 16. Jh. Clausthal-Zellerfeld, Anton-Römer-Straße 1-3, 1978, FNr. 78:10/15. M 1 : 2

Als Vorläufer kommt in gewissem Sinne die südost-mitteleuropäische bandkeramischen Butte des 4. Jahrtausends v. Chr. in Frage, die ja beispielsweise auch im Braunschweiger Land nachgewiesen ist (Abb. 7). Dabei ist allgemein anzunehmen, daß die frühe keramische Produktion zunächst einmal nur die Nachahmung von Gefäßen aus organischem Material darstellt, wie etwa hartschalige, getrocknete Fruchtkörper, abgedichtete Flecht- oder Holzgefäße, Tierdärme oder Tierschädel, die dann selbstverständlich auch noch weiterhin — zusätzlich — in Gebrauch bleiben konnten. Auch die Pilgerflasche des Mittelalters ist ja noch häufig der ausgehöhlte, getrocknete Kürbis gewesen, wie dies im Namen „Gurde“ für Pilgerflasche anklingt ⁵⁾.

Frühe Beispiele für eine hölzerne Feldflaschenform im deutschsprachigen Raum liegen für das Frühmittelalter etwa als Grabfunde von dem alamannischen Reihengräberfeld von Oberflacht, Kr. Tuttlingen, Württemberg, aus dem 6./7. Jh. n. Chr. vor ⁶⁾.

Die früheste Darstellung einer Feldflasche ist auf dem fränkischen Grabstein von Niederdollendorf, Siegkreis, Ende 7. Jh. n. Chr., überliefert ⁷⁾. Gleiche Zeitstellung und fränkische Herkunft weisen auch Feldflaschen aus dunkelgrauem Ton auf, deren Gefäßhöhe durchschnittlich 22—24 cm beträgt. Auf der Vorderseite sind sie mit eingeritztem Kreisdekor verziert ⁸⁾.

Da für die Feld- oder Trageflaschen ein ständiger Bedarf vorhanden war — zeitweise in besonders gesteigerter Weise, wie etwa zur Zeit spätmittelalterlich-frühneuzeitlicher allgemeiner „Wandersucht“ ⁹⁾ — tritt der Gefäßtyp auch in jedem neuen Werkstoff oder Herstellungsverfahren auf — wie etwa in Steinzeug, Metall, Steingut, Fayence, Glas und Porzellan.

Wenn für das Wechselverhältnis Material—Form für historisches Gebrauchsgut oder Handwerksgerät im allgemeinen gilt, daß eine Formvariation erst bei fortschreitender Erfahrung mit einem neuen Werkstoff eintritt, anfangs aber häufig noch die Endform im vorhergehenden, alten, erprobten Werkstoff übernommen wird, dann trifft dies auch auf die Feldflasche zu, wenngleich sich an diesem

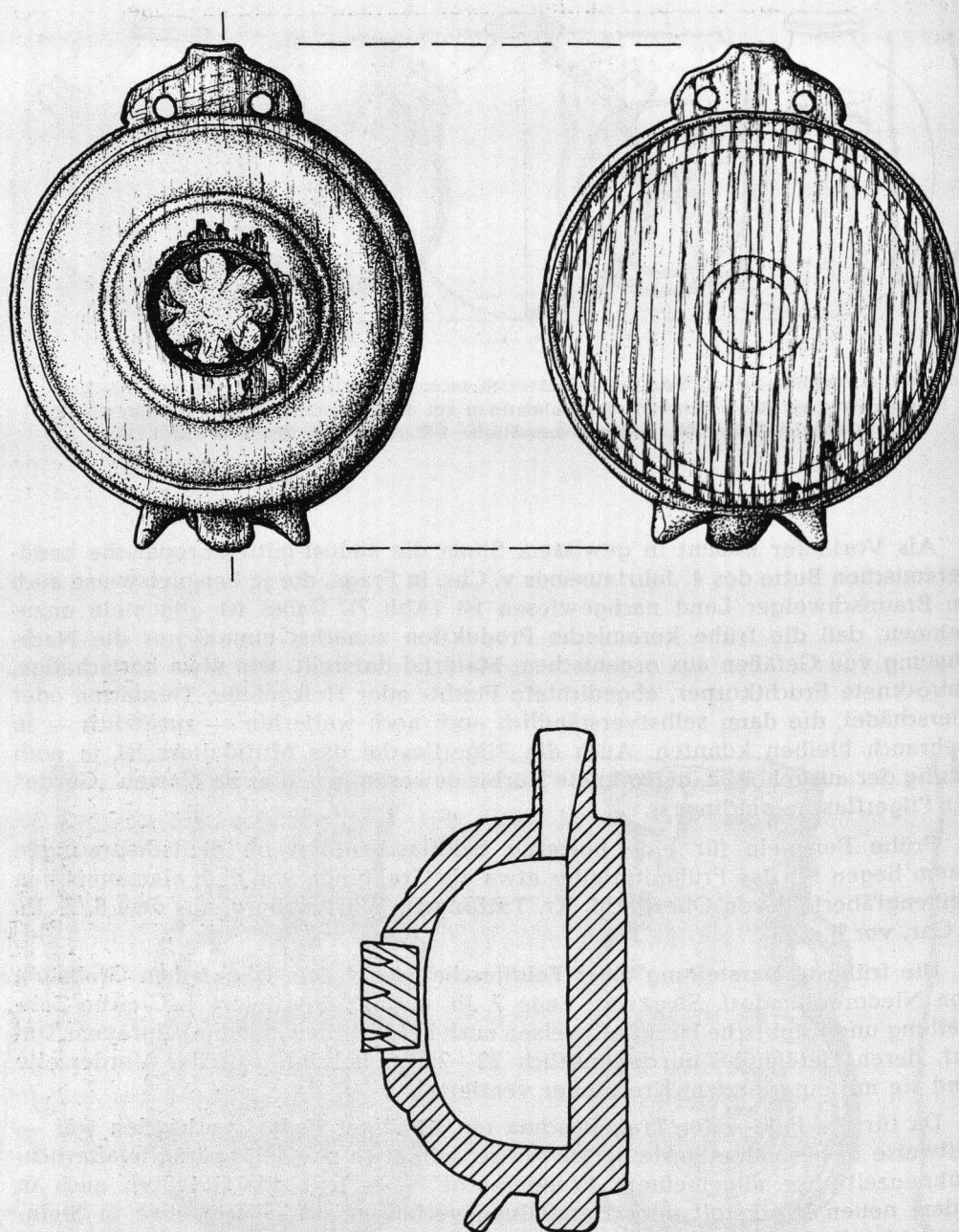


Abb. 4 Feldfläschchen, 3 Stützfüße, paarige Ösenhenkel mit röhrenförmigem Hals verbunden, zentraler, rosettenförmig verzierter Stöpsel auf der Vorderseite. Drehrillendekor. Holz, gedrechselt. H. 6,6 cm. 15./16. Jh. Lübeck-Schrangen 1975, FNr. HL 2/301. Amt für Vor- und Frühgeschichte (Bodendenkmalpflege) der Hansestadt Lübeck. M 1 : 1

Gefäßtyp im Laufe der Zeit vergleichsweise geringere Veränderungen ergeben haben als an anderen Gefäßtypen wie beispielsweise dem Trinkbecher. Wandlungen im Dekor vollziehen sich dabei gleichermaßen wie in der Form.

So wird die Trageflasche als fortgeschrittenes Steinzeugprodukt zum Verzierungsträger eines starken kunstgewerblichen Spielwillens, wie etwa das Beispiel einer Pilgerflasche aus braun geflecktem, salzglasierten Steinzeug, 2. Hälfte des 15. Jhs., aus Köln zeigt, deren Dekorauslage nach einem Kupferstich des Meisters ES: „Hl. Georg den Drachen tötend“ gestaltet wurde¹⁰⁾. In geradezu manieristischer Weise belegen diesen Vorgang auch graue, salzglasierte, blau-bemalte Westerwälder bzw. Raerer Steinzeug-Feldflaschen des 17. Jhs. (Abb. 8). Formveränderungen treten besonders im Hals- und Fußbereich des Gefäßtypes auf sowie in der Halterung und Ausführung der Trageschnur. Der Hals des Gefäßes wird in die Länge gezogen. Standfüßchen oder ein Standsockel werden angefügt, die Trageschnur wird in Höhe des größten Gefäßdurchmessers befestigt, ein breiter Riemen verbessert die Tragesicherheit.

Eine geringfügige technische Neuerung ist ebenso die Anbringung eines Loches in der Gefäßwand am Halsansatz, um das Nachströmen der Luft beim Trinken zu verbessern. Schließlich vollzieht sich an diesem ungemein erfolgreichen, traditionellen Flaschentyp formengeschichtlich eine weitere Gesetzmäßigkeit.

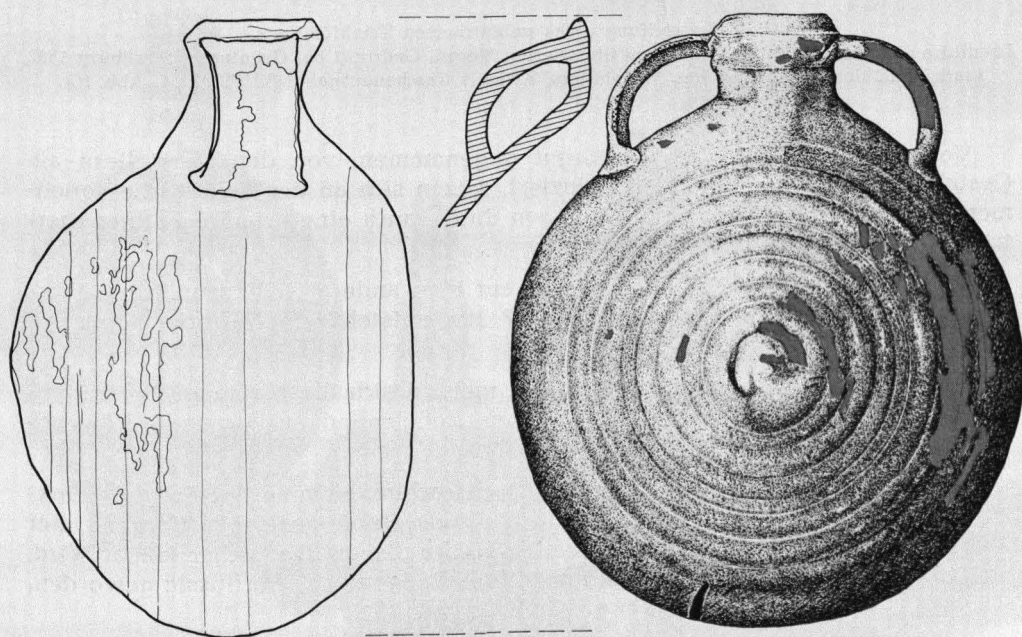


Abb. 5 Feldflasche, breite, leicht gekahlte, gegenständige Bandhenkel zwischen Rand und Schulter; tüllenförmiger Hals; runder, von einer handgeformten, flachen Hälfte her aufgedrehter, gewölbter, vorderer Gefäßkörper, Drehrillendekor, mit Holzstück verschlossen gewesen, Schlagkerbe. H. 16,2 cm. Graues Frühsteinzeug, abgeplatzte, dunkelbraune, verfärbte Lehmglasur, rheinisch, 1. H. 13. Jh. Braunschweig-Packhof 1978, FNr. 78:3/509. Dezernat Denkmalpflege, Bezirksregierung Braunschweig. M ca. 1 : 2



Abb. 6 Darstellung eines geböttcherten Trinkfäßchens.
Ländliche Arbeiten. Holzschnitt aus dem illustrierten Vergil. Gedruckt bei Grüninger, Straßburg 1502
(nach J. Bühler, Die Kultur des Mittelalters, Kröners Taschenausgabe, Bd. 79, 1954, Abb. 16).

Von der Gesellschaft als Kulturgut angenommen, von den Herstellern als Gestaltungsträger des Zeitstils produziert, setzen sich an der Feldflasche zunehmend sekundäre Funktionsübertragungen durch, auch eine primäre Formenübertragung findet statt.

Die Grundform der Feldflasche wird auf eine andere Gefäßgrundform übertragen: die Flach- oder Plattkanne des 17. Jhs. entsteht, eine barocke Kreuzung von Feldflasche und Kanne ¹¹⁾.

Spätestens wohl im Laufe des 15. Jhs. mehren sich die Nutzungsübertragungen. Die beliebte Form der Feldflasche kommt zunehmend auch für andere Zwecke in Gebrauch.

Wenn sich die Feldflasche dabei als Tischgeschirr, als eine Art Spezial-Trinkgeschirr der Renaissance für bestimmte Anlässe einbürgerte, ein Vorgang, der aufgrund der Bildquellen ¹²⁾ in der ersten Hälfte des 16. Jhs. sicher faßbar wird, dann ist der Flaschentyp hier funktionstechnisch eigentlich überflüssig geworden, dann ist er modisch umgesetzt bzw. schon „travestiert“.

Zahlreiche Kupferstiche (Abb. 9) belegen, wie die Feldflasche im „Set“ vergesellschaftet wird mit einem randhohen Tablett und Trinkgefäßen: Gegenständen, die vermutlich aus Zinn hergestellt wurden.

Gleichermaßen noch aus Bildquellen ist ersichtlich ¹³⁾, wie die Flaschenform offenbar auch als Pulverflasche genutzt wurde. Dabei wird sie an einer Halschnur auf der Brust getragen.

Abb. 7 Linearbandkeramische Butte (Tonflasche).
Dunkelbrauner Ton, geglättet; Irdenware; auf
dem Gefäßkörper 3 Paar querständige, überein-
anderstehende Ösenhenkel. H. 17 cm. 4. Jt. v. Chr.
Wittmar, Ldkr. Wolfenbüttel, jungsteinzeitliches
Gräberfeld, Grab 18. FNR. 76:7/220. M ca. 1 : 3
Zeichnungen: Maïe Triebel

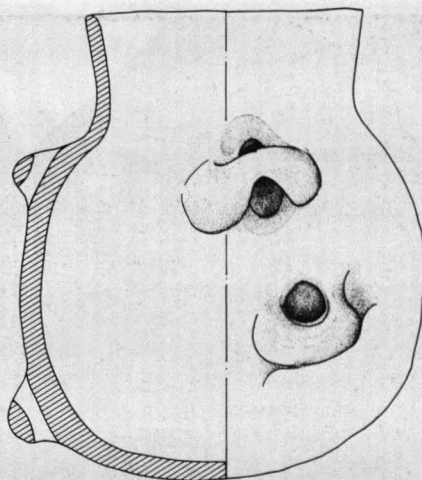


Abb. 8 2 Feldflaschen (rechts), Steinzeug, grau, salzliert, blau und mangan bemalt,
Wappenmedaillon. Schnurösen. H. 24 bzw. 39 cm. Westerwald, 17. Jh. (Nach Volkskunst im Rheinland,
Nr. 4, Führer und Schriften des Rheinischen Freilichtmuseums in Kommern,
Düsseldorf 1968, Nr. 265 f.).



Abb. 9
Darstellung
einer Feld-
flasche als
Tischgeschirr
in einem
Trinkservice.
Hans
Burgkmair
(1473—1532).
Die Zecher,
Kupferstich
(Nach G. Hirth,
Kultur-
geschichtliches
Bilderbuch,
1. Bd.,
Nr. 494).

Nicht in allen Fällen ist wohl die Art und Weise der sekundären Nutzung überliefert. Doch darf sie dann beispielsweise aus der Miniaturform der Gefäße, aus der Materialwahl, dem bevorzugten Dekor abgeleitet werden¹⁴⁾. So ist der mögliche Gebrauchszweck für Miniaturfeldflaschen ebenso in der Aufbewahrung anderer Inhalte zu sehen, wie etwa von Duftwässern oder alkoholischen, medizinischen bzw. gastronomischen Flüssigkeiten bzw. Pulvern.

Natürlich können Fläschchen dieser Art auch als Kinderspielzeug angefertigt worden sein.

Eine Trageweise als Halsschmuck, eine Verwendung als „christlich-heidnische“ Amulettkapsel ist in Erwägung zu ziehen, betrachtet man die Miniaturflasche der Abbildung 1, die eine Höhe von 3,3 cm hat, mit einer Flügelrosette verziert ist und aus Zinn hergestellt wurde.

Es ist überliefert, daß für bestimmte Wallfahrten eigens angefertigte Pilgerflaschen in Verwendung kamen¹⁵⁾. Nicht auszuschließen ist daher, daß Miniaturfeldflaschen als Andenken, als Pilgerzeichen bestimmter Wallfahrten fungierten. Sie mögen dann wiederum Wasser, geweihtes Wasser, enthalten haben.

¹⁴⁾ Eine bräunlich-gefleckte, unverzierte Steinzeug-Feldflasche, salzglasiert, von normaler Größe mit ca. 20 cm aus Clausthal-Zellerfeld ist hier nicht abgebildet. — ¹⁵⁾ Materialbestimmungen wurden freundlicherweise von Herrn Dipl.-Ing. Karl Thomas vorgenom-

Abb. 10 Darstellung einer braunen Steinzeug-Feldflasche mit Trageriemen. Hausbuchmeister, um 1505: Detail aus einem Altarflügel mit der „Heimsuchung“. Mainz, Mittelrhein. Landesmuseum (Nach G. Reineking-von Bock, Steinzeug, Taf. 6).



men, Institut für Schweißtechnik und Werkstofftechnologie der TU Braunschweig. — ³⁾ Die mittelalterlichen Trink- oder Tragegefäßen antiken Ursprungs wurden gedrechselt, geböttchert oder in Metall hergestellt, später auch in Steinzeug: dienten dann aber ab ca. 17. Jh. nicht mehr als Feldfäßchen. Abb. in der Tafelmalerei u. a.: Meister der Lüneburger Goldenen Tafel (Anfang 15. Jh.): Goldene Tafel — Verkündigung an die Hirten, Landesmuseum Hannover; Melchior Broederlam (um 1400), Kreuzigungsalter — Flucht nach Ägypten, Musée des Beaux-Arts, Dijon. — ⁴⁾ Abb. u. a. in Sumer-Assur-Babylon, 7000 Jahre Kunst und Kultur zwischen Euphrat und Tigris, Katalog der Ausstellung im Roemer- und Pelizäus-Museum Hildesheim, Mainz 1978, Nr. 158. — ⁵⁾ lat. cucurbita, frz. gourde, dt. Kürbis. — ⁶⁾ Abb. u. a. in W. Dixel, Das Hausgerät Mitteleuropas, Braunschweig 1962, Nr. 55/56. — ⁷⁾ Abb. u. a. in museum 3/77 Mai, Rheinisches Landesmuseum Bonn, Braunschweig 1977, S. 47. — ⁸⁾ Abb. u. a. in W. Dixel, a. a. O., Nr. 49. — ⁹⁾ G. Steinhäusen, Geschichte der Deutschen Kultur, 2. Bd., Leipzig/Wien 1913, 194 f. hier „Laufsucht“ (currendi libido). — ¹⁰⁾ Abb. u. a. in G. Reineking-von Bock, Steinzeug, Kataloge des Kunstgewerbemuseums Köln, Bd. IV, Köln 1971, Taf. 7. — ¹¹⁾ Abb. u. a. in Reineking-von Bock, a. a. O., Nr. 447 f. — ¹²⁾ Den freundlichen Hinweis auf die Studienmöglichkeiten im Kulturgeschichtlichen Bilderbuch, hrsg. v. G. Hirth, verdanke ich Herrn Dr. W. Flehsig. — ¹³⁾ Abb. u. a. in G. Liebe, Soldat und Waffenhandwerk, Leipzig 1899, Abb. 59: Holzschnitt v. H. Schäuferlin (1480—1540), Dresden, Kupferstichkabinett, o. T. — ¹⁴⁾ Die Gefäße sollen noch auf ggf. vorhandene Restspuren des Inhalts untersucht werden. Ferner wird eine Holzartenbestimmung für das Gefäß der Abb. 4 erfolgen. — ¹⁶⁾ R. Fritz, Eine spätgotische Pilgerflasche zur Aachener Heiligtumsfahrt, Keramos 1961, 3—13. Den freundlichen Literaturhinweis verdanke ich Herrn Dr. B. Hedergott.

Porträts von Welfenfürsten in Corvey

Von H. Joachim Brüning

Die Reichsabtei Corvey und die Welfenlande waren nicht nur viele Jahrhunderte lang Grenznachbarn, es gab noch andere Verbindungen zwischen beiden. Schon Heinrich der Löwe war Edelvogt von Corvey gewesen; seit 1434 waren die Welfen Schutzherren der Reichsabtei (ebenso wie die Landgrafen von Hessen-Kassel). Dazu standen die Welfen in einem Lehnverband zu Corvey mit dem Abt als Lehnsherren. Bis zum Ende des Reichs wurden bei jedem Regentenwechsel Schutzherrschaft und Lehnverhältnis erneuert, wenn man auch in der Spätzeit kaum mehr wußte, worin die Corveyer Lehen eigentlich bestanden.

Trotz ständiger Querelen an den Grenzen war das Verhältnis zwischen den Landesherren selbst oft durchaus erträglich, zuweilen sogar freundschaftlich. So war der münsterische Bischof Christoph Bernhard von Galen, der von 1661 bis 1678 zugleich auch Administrator von Corvey war, zeitweilig mit den Welfen verbündet. Das entsprach allerdings rein politischem Kalkül. Zu einem engen Verhältnis ist es dann zwischen Abt Florenz von dem Velde (1696–1714) und Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel gekommen, das man als eine echte Freundschaft bezeichnen muß¹⁾.

Anläßlich der vielen gegenseitigen Besuche beider Fürsten wurden Gastgeschenke ausgetauscht; über die von Anton Ulrich erhaltenen Geschenke hat Abt Florenz genau Buch geführt und ein Verzeichnis hinterlassen²⁾. Hier sollen nur die nach Corvey gelangten Porträts von Mitgliedern des Welfenhauses den braunschweigischen Geschichtsfreunden vorgestellt werden. Der westfälische Historiker, der sich in den Einzelheiten braunschweigischer Geschichte nicht auskennt, bittet dabei um freundnachbarliche Hilfestellung, Berichtigungen sind erwünscht.

In dem oben genannten Verzeichnis heißt es unter Nr. 9: „Der beiden Herzogen Portraits mit überguldete Rahmen, 20 Taler.“ Die Notiz ist nicht datiert, da sie aber ziemlich am Anfang des chronologisch geordneten Verzeichnisses steht³⁾, hat Abt Florenz diese Bilder wohl bald nach seinem Regierungsantritt geschenkt erhalten. Wir kämen damit in die Zeit von 1696 bis spätestens 1704 (Tod des Rudolf August). Es unterliegt keinem Zweifel, daß Nr. 9 identisch ist mit zwei in Corvey vorhandenen Ovalbildern der Herzöge Rudolf August (Abb. 1) und Anton Ulrich (Abb. 2). Auch die vergoldeten Rahmen haben sich bis heute erhalten.

Unter Nr. 10 wird in dem Verzeichnis von Abt Florenz aufgeführt „Das Portrait der Königin in Hispanien Elisabethae Christinae ad fidem conversae“ mit einem Wert von 10 Talern (Abb. 3). Format und Rahmen dieses Bildes stimmen vollkommen mit den Porträts der beiden Herzöge überein. Die Prinzessin wirkt auf dem Bild sehr jugendlich, sie ist wohl noch vor ihrer Abreise nach Wien im Frühjahr 1707 porträtiert worden. Zu dieser Serie gehören noch zwei Bilder, die Abt Florenz nicht in sein Verzeichnis aufgenommen hat. Das eine davon stellt den späteren Kaiser Karl VI. dar, also den Gemahl Elisabeth Christines (Abb. 4). Das fünfte und letzte ist ein Damenporträt (Abb. 5). Man denkt zunächst an die Gemahlin Anton Ulrichs, Herzogin Elisabeth Juliane⁴⁾. Denn Rudolf Augusts Gemahlin Christiane Elisabeth, geborene Gräfin von Barby, die bereits am



Abb. 1 Herzog Rudolf August
von Braunschweig-Wolfenbüttel
Original: Corvey, Herzog v. Ratibor



Abb. 2 Herzog Anton Ulrich
von Braunschweig-Wolfenbüttel
Original: Corvey, Herzog v. Ratibor



Abb. 3 Prinzessin Elisabeth Christine
Original: Corvey, Herzog v. Ratibor



Abb. 4 Kaiser Karl VI.
Original: Corvey, Herzog v. Ratibor



Abb. 5 Herzogin Christine Luise (?),
Prinzessin v. Ottingen, Gemahlin Herzog
Original: Herzog von Corvey

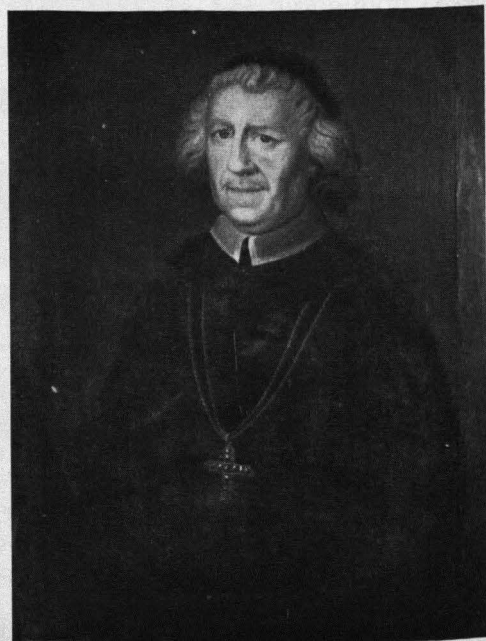


Abb. 6 Herzog Anton Ulrich und Abt Florenz
Originale: Herzog von Corvey

2. Mai 1681 gestorben war, kann es zeitlich nicht sein, und von seiner zweiten Lebensgefährtin, Madame Menthin, werden wohl kaum Porträts an andere Fürstenhöfe gelangt sein. Doch sieht diese Dame noch recht jugendlich aus, es handelt sich daher wohl eher um Herzogin Christine Luise, geboren am 20. März 1671 als Prinzessin von Ottingen, die Gemahlin von Ludwig Rudolf, also die Mutter der Elisabeth Christine, Schwiegertochter Anton Ulrichs⁵⁾. Mit voller Sicherheit ist allerdings diese Benennung m. E. nicht zu beweisen.

Alle fünf Bilder, die wohl von einer Hand stammen, wirken ein wenig routiniert und glatt, was das Beiwerk, Kostüme, Frisuren und Schmuck angeht, sie lassen aber einen Maler erkennen, der die Charakteristika der dargestellten Personen mit scharfem Blick zu sehen und mit sicherem, gewandtem Pinsel darzustellen versteht. Die Bilder sind nicht signiert, im Verzeichnis von Abt Florenz finden wir keinen Hinweis auf den Maler. Man darf aber ganz generell annehmen, daß der jeweils amtierende Hofmaler, vielleicht geradezu auf Vorrat, diejenigen Porträts der regierenden Fürsten und ihrer Angehörigen gemalt hat, die an befreundete Fürsten verschenkt werden sollten (weswegen der Zeitpunkt der Schenkung von dem der Entstehung durchaus differieren kann). In unserem Falle wäre das Tobias Querfurt, der von 1686 bis 1714 als Hofmaler nachweisbar ist⁶⁾. Die Urheberschaft des Tobias Querfurt läßt sich, wie später gezeigt werden soll, wohl noch aus anderen Gründen erhärten.

Weiterhin ist nun ein Doppelporträt zu behandeln, das die beiden Freunde Herzog Anton Ulrich und Abt Florenz vereint zeigt (Abb. 6). Es wird in der Liste der Geschenke nicht aufgeführt, auch sonst besitzen wir keinen archivalischen Hinweis, das Bild ist also nicht näher datierbar. Der Herzog wirkt aber deutlich älter als auf Abb. 2. Ein Vergleich beider Bilder miteinander zeigt, daß sie von einer Hand stammen müssen. Selbst auf der Photographie läßt sich erkennen, daß die rechteckigen Bilder in sich ein Oval enthalten, man konnte sie nach Belieben auf einen viereckigen oder ovalen Rahmen spannen.

Das letzte in diesen Zusammenhang gehörende Bild ist eine Altartafel in der Corveyer Kirche (Abb. 7/8). Herzog Anton Ulrich hat dieses große Altarblatt im Format von 4,50 x 3,10 m Abt Florenz zu seinem fünfzigjährigen Profeßjubiläum geschenkt, das am 20. April 1713 gefeiert wurde. Er selbst und der Paderborner Bischof Franz Arnold von Wolff-Metternich waren die illustren Gäste dieser Feier. In dem Verzeichnis der Geschenke ist das Bild unter Nr. 34 aufgeführt: „Ao. 1713 d. 20. April auf meinem Jubilaeo ein Altar de Missione Spiritus Sancti, wird taxirt 100 Thal.“ Auch hier wird der Maler leider nicht erwähnt, aber man kann aus allgemeinen Gründen annehmen, daß es vom Hofmaler Tobias Querfurt stammt.

Auf dem Bild ist die Aussendung des Heiligen Geistes in einem Innenraum dargestellt. Links etwa in der Bildmitte befindet sich eine Empore, über deren Brüstung ein Teppich herabhängt. Darauf stehen am linken Bildrand Herzog Anton Ulrich, weiter rechts Abt Florenz im schwarzen Benediktinerhabit; nach den vorigen Bildern sind beide unschwer zu erkennen. Rechts davon sitzen zwei Herren, einer als Geistlicher charakterisiert, bei denen es sich sicher auch um Porträts handelt. Es ist müßig, Vermutungen über diese Personen anzustellen; nur an Hand einer großen Porträtsammlung ließe sich der eine oder andere identifizieren. Eine Etage höher sind noch zwei Herren im Zeitkostüm zu sehen, bei denen es sich auch um

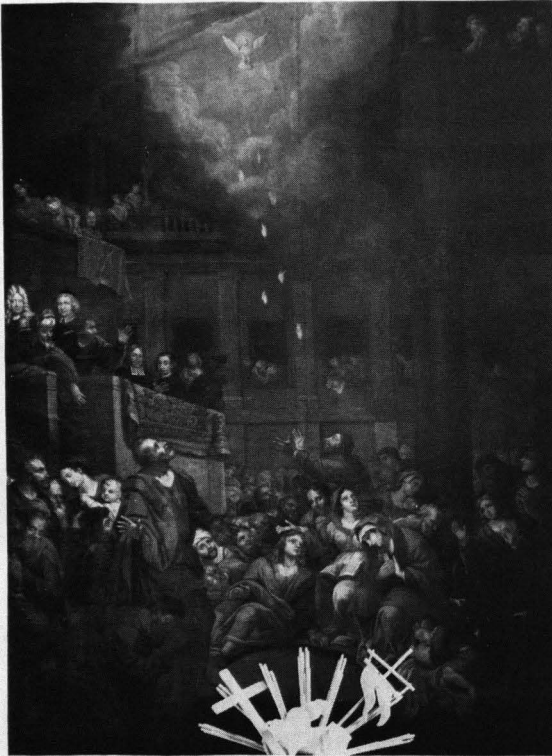


Abb. 7 Pfingstbild
Corvey, Pfarrkirche

Porträts handeln könnte. Ob unter den Personen, die aus Fenstern der Szene zu schauen, noch Porträts zu finden sind (oder gar ein Selbstbildnis des Malers?), kann nur eine nähere Untersuchung ergeben.

Die geradezu aufdringliche Betonung der Zeitgenossen ist für unser Empfinden dem Charakter eines Altarbildes unangemessen. Doch die Barockzeit dachte in ihrer hohen Einschätzung fürstlicher und adliger Persönlichkeiten offenbar anders. Der Unterschied in dem Stellenwert zeitgenössischen Personals in verschiedenen Stilepochen wird einem so recht klar beim Vergleich mit gotischen Gemälden, wo die Stifter klein und unauffällig, oft nur am Rande, plaziert werden. Insofern ist die Corveyer Altartafel ein Zeitdokument ersten Ranges in ihrer ungenierten Mischung von Andachtsbild und zeitbedingter personaler Selbstdarstellung.

Nun ist aber noch ein Wort zu sagen zu dem mutmaßlichen Maler aller dieser Bilder, Tobias Querefurt. Es läßt sich nachweisen, daß er nach seiner Entlassung aus Wolfenbütteler Diensten etwa drei Jahre in Corvey gelebt hat zwischen 1715 und 1718. In dieser Zeit hat er höchstwahrscheinlich die Abtegalerie gemalt. Sechzig Abtsbilder und fünf Gemälde der Kaiser Karl und Ludwig sowie der Heiligen Vitus, Stephanus und Benedikt ließen sich in dieser Zeit wohl bewältigen, zumal der Meister nachweislich einen Lehrburschen bei sich hatte und vielleicht noch seinen Sohn Anton Ulrich, der ebenfalls Maler war.

Außerdem hat Querefurt mit Sicherheit das noch in Corvey erhaltene Porträt des Abtes Maximilian von Horrich (1714—1721), des Nachfolgers von Abt Florenz,



Abb. 8 Ausschnitt aus dem Pfingstbild
Corvey, Pfarrkirche

gemalt. Am 9. März 1718 wurde er dafür mit vier Talern bezahlt. Dieses Porträt und das des Abtes auf der Äbtogalerie sind so nahe miteinander verwandt, daß man die Äbtogalerie ohne Skrupel Querfurt zuschreiben kann. Ebenso läßt sich das Porträt von Abt Florenz auf dem Äbtengang mit den bereits bekannten Bildern dieses Abtes (Abb. 6 und 7/8) vergleichen. Zudem gibt es noch zwei sehr große Gemälde der Äbte Florenz und Maximilian, die heute im Sommersaal zu Corvey hängen, die gleichfalls aufs engste mit der Äbtogalerie zusammengehen.

Mit dem Pfingstbild und dem Doppelbild haben wir nun die Möglichkeit, auch die Porträts von Anton Ulrich mit Sicherheit dem Tobias Querfurt zuzuschreiben. Beide Gemälde sind so eng miteinander verwandt, daß darüber kein Zweifel möglich ist ⁷⁾. Vom Doppelporträt führt dann der Weg zwangsläufig zurück zu dem früheren Bild des Herzogs (Abb. 2), womit sich der Kreis schließt: Die fünf Bilder in Goldrahmen (Abb. 1—5), das Doppelporträt (Abb. 6) und das Pfingstbild (Abb. 7/8), sie alle sind Werke des Tobias Querfurt!

Es läßt sich aber noch ein weiteres Argument für Querfurt anführen. Es gibt in Corvey außer dem Pfingstbild noch mehrere große Altarblätter, die entsprechend den kirchlichen Jahrzeiten ausgewechselt werden. Zwei davon, die Kreuzigung Christi und die Himmelfahrt Mariens, sind Geschenke Herzog Anton Ulrichs aus den Jahren 1698 und 1701, und beide sind sicher als Werke des Tobias Querfurt bezeugt ⁸⁾. Zudem ist die Himmelfahrt Mariens vom Künstler signiert. Was liegt da näher, als auch das Pfingstbild von 1713, ein Geschenk des Herzogs, ebenso für Querfurt in Anspruch zu nehmen? Es sei gerne zugegeben, daß bei

diesen Zuschreibungen manche Kombinationen nötig sind und daß eindeutig archivalische Nachweise zum Teil fehlen, doch erscheinen diese Überlegungen derart schlüssig, daß kaum Zweifel möglich sind ⁹⁾).

Bei dem von Thöne in seinem Wolfenbütteler Buch S. 133 Abb. 108 reproduzierten Porträt des Anton Ulrich kann man jetzt wohl das Fragezeichen hinter dem Namen des Tobias Querfurt streichen. Die Verwandtschaft mit den in Corvey erhaltenen Bildern des Herzogs, vor allem mit dem Doppelporträt, ist so groß, daß es keiner weiteren Erörterung bedarf. Thöne sagt von Querfurt, daß er der eigentliche Repräsentant der Barockmalerei in Wolfenbüttel in der Zeit von 1690 bis 1715 gewesen sei, bezeichnet ihn aber gleichzeitig als unbekannte Größe ¹⁰⁾. Die in Corvey erhaltenen Gemälde erlauben es, dieses Urteil zu korrigieren und Querfurt als Porträtisten und als Maler von Altarbildern kennenzulernen und zu beurteilen. Vielleicht läßt sich im Anschluß an das Corveyer Material eine Erweiterung und Sicherung des Oeuvres von Querfurt durch stilistische Vergleiche erreichen.

¹⁾ Dazu Verf., Herzog Anton Ulrich von Braunschweig-Lüneburg zu Wolfenbüttel und Abt Florenz von Corvey, WZ 126/7, 1976/7, S. 329 ff. — ²⁾ Abgedruckt in dem Anm. 1 zitierten Aufsatz S. 355—364. — ³⁾ Von Nr. 21 an, Juli 1708) werden die Schenkungstermine genau notiert. Das Verzeichnis enthält insgesamt 39 Gemälde. — ⁴⁾ Elisabeth Juliane verfertigte mit ihren Hofdamen ein Antependium in Gobelinstickerei für den Hochaltar der Corveyer Kirche, das am 18. Mai 1702 von Anton Ulrich mit einem Begleitschreiben abgesandt wurde. Es ist noch heute erhalten. — ⁵⁾ Bei einem Vergleich mit dem Altersbildnis dieser Fürstin im Gandersheimer Kaisersaal lassen sich ohne Zweifel Ähnlichkeiten feststellen (Kurt Kronenberg, Der Kaisersaal zu Bad Gandersheim und seine Gemälde, Bad Gandersheim 1976, Abb. 29). Das nur undeutlich erkennbare Porträt der Elisabeth Juliane (bei Thöne, Wolfenbüttel, München 1963, Abb. 8) hat mit dem Corveyer Bild offenbar wenig gemeinsam. — ⁶⁾ Friedrich Thöne, Wolfenbüttel, Geist und Glanz einer alten Residenz, München 1963, S. 253. — ⁷⁾ Es ist allerdings zu berücksichtigen, daß das auf Fernsicht angelegte Altarbild nicht die Feinheit und Delikatesse der kleineren Porträts aufweist, wie besonders die Vergrößerung (Abb. 8) zeigt. — ⁸⁾ Im Verzeichnis der Geschenke Nr. 2: „2 Bilder im hohen Altar, als die Creutzigung Christi und die Himmelfahrt der heil. Mutter Gottes, sind vom Hofmalern Querfurt künstl. nach einen schönen Original copiert und jedes Stück aestimirt ad 100 Rthl.“ — ⁹⁾ Die näheren Nachweise und ausführlichere Darsellung in einer noch ungedruckten Arbeit des Verf., Künstler der Barockzeit in Corvey. — ¹⁰⁾ Friedrich Thöne, Wolfenbüttel, Geist und Glanz einer alten Residenz, München 1963, S. 136. — Hier sei noch auf weitere Wolfenporträts aufmerksam gemacht, deren Existenz den Geschichtsfreunden in Niedersachsen kaum geläufig sein wird. Im Schloß zu Detmold hängt ein Porträt des Anton Ulrich, das mit den Corveyer Bildern des Herzogs eng verwandt ist und das man getrost Tobias Querfurt zuschreiben darf (Bau- und Kunstdenkmäler von Westfalen, 48. Band/Teil I, Stadt Detmold, bearb. von Otto Gaul, Münster 1968, S. 238, Abb. 233). Zwei prachtvolle fast lebensgroße Gemälde der Elisabeth Christine und ihres Gemahls Kaiser Karl VI. in ganzer Figur von unbekanntem Künstler befinden sich im Schloß zu Nordkirchen (Karl E. Mummenhof, Schloß Nordkirchen, München 1975, Taf. 44/5). Das Nordkirchener Bild zeigt die Kaiserin noch im jugendlichen Alter und stimmt weitgehend mit dem Corveyer Porträt überein, selbst in den typischen nach unten gekrümmten Locken seitlich der Stirn. Ob die Gemälde der Herzöge Rudolf August und Anton Ulrich in Meinbrexten in unseren Zusammenhang gehören, müßten nähere Nachforschungen ergeben (Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogtums Braunschweig, 4. Band, Kreis Holzminden, bearb. v. K. Steinacker, Wolfenbüttel 1907, S. 90 f.).

Die lateinischen Inschriften an den Wirtschafts- und Konventsgebäuden des ehemaligen Klosters St. Ludgeri in Helmstedt

Von Ingrid Henze

Seit dem Herbst 1978 rollen in Helmstedt die Autos über ein neu geschaffenes Teilstück des Stadtringes, das quer durch den Wirtschaftshof des ehemaligen Klosters St. Ludgeri führt. Dieses Kloster, dessen Äbte einst die Stadtherren von Helmstedt gewesen waren, wurde 1803 aufgehoben. Seine Konventsgebäude wurden damals z. T. der katholischen Gemeinde zur Verfügung gestellt, z. T. dienten sie zusammen mit den Wirtschaftsgebäuden als Sitz für die auf den Klosterländereien eingerichtete staatliche Domäne St. Ludgeri. 1977 siedelte die Domäne im Zuge der Verkehrsplanung nach Wolsdorf aus; einige barocke Wirtschafts- und Wohngebäude, eine Brücke von 1719 und Teile der alten Klostermauer wurden zugunsten der neuen Straße abgerissen. Um das frühere Zentrum des Hofes, ein Taubenhaus von 1765, wird nun der Verkehr von beiden Seiten herumgeleitet. Die übrigen Ställe und Scheunen stehen seit 1977 leer und sind z. T. zur Vermeidung von Unfällen mit einem Schutzzaun umgeben. Ein realisierbarer Plan für ihre Verwendung existiert z. Z. nicht. Da bei fortschreitendem Verfall ein Abbruch nicht ausgeschlossen werden kann, erscheint es an der Zeit, sich einmal näher mit den über die Gebäude verstreuten lateinischen Inschriften zu befassen. Diese Inschriften sind bislang noch nicht vollständig aufgenommen und veröffentlicht worden¹⁾. Sie werden im folgenden wiedergegeben, übersetzt und in Zusammenhang zur Baugeschichte des Klosterhofes gebracht in der Hoffnung, Verständnis zu wecken für alle Bemühungen, die darauf abzielen, möglichst viel von den verbliebenen Restbeständen des ehemaligen Domänenhofes zu erhalten.

Zum besseren Verständnis der Inschriften seien kurz ein paar Bemerkungen zur Verfassung und Geschichte des Klosters vorangestellt. Die Helmstedter Benediktinerniederlassung St. Ludgeri, seit ihrer Gründung im 9. Jahrhundert dem Kloster Werden a. d. Ruhr durch einen gemeinsamen Abt verbunden, war Reichsabtei und galt als exempt²⁾, d. h., Helmstedt und Werden erkannten nur den Kaiser als obersten Landesherrn an und unterstanden innerhalb der kirchlichen Verwaltung unmittelbar dem Papst. Der Abt der beiden mächtigen und wohlhabenden Klöster, seinem Rang nach Reichsfürst, residierte in Werden und hielt sich nur gelegentlich in Helmstedt auf. Die Verwaltung dieses Klosters lag in den Händen eines vom Helmstedter Konvent gewählten Propstes. Bei der weiten Entfernung Helmstedt—Werden und den damals schlechten Kommunikationsmöglichkeiten bot das Amt des Propstes in Helmstedt eine große Unabhängigkeit und erforderte Persönlichkeiten, die imstande waren, Entscheidungen allein zu treffen und durchzusetzen. Es verwundert daher nicht, wenn sich in dem uns interessierenden Zeitraum, den letzten 140 Jahren bis zur Auflösung der beiden Klöster 1803 im Gefolge des Reichsdeputationshauptschlusses, fünf Äbte von Werden und Helmstedt finden, die vorher das Amt des Propstes zu Helmstedt bekleidet haben.

Der erste in dieser Reihe war Ferdinand von Erwitte, Propst in Helmstedt von 1662—1667. Mit ihm beginnt für uns greifbar eine systematische Beseitigung

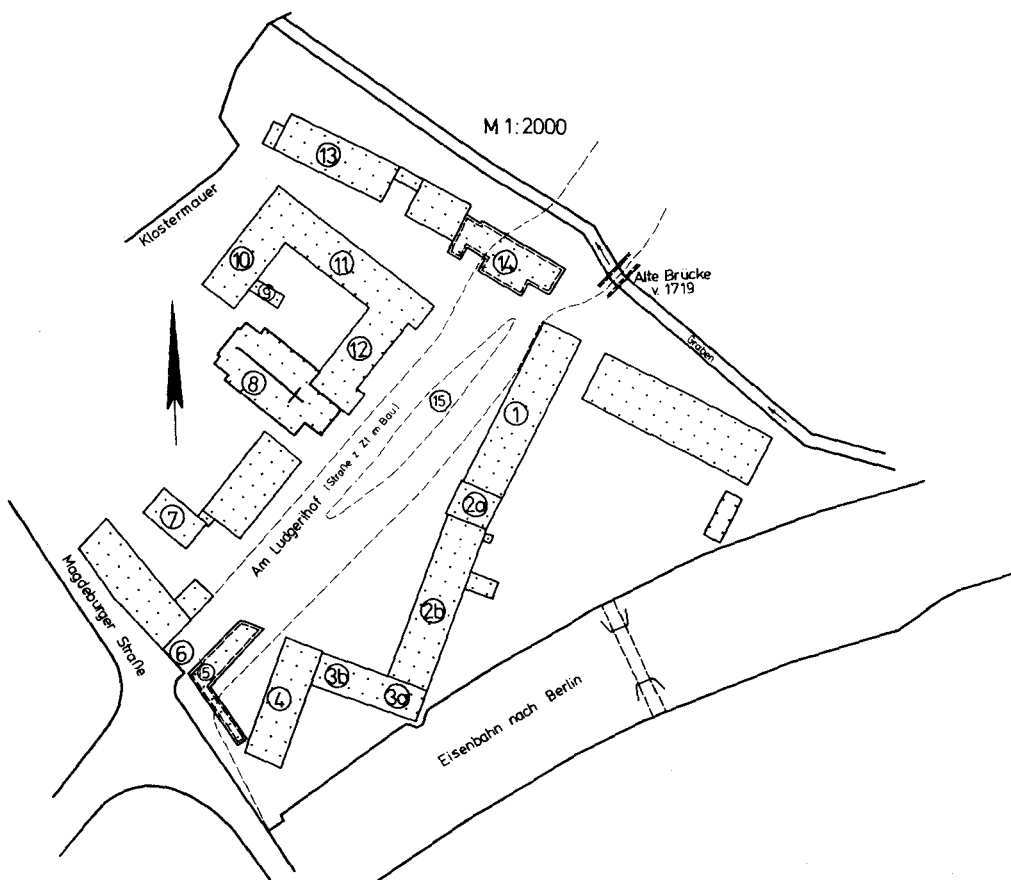


Abb. 1 Klostergebäude mit lateinischen Inschriften

1. Scheune des Aem. Rhamann von 1697
2. Torhaus (a) und Rinderstall (b), erb. 1710 von Rob. Verbockhorst
3. Schweinestall (a) und Wohnung (b), erb. von Rob. Verbockhorst
4. Schafstall, erb. 1712 von Rob. Verbockhorst
5. Schäferwohnhaus, erb. 1719 von Rob. Verbockhorst, abgerissen 1977
6. „Türkentor“, erb. 1716 von Rob. Verbockhorst, zerstört 1944
7. Scheune des Joh. Hellersberg von 1763
8. Hauptkirche St. Ludgeri
9. Doppelkapelle St. Petri und St. Johannis
10. Westflügel der Konventsgebäude, erb. 1708 von Rob. Verbockhorst
11. Kaisersaalflügel, erb. 1724 von Benedikt v. Geismar
12. Hauptgebäude, erb. 1735 von Laurentius Hane
13. Scheune des Gisbert Krumpe von 1743
14. Brennerei, erb. 1763 von Joh. Hellersberg, abgerissen 1977
15. Taubenhaus des Joh. Hellersberg von 1765

Abb. 2 Hauptportal
des Ostflügels der Konventsgebäude
Foto: Ch. Walther

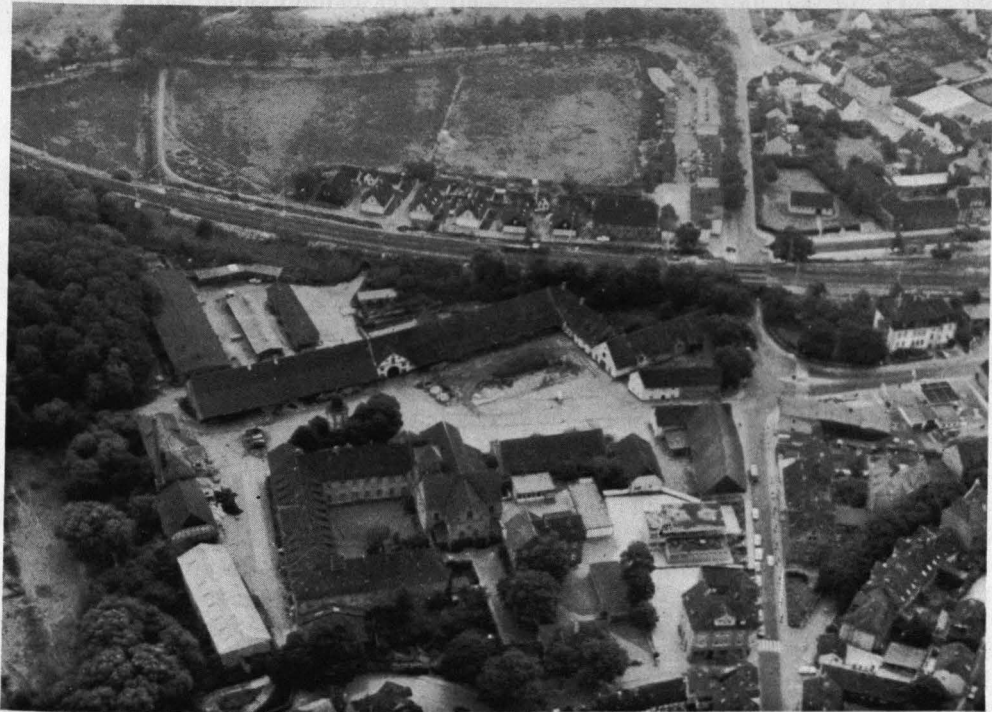
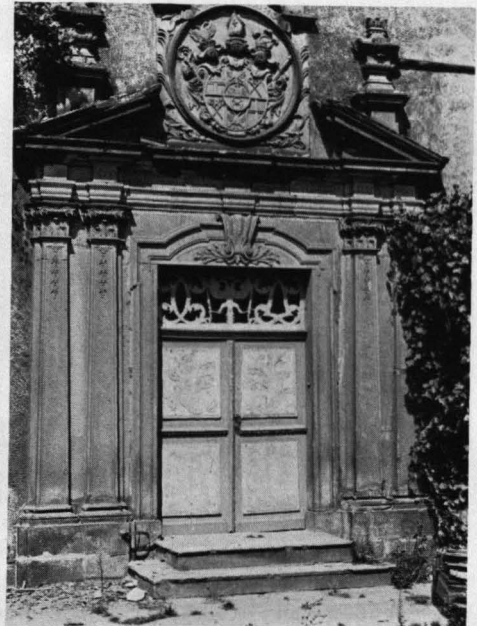


Abb. 3 Das Kloster St. Ludgeri vor Beginn der Straßenbaumaßnahmen
Foto: privat

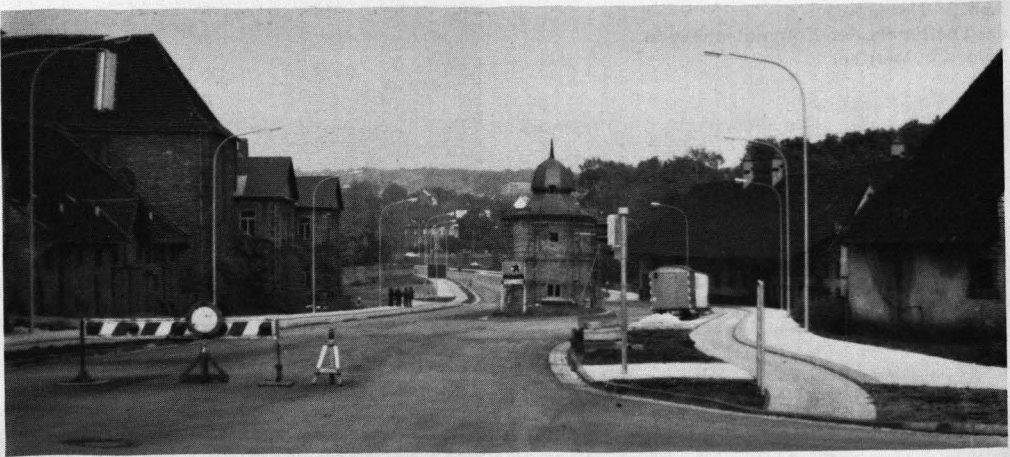


Abb. 4 Die neue Straße durch den Klosterhof

Von links Mitte nach rechts: Kirche, Konventsgebäude, Taubenhaus, Scheune des Aem. Rhamann, Torhaus, vorn rechts: Schafstall

Foto: Ch. Walther

der Schäden des Dreißigjährigen Krieges und die letzte späte Blütezeit des durch die Reformation stark mitgenommenen Klosters. Die wirtschaftlichen Voraussetzungen für den nun einsetzenden Neubau der Klosteranlagen hatte im Jahre 1654 ein Vertrag des Abtes von Werden und Helmstedt mit dem Gesamthaus Braunschweig-Lüneburg geschaffen, der die Rechte und den Besitzstand des Klosters bestätigte und dem Kloster mit der Übertragung der Dienste des Dorfes Emmerstedt eine neue Einnahmequelle eröffnete³⁾. Erwitte restauriert zunächst die geistlichen Gebäude. Er richtet die Doppelkapelle St. Peter/St. Johannes, die „das Unrecht der Zeitläufte und der Kriege entweiht hatte“⁴⁾, wieder für kirchliche Zwecke her und stellt in der unteren St. Peterskapelle den heute noch vorhandenen Altar auf⁵⁾. Als Abt in Werden (1670—1706) versagt er seinem Nachfolger in Helmstedt, dem tüchtigen Gregor Overham, nicht die Unterstützung, als der im selben Geist fortfährt, indem er der Hauptkirche 1676 einen neuen Turm anfügt⁶⁾ und das Innere der Kirche im Geschmack der Zeit völlig neu gestaltet⁷⁾. Leider können wir uns von den Baumaßnahmen dieses Propstes kein genaues Bild mehr machen, da die Kirche seitdem durch den Brand im 2. Weltkrieg und den Wiederaufbau 1948/49 starke Veränderungen erfahren hat. Auf einem anderen Gebiet war Overham dauerhafterer Nachruhm beschieden, und das sei hier erwähnt, weil es den geistigen Zuschnitt dieser Pröpstegeneration charakterisiert: Als Verfasser der „Annales . . . ecclesiarum Werdensis et Helmstadiensis“ ist er eine wichtige Quelle für die Geschichte der beiden Klöster. Gelehrter, der er war, verkehrte er mit den Professoren der Helmstedter Universität, z. B. mit dem Historiker Heinr. Meibom d. J. (1638—1700) und dem jüngeren Calixt (1622 bis 1701), ein Umgang, den auch sein ebenso gebildeter Nachfolger Aemilius Rhamann pflegte. Von ihm besitzen wir die Konzepte seiner umfangreichen Korrespondenz der letzten Jahre des 17. Jahrhunderts⁸⁾. Er schrieb ein flüssiges Latein und liebte es, den Beginn eines neuen Jahres mit kunstvollen lateinischen Chronosticha zu markieren, d. h. mit Versen, in denen alle die Buchstaben, die auch römische Zahlzeichen sein können, in ihrer Summe die gewünschte Jahres-

zahl angeben. Den Frieden von Ryswijk 1697 zwischen Frankreich und dem Reich feierte er z. B. in dem Hexameter ⁹⁾:

paX aDes, eXVLtent aqVILae, Mars pVLsVs abIVlt = 1698

Friede, du bist da; jubeln soll der Doppeladler (= das Reich),
geschlagen ist Mars von hinten gezogen.

Wir werden sehen, wie diese seine Vorliebe für solcherart modische Spielerei nicht ohne Folgen blieb für das heutige Bild des Domänenhofes. Rhamann war nämlich nicht nur Gelehrter, sondern auch ein recht praktischer Mann. Wie sich seine beiden Vorgänger der Wiederherrichtung der Kirchen gewidmet hatten, so beginnt unter seiner Verwaltung die längst fällige Erneuerung der Gebäude des Wirtschaftshofes. Am 11. 02. 1697 schreibt er an seinen Abt, den immer noch amtierenden Ferdinand von Erwitte ¹⁰⁾: „Hier ist ein großer Mangel an Scheunen. Jedes Jahr müssen wir große Haufen von Garben mit viel Mühe und Aufwand und unter großem Verlust unter freiem Himmel lagern, wo ja auch schon ca. 200 Wagen Getreide abgestellt sind. Die eine Scheune gegenüber dem Konvent neben dem Torbogen ist ganz und gar baufällig, . . . deshalb möchte ich, wenn es Euer durchlauchtigsten Gnaden recht ist, eine neue Scheune bauen, und zwar massiv, ohne Holz außer dem für das Dach erforderlichen, einmal, um die Gefahr von Feuer und Diebstahl zu verringern, dann aber auch, um Holz zu sparen. Der Holzbedarf für die neue Scheune kann zum größten Teil aus dem Abbruchholz der alten gedeckt werden, das ich dann mit Tannenholz ergänzen will. Die Scheune soll 40 Fuß breit und 100 Fuß lang werden, und wenn nach Baubeginn noch Mittel übrig sind, will ich sehen, ob ich sie auf 200 Fuß verlängern kann.“ Wir wissen, daß die Mittel gereicht haben, denn das Gebäude, von dem hier die Rede ist, nämlich der nördliche Teil des langen Traktes im Osten des Wirtschaftshofes, hat heute eine Länge von ca. 60 m (= 200 Fuß) bei ca. 13 m Breite (= 40 Fuß). Am 5. März 1697 schickt Rhamann dem Abt den genauen Grundriß, verweist etwas ungeduldig auf die Lebensgefahr, der die Drescher in der baufälligen alten Scheune ausgesetzt seien, und erwartet deshalb „demnächst den gnädigen Auftrag“ zum Bau. Den dürfte er dann auch bald bekommen haben, denn am 24. Mai 1697 berichtet er, daß die Mauern bereits aus dem Fundament, „das sehr tief liegt“, hochgezogen seien. „Es wird ein Werk für die Ewigkeit sein, aber sehr teuer“ („erit opus perpetuum, sed sumptuosum“). Zur Finanzierung will er Weizenmehl verkaufen, beklagt jedoch den derzeit niedrigen Preis von 17 Reichstalern pro Wispel. Ungewöhnlich mutet sein zweiter Finanzierungsvorschlag an, der Abt möge doch durch Zurückrufung wenigstens eines Bruders die Zahl seiner Kostgänger verkleinern. Da der Abt hierauf offenbar nicht reagiert hat, wiederholt er ihn am 12. Juli noch einmal unter Hinweis auf die große Zahl der Leute, die er zu ernähren habe, und die teuren Lebensmittelpreise. Im übrigen schreitet der Bau zügig voran. Das noch benötigte Tannenholz — 30 Wagen — hat er aus dem Magdeburgischen anfahren lassen, und es klingt, als ob er sich gegenüber dem Abt rechtfertigen müßte, wenn er darauf hinweist, daß er dafür sorgen werde, daß „wegen dieses Baues auch nicht ein Baum aus unserem Wald gefällt wird“ („nec propter hoc opus vel unicam arborem ex nostra sylva succidi curabo“). Angenehm zu lesen für den Abt sollte wohl auch die Mitteilung vom 16. September 97 sein, daß „jetzt der (Wappen)schmuck von Euer durchlauchtigster Gnaden auf einem großen Stein fein herausgearbeitet wird, der in der Mauer des Frontgiebels angebracht werden soll“ („et nunc in grande lapide agalma Ill.

gratiae vestr. eleganter exculpitur, quod in muro frontospicii collocabitur“). Dieses Abtswappen (gekreuzte Absstäbe und Jahreszahl 1697) ist heute nach dem Abbruch der Brennerei ein Blickfang für die sich von Norden, der Goethehalle, dem Kloster nähernden Kraftfahrer. Als zweite Datierung setzte Aemilius Rhamann ein Chronogramm in einen Türsturz an der langen Westseite der Scheune.

De rore CoeLI et eX pIngVeDIne terrae
qVotannIs VenIat a sVperIs ab VnDantIa tVa (= 1697)

Aus des Himmels Tau und der Feiste der Erde
möge der Himmel Jahr für Jahr deine Fülle kommen lassen.

Hier hat Rhamann den Segen, den 1. Mos. 27, 28 Isaak über Jacob ausspricht, in der Fassung der Vulgata¹¹⁾ als Vorbild gehabt und leicht abgewandelt — wohl unter dem Zwang des Chronogramms — auf die Scheune übertragen¹²⁾. Als Überrest einer weiteren Inschrift finden sich auf dem 1. Fenstersturz im Norden die Worte: „A peste, fame, bello.“ Da P. J. Meier in seiner vor 1896 abgefaßten Beschreibung des Domänenhofes¹³⁾ diesen Spruch noch ganz aufführt, müssen wir annehmen, daß seit 1896 etwa 4 Tür- oder Fenstersturze an dieser Scheune verlorengegangen sind. Der Spruch heißt vollständig bei Meier:

A peste, fame, bello	Vor Pest, Hunger u. Krieg,
a ventis, incendio	vor Stürmen u. Brand,
a muribus et furibus	vor Mäusen u. Dieben,
a fulgure et tempestate	vor Blitz u. Unwetter,
libera nos domine	bewahre uns, Herr!

Es hindert uns nichts, als Verfasser ebenfalls Aemilius Rhamann anzusehen, wird doch hier wie in seinem Brief vom 11. Februar 1697 die gleiche Furcht vor Feuer und Diebstahl auch durch die gleiche lateinische Wendung — incendium und furtum bzw. fur — ausgedrückt.

Der heutige Besucher des Domänenhofes empfindet diese Rhamannsche Scheune, das älteste aller erhaltenen Konvents- und Wirtschaftsgebäude, auf den ersten Blick nicht mehr als selbständiges Bauwerk, denn der Nachfolger im Propstamt, Robert Verbockhorst, verlängerte das Gebäude in den gleichen Proportionen nach Süden um die Tordurchfahrt¹⁴⁾ und den ebenfalls etwa 60 m langen Rinderstall, so daß eine symmetrische Anlage mit dem Torhaus als Achse entstand. Im Süden schloß er rechtwinklig Schweinestall, Schweinehirtenhaus und Schafstall an, gefolgt von Schäferhaus und Türkentor am Ausgang des Hofes. Der Baufreudigkeit Verbockhorsts verdanken wir also die Hauptbauten des Domänenhofes, wie er sich bis 1977 präsentierte. Verbockhorst kam am 2. April 1706 nach Helmstedt. Nach den Mitteilungen, die er über sich in der Einleitung zu dem von ihm geführten Ausgabenbuch der Jahre 1706—1721 in Helmstedt macht¹⁵⁾, scheint er vorher das Pastorat an der dem Kloster Werden unterstellten St. Luciuskirche bei Werden verwaltet zu haben. Daß er wie sein Vorgänger Overham antiquarische Neigungen gehabt hat, zeigt der von ihm gleich im ersten Jahr 1706 verfaßte „Catalogus Abbatum“¹⁶⁾. Doch zwangen ihn die Umstände in Helmstedt, sich im gleichen Jahr ebenso energisch dem Bauen zuzuwenden. Kurz vor seiner Ankunft war die Brauerei¹⁷⁾ abgebrannt. Schon im Sommer 1706 hatte er sie wieder aufbauen lassen. Ebenso ließ er die große Umfassungsmauer des Klosters endgültig 1706 fertigstellen — „nicht ohne viele

geschmacklose und unsinnige Protestaktionen der Bürger, die auch des Nachts heimlich die Gerätschaften zerstörten und alberne Frechheiten vollbrachten. Gott bewahre uns!“¹⁸⁾ — so sein Kommentar zum Mauerbau, der das keineswegs spannungsfreie Verhältnis zwischen den Klosterangehörigen und der protestantischen Stadtbevölkerung widerspiegelt. Ein Teil dieser streckenweise ungewöhnlich kompakten und sehr hohen Mauer mußte kürzlich zugunsten des Stadtringes abgerissen werden — späte Erfüllung einstiger Bürgerwünsche.

Zwei Jahre später, 1708, erstand der erste Teil einer völligen Neuanlage der Konventsgebäude. Verbockhorst baute den Westtrakt, die jetzige Wohnung des katholischen Pfarrers, und setzte über den Eingang im Innenhof das Wappen des regierenden Abtes Coelestin v. Geismar und folgende Inschrift:

ANNO DMI 1708 SUB RMO ET ILLMO DMO.
CAELESTINO S. R. I. LIB. ET
EXEMPT MONRIORUM. WERD. ET HELMS.
ABBATE HOC AEDIFICIUM EXSTRUXIT
V. D. ROB. VERBOCKHORST PPTUS
Im Jahre des Herrn 1708 unter dem hochwürdigsten
und durchlauchtigsten Herrn
Coelestin, Abt der freien und exempten Klöster des
Hl. Röm. Reiches in Werden und Helmstedt,
erbaute der ehrwürdige Herr Propst Robert Verbockhorst
dies Gebäude.

1710 folgt auf dem Wirtschaftshof der schon erwähnte Weiterbau an der Rhamannschen Scheune mit Torhaus und Rinderstall, 1712 der Abbruch und Neubau des Schafstalles¹⁹⁾, 1716 das Türkentor, 1719 das Schäferwohnhaus und die hübsche barocke Brücke²⁰⁾ über den Graben des Teiches an der Nordseite des Wirtschaftshofes, die ebenfalls kürzlich zum größten Teil dem Straßenbau weichen mußte. Wann Schweinestall und Schweinehirtenwohnung erbaut wurden ließ sich nicht feststellen.

Gehen wir an Ort und Stelle die Reihe der Verbockhorstschen Bauten in Fortsetzung der Rhamannschen Scheune entlang, so fällt zunächst das Torhaus mit dem prächtigen Wappengiebel (von Geismarschen Wappen, s. o.) und der Erbauerinschrift ins Auge:

ANNO MDCCX
SUB REVERENDISSIMO AC PERILLUS
TRI DOMINO
COELESTINO IMP. LIB. ET EXEMPTORUM MONASTERI
ORUM WERD. ET HELMSTAD. ABBATE HOC AEDIFI
CIUM EX FUNDO CONSTRUXIT VEN. D.
ROBERTUS VERBOCKHORST PRAEPOSITUS

Im Jahre 1710
unter dem hochwürdigsten und überaus
angesehenen Herrn
Coelestino, Abt der kaiserlich freien und exempten Klöster
Werden und Helmstedt, erbaute dies Gebäu-
de von Grund auf der ehrwürdige Herr
Propst Robert Verbockhorst.

Anders als Rahmann nimmt Verbockhorst offenbar gern die Gelegenheit wahr, sich der Nachwelt bekannt zu halten. Insgesamt viermal und damit am häufigsten, nämlich außer hier noch am westlichen Konventsflügel (s. o.), dem Türkentor und am Schäferwohnhaus hat er durch Namensnennung oder Wappenstein auf sich hingewiesen. Bei der sonstigen Ausschmückung der Baulichkeiten fuhr er auf dem Wege fort, den sein Vorgänger Rhamann begonnen hatte: Er stattet die Sturze der Fenster und Türen mit fortlaufenden lateinischen Spruchbändern aus. Sie sind wie übrigens alle Inschriften des Wirtschaftshofes in lateinischen Großbuchstaben in den Stein hineingemeißelt.

Die in den beiden Fenstersturzen der Tordurchfahrt beginnende lange Reihe des Ostraktes lautet, ergänzt nach Meier:

- | | |
|---|------------------------------|
| 1. volucres coeli | Ihr Vögel unter dem Himmel, |
| 2. benedicite domino | preiset den Herrn! |
| 3. bestiae et pecora | Ihr Tiere, wilde u. zahme, |
| 4. laudate deum ²¹⁾ | lobet den Herrn! |
| 5. de mane vigilate ad eum | Von früh auf wachet und rü- |
| | stet euch für ihn! |
| 6. domine qui imples omne | Herr, der du alles sättigst, |
| 7. da ubertatem lactis ²²⁾ | gib Milch in Fülle, |
| 8. et abundantiam butyri ²³⁾ | und den Überfluß an Butter |
| 9. offero tibi domine | opfere ich dir, Herr. |

In den beiden Türsturzen unter den Fenstern des Torhauses findet sich ein Fragment:

- | | |
|-----------------------|--------------------------|
| an(i)malia tua domine | Deine Lebewesen, Herr, |
| habitabunt in e a (?) | werden darin (?) wohnen. |

Ein weiteres Teilstück ist auf der östlichen Rückseite des Rinderstalles eingemauert:

- | | |
|-------------------------------|-----------------------------------|
| vigilate attente super gregem | Wachet aufmerksam über die Herde! |
|-------------------------------|-----------------------------------|

Das Wortmaterial zu diesen Inschriften stammt zu einem großen Teil aus der Vulgata ²⁴⁾. Wie es bei Hausinschriften üblich war, hat sich Verbockhorst genau wie Rhamann der Gebetsform bedient, wobei das Rhamannsche Gebet mit Anrufung des Herrn und der in vier Blöcken gegliederten Reihung der abzuwehrenden Übel sprachlich einfacher gebaut ist als die in Wortstellung und Bemühen um Sprachrhythmus von den Psalmen und Gesängen des Breviers beeinflussten Verbockhorstschen Fassungen. Der Hinweis Verbockhorsts in Stein 6—9, daß seine Möglichkeit, Butter zu opfern, abhängig sei vom Milchsegen des Herrn, zeigt ein höchst unbefangenes Verhältnis zwischen dem Beter und seinem Gott, wie ja überhaupt in dem gesamten Arrangement der Sprüche neben Frömmigkeit und Mönchsgelehrsamkeit eine lebensfrohe Heiterkeit zum Ausdruck kommt. Die beiden Pröpste hätten ja, wie es anderswo geschah, diese Ställe und Scheunen auch ohne Inschriftenschmuck lassen können.

Für die nun folgenden Bauten entfällt leider das Zeugnis Meiers. Am Schweinestall ist links oben über drei Fenstersturze verteilt zu lesen:

- | | |
|-----------------------------------|------------------------------------|
| 1. salvator hominum et iumentorum | Beschützer der Menschen und Tiere, |
| 2. contagiosa lue praeserva | bewahre vor ansteckender Pest |
| 3. hunc porcorum gregem | diese Schweineherde! |

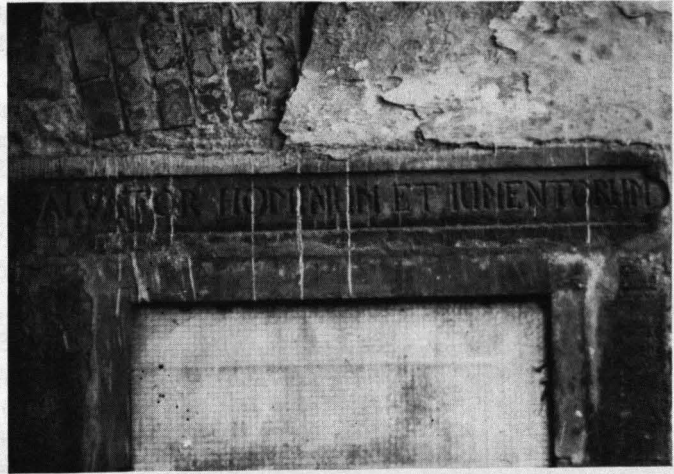


Abb. 5 Inschrift über den
Fenstern des Schweinestalls
Fotos: Ch. Walther

Über die drei oberen Fenster der Wohnung im westlich angebauten Haus — vermutlich dem des Schweinehirten — brachte Verbockhorst folgenden Segenswunsch für seinen Bediensteten an:

- | | |
|---|-----------------------------|
| 5. Dominus det incolis | Der Herr gebe den Bewohnern |
| 6. sanitatem vitam et | Gesundheit, Leben und |
| 7. largam (benedict) ionem ²⁵⁾ | reichen Segen! |

Eine Inschrift im östlichsten oberen Fenstersturz dieses Hauses (= 4) findet ihre Fortsetzung im Parterre rechts unten; hier ist es zum besseren Verständnis nötig, sich klar zu machen, ob die Worte über Fenster oder Tür stehen.

- | | |
|---|--|
| 4. soetote grex grunnientium
(Fenster) | Borstige Herde der grun-
zenden Schweine, |
| 5a. di-lectus introducit te
(Fenster) | gemustert u. sortiert
sollst du |
| 6a. in cellam aromatum
(Kellereingang) | in den Gewürzkeller kommen! |
| 7a. a
(Hauseingang) | |

Auf Stein 7a liegen etwa 20 Buchstaben unter Putz. Bei künftigen Restaurierungsarbeiten sollte der volle Text durch Entfernen des Putzes wiederhergestellt werden, denn gerade hier scheint sich Verbockhorst die größte Freiheit von der biblischen Vorlage zu nehmen, indem er ohne die Einkleidung in religiöse Formeln, fast möchte man sagen, mit schlecht verhehlter Freude seines zukünftigen Nutzens gedenkt.

Der Schafstall beschließt mit einer auf zwei Steine verteilten Gebetsformel die Reihe der Stall- und Scheuneninschriften:

- | | |
|---|---|
| 1. Da dme oves foetas | Gib, Herr, fruchtbare Schafe, |
| 2. abundantes in egressibus suis ²⁶⁾ | überreichlich viele auf ihren
Triften! |

Der Vollständigkeit wegen seien hier auch die Inschriften notiert, die Verbockhorst an zwei Gebäuden anbringen ließ, die heute nicht mehr stehen, am Schäferwohnhaus, das sich an den Schafstall anschloß und 1977 abgerissen wurde, wobei die Inschriftensteine sichergestellt wurden, und am 1944 zerstörten Haupttor des Klosters, dem sog. „Türkentor“, über dessen Wiederaufbau seit einiger Zeit diskutiert wird. Am Schäferwohnhaus konnte man bis 1977 folgendes Schriftband lesen:

- | | |
|---|--|
| 1. V. F. Robertus, 1719
(= verba fecit Robertus, 1719) | Die Worte setzte Robertus, 1719 |
| 2. oves vocem audient, | die Schafe werden seine Stimme hören, |
| 3. pastor vocat, | der Hirte ruft, |
| 4. mercennarius fugit | der Mietling flieht, |
| 5. homo desider(rat) lumen
aeremque | der Mensch sehnt sich nach
Licht und Luft. |
| 6. mox ut paup(e)r clamat, | Als bald, als der Arme schreit, |
| 7. R. deo gratias, . . . benedicat | (Er antwortet?) Gott sei Dank,
. . . er lobpreise . . . |
| 8. l(u)pus rapit, | der Wolf erhascht (die Schafe), |

Hier hat Verbockhorst das Gleichnis vom guten Hirten und seinen Schafen (Joh. 10) in Kurzform seinem Schafmeister an das Haus geschrieben²⁷⁾, vielleicht, um ihm ein Vorbild zu geben, oder auch, um das Ethos dieses Berufes zu betonen — wir wissen es nicht. Leider hat man beim Wiederaufbau des Schäferwohnhauses, das auch im Krieg zerstört worden war, die ursprüngliche Reihenfolge offensichtlich nicht mehr gewußt. Aus einer privaten Notiz des Helmstedter Arztes Dr. U. Moshagen geht hervor, daß die Inschrift 1926 oder 1927 in der Reihenfolge 2, 3, 4, 8, 5, 6, 7 an dem Gebäude angebracht war. Zusätzlich nennt Moshagen an letzter Stelle:

(9) dispergit oves (der Wolf erhascht u.) zerstreut die Schafe

Die Erzählung Joh. 10, 12 f. „lupus rapit (8) et dispergit oves (9), mercennarius autem fugit (4)“ scheint also auch damals schon auseinandergerissen gewesen zu sein. Nach dem Kontext von Joh. 10 ließe sich die Reihenfolge 3, 2, 8, 9, 4 vertreten. Der schlecht erhaltene Stein 7 ist in diesem Zusammenhang schwer zu deuten²⁸⁾ und könnte ebenso wie Stein 6 und noch mehr Stein 5 aus einer anderen Spruchreihe hier später als Lückenbüßer eingebaut worden sein. Stein 1 mit Verfasser- und Datumsangabe wird ursprünglich am Schluß der Inschrift gestanden haben.

Das bis 1944 vor dem Schäferwohnhaus den Zugang zum Hof bildende „Türkentor“ dürfte die Krönung des Verbockhorstschen Werkes gewesen sein. Seine Architektur verdiente, Gegenstand einer gesonderten kunstgeschichtlichen Untersuchung zu werden. In unserem Zusammenhang interessieren die Inschriften, die Verbockhorst setzen ließ. Im Giebel befand sich als Umschrift um das kaiserliche Wappen das Chronogramm²⁹⁾:

regnVM DILatante CarLo seXto (= 1716)

Zu der Zeit, als Karl VI. das Reich ausdehnte,

Seine inhaltliche und grammatische Fortsetzung findet dieser Satzteil in einem zweiten Chronogramm im Fries des Gebälks darunter:

anno ConFLICtVs, VbI thraX est MVstapha VICtVs,
tVrCICa porta rVIt, nostraqVe strVCta fVIt. (= 1716)

in dem Jahr des Krieges, als der Türke Mustapha besiegt wurde,
stürzte die türkische Pforte zusammen, und unsere wurde erbaut.

Dieses Chronogramm ist recht kunstvoll gebaut als Distichon in leoninischen Versen, d. h. Hexameter und Pentameter haben jeweils noch einen Binnenreim. — Am Fries über den seitlichen Pilastern finden sich links eine aufstrahlende Sonne und die Worte:

par Austria soli

Österreich gleicht der Sonne,

rechts ein abnehmender Mond und:

par Turcia lunae

dem Mond (aber) gleicht die Türkei.

In diesen Inschriften tritt an die Stelle der vulgatainspirierten Bukolik des Wirtschaftshofes Reflektion der Reichsgeschichte. Als katholischer Reichsstand fühlte man mit dem katholischen Habsburg und empfand dessen Sieg über die das christliche Abendland bedrohenden Heiden auch als glückvolles Ereignis für

die eigene Existenz. Gedeutet werden beide Chronogramme als Anspielung auf den Sieg des Prinzen Eugen von Savoyen über die Türken bei Peterwardein 1716, der die „Hohe Pforte“ — so der Name der türkischen Regierung um diese Zeit — im Frieden von Passarowitz 1718 zu erheblichen Zugeständnissen an Österreich zwingen sollte, deshalb im Chronogramm „*turcica porta ruit*“. Eugens Sieg in Peterwardein wurde dadurch möglich gemacht, daß der mit Österreich verbündete venezianische Feldherr Matthias von der Schulenburg gleichzeitig starke Kräfte der Türken bei der Verteidigung von Korfu band. Schulenburg, geboren auf Schloß Emden bei Haldensleben, 25 km östlich von Helmstedt, entstammte einem im hiesigen Raum bekannten Adelsgeschlecht. Carl Simm und andere ³⁰⁾ haben die Vermutung ausgesprochen, daß die Inschrift des Türkentores zugleich eine Huldigung an den berühmten heimischen Feldherrn Schulenburg darstelle. Den Nachweis einer direkten Beziehung zwischen Verbockhorst oder einem anderen Repräsentanten des Klosters und dem protestantischen Schulenburg bringt Simm allerdings nicht. Es dürfte schwierig sein zu ermessen, ob diese lokale Eigentümlichkeit Helmstedts die Aufmerksamkeit des Klosters in besonderem Maße auf die Ereignisse an den östlichen Grenzen des Reiches gelenkt hat. Ohnehin waren die Türkenkriege für den Abt eines reichsunmittelbaren Klosters, der als Reichsfürst die Kriegskosten mitzutragen hatte, ein Gegenstand höchsten Interesses und ein bewegendes Ereignis, nicht nur in Helmstedt. So ließ der Abt der ebenfalls reichsunmittelbaren Benediktinerabtei Corvey 1699 an dem 1973 abgerissenen sog. Alumnat in Höxter ³¹⁾ ein Chronostichon auf den Frieden von Carlowitz von 1699 anbringen, das dem Türkentorchronogramm in Form und Inhalt vergleichbar ist:

paX pla fLoreSCIt, beLLona fVgata qViesCIt,
nVnC LeopoldVs oVat, foeDera tVrCa noVat.

Gerechter Friede blüht auf; in die Flucht geschlagen,
gibt die Kriegsfurie Ruhe;
nun triumphiert Leopold und erneuert die türkischen Verträge.

Bei der Beantwortung der Frage nach den am Helmstedter Bau beteiligten Handwerkern fällt allerdings eine Beziehung zu Schulenburg auf. Derselbe Bildhauer, Michael Helwig, der für Verbockhorst in Helmstedt arbeitete, läßt sich 1720 auf dem Schulenburgschen Stammsitz in Emden mit einem Epitaph für eine Schulenburgsche Verwandte nachweisen ³²⁾. Angesichts der Möglichkeiten solcherart persönlicher Verbindungen mag man die Simmsche Vermutung nicht ohne weiteres verwerfen.

Doch nun zu Michael Helwig, den Verbockhorst verschiedentlich in seinem Ausgabenbuch nennt. Es handelt sich dabei um einen zu seiner Zeit über den Helmstedter Raum hinaus bekannten Bildhauer und Holzschnitzer, der es verdient, kurz vorgestellt zu werden. Helwig (1663—1738), gebürtiger Thüringer, war seit 1704 in Helmstedt ansässig und wohnte und arbeitete im heute noch erhaltenen Haus Kybitzstraße 25. Von ihm stammen in Helmstedt die Epitaphien der Catharina Cuno und der Maria Elisabeth Köhler in St. Marienberg und das des Prof. Dr. iur. Andreas Homburg in St. Stephani. Außerdem können ihm u. a. die Altäre in den Kirchen von Bahrndorf, Esbeck, Wobek, Kl. Biewende und Kl. Dahlum zugewiesen werden ³³⁾. Sein bekanntestes Werk ist das Kaisergrabmal im Dom zu Königsutter.

Welche Arbeiten er im einzelnen an den Bauten Verbockhorsts ausführte, ist aus dessen Aufzeichnungen nicht genau zu erkennen. Unter „Außgabe in genere“ des Jahres 1716 (ohne Tagesdatum) erhält „Bildthäwer Helweg 32 Thaler, 17 Gute groschen“. Eine Notiz im Jahre 1717 „Her Helweg pro lapidibus fenestrarum (= für die Fenstersteine) bis 1714 15 Thaler, 3 Gute groschen“ deutet darauf hin, daß er an der Anfertigung unserer Inschriftensteine in den Fenstersturzen beteiligt war, allerdings nicht allein, denn unter der Rubrik „Außgaben zur Kirchen“ erhält 1715 ein „statuarius“ (= Bildgießer) Meyer 11 Thaler „pro insignibus Abbatis et meo ac aliis supra ianuas ac fenestras novorum aedificiorum (= für des Abtes und mein Wappen und andere Arbeiten oberhalb der Eingänge und Fenster der neuen Gebäude) — 100 buchstaben kosten 1 Thaler“. Gleichviel — die Mitarbeit Helwigs bei der Ausgestaltung der neuen Klostergebäude ist durch seine Nennung gesichert, und wenn man zur Zeit beginnt, sich um das Oeuvre dieses heimischen Künstlers zu bemühen, so sollten der Skulpturenschmuck und die Inschriftensteine der klösterlichen Wirtschaftsgebäude auch nicht ausgeschlossen bleiben von diesen Bemühungen und dem damit verbundenen Schutz.

Im Juni 1721 enden die Aufzeichnungen Verbockhorsts im Ausgabenbuch des Klosters. Seine Nachfolger Benedikt von Geismar und Laurentius Hane wandten ihr Interesse ganz dem Weiterbau der Konventsgebäude zu. Unter von Geismar erstet ein neuer Nordflügel. Er hat zwei Bauinschriften, im Osten zum Wirtschaftshof hin:

BENEDICTUS DE GEISMAR PRAEPOSITUS CONSTRUXIT 1724
Propst Benedikt von Geismar erbaute (dies Gebäude) 1724.

und im Süden zum Innenhof:

SUB RMO ET PERILLUSTRI DOMINO DMO
THEODORO S. R. I. LIBERARUM ET EXEMPTARUM
ECCLESiarUM WERDENSIS ET HELMSTADIENSIS
ABBATE HANC ALAM EXSTRUXIT
BENEDICTUS DE GEISMAR
IMPERIALIS ECCLESIAE S. LUDGERI PRAEPOSITUS
1724

Unter dem hochwürdigsten und überaus angesehenen Herrn,
Herrn Theodor, Abt der freien und exempten Stifte des Hl. Röm.
Reiches in Werden und Helmstedt,
erbaute Benedikt von Geismar,
Propst des kaiserlichen Stiftes St. Ludgeri, diesen Flügel
1724.

Bemerkenswert ist, daß er mit einem besonderen Zeichen der Verbundenheit zu Habsburg ausgestattet wurde, dem sog. Kaisersaal, in dessen Stuck die Bildnisse des regierenden Kaisers Karl VI. und seiner Gemahlin, der Braunschweiger Prinzessin Elisabeth Christine, eingearbeitet sind.

Laurentius Hane beschloß den Neubau der Konventsgebäude 1735 mit dem Ostflügel, in dem sich damals das Refektorium und die Räume des Propstes befanden. Später wurde er Sitz der Domänenverwaltung, nach deren Auszug 1977 er nun ebenso wie der Kaisersaalflügel der katholischen Kirche übereignet worden ist. Über den repräsentativen Eingang auf der Wirtschaftshofseite setzte Hane die Inschrift:

DOMINUS FORTITUDO MEA ³⁴⁾

Der Herr ist meine Stärke.

SUB REVERENDISSIMO ET ILLM. DOMINO DOMINO BENEDICTO DEI GRATIA
S. R. I. ABBATE

WERDENSI ET HELMSTADIENSI HANC ALAM EXSTRUXIT LAURENTIUS
HANE PRAEPOSITUS

ANNO

1735

Unter dem hochwürdigsten und durchlauchtigsten Herrn, dem Herrn Benedikt,
von Gottes Gnade des Hl. Röm. Reiches Abt

in Werden und Helmstedt, erbaute Propst Laurentius Hane diesen Flügel

im Jahre

1735.

Die beiden Seitentüren dieses Flügels zeigen im mit Glas ausgefüllten Holzschnittwerk je eine Mitra mit gekreuzten Abtsstäben; das Hauptportal in der Mitte hat den gekrönten Doppeladler mit Zepter und Schwert zwischen dem verschlungenen Doppel-L (Ludger) und Doppel-C (Carl). Wir haben bislang gesehen, wie das Kloster keine Gelegenheit ausließ, entweder direkt durch die entsprechende Titulatur — S. R. I. lib. et exempt. mon., imperialis ecclesia etc. — oder durch Bezugnahme auf Ereignisse aus der Reichsgeschichte wie im Türkentorchronogramm seine unmittelbare Beziehung zu Kaiser und Reich zum Ausdruck zu bringen, ja, wie der Doppeladler Propst Rhamann sogar zu poetischen Versuchen inspirierte ³⁵⁾. Das gleiche Bemühen hier am Portal zum Konvent und im Kaisersaal — mit den Mitteln der darstellenden Künste — bekommt seinen besonderen politischen Akzent, wenn man sich klar macht, daß sich das Kloster spätestens ab 1734 bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein gegen ernstzunehmende, aber letztlich vergebliche Versuche der Braunschweiger Herzöge zu wehren hatte, ihm entgegen dem Vertrag von 1654 die Reichsunmittelbarkeit um steuerpolitischer Vorteile willen streitig zu machen ³⁶⁾.

1735 waren die Helmstedter Konventsgebäude fertig: eine relativ bescheidene, zweistöckige, barocke Anlage mit Innenhof, davor der neue Wirtschaftshof und als gemeinsamer repräsentativer Eingang das große Türkentor. Man hat sich darüber gewundert, daß die Mönche einen Wirtschaftshof mit einem solch aufwendigen Zugang wie dem Türkentor ausgestattet haben ³⁷⁾. Tatsächlich verißt man aber über der im Laufe der Zeit im Sprachgebrauch üblich gewordenen Trennung zwischen „Kloster“ und „Domänenhof“, daß ursprünglich beides als Gesamtanlage geplant war mit der einen großen Zufahrt, dem Türkentor. Eben in dem Umstand, daß alle Besucher des Konvents nicht nur durch das Türkentor, sondern auch entlang dem Schäferhaus, den Ställen und Scheunen fahren mußten, ehe sie das Portal des Propstsitzes erreichten, mag auch ein Grund zu suchen sein für den ungewöhnlichen Inschriftenaufwand an diesen Gebäuden.

Der in den Jahren 1708—1735 in Helmstedt vollzogene Neubeginn fand seine Entsprechung im Werdener Schwesterkloster. Man kann nicht umhin, die dort um die Jahrhundertmitte einsetzende Bautätigkeit als eine unmittelbare Fortsetzung der Helmstedter Aktivitäten zu sehen, wobei der Impuls übertragen wurde durch die Person des Helmstedter Propstes Benedikt von Geismar, der 1728 Abt in Werden wurde und hier mit viel größerem Aufwand als in Helmstedt und in

ausgeprägteren Stilformen einer Baulust frönte, deren geglückte erste Ansätze wir im Helmstedter Kaisersaal bewundern dürfen. Unter ihm ersteht in Werden der dreigeschossige, schloßartige Mitteltrakt ³⁸⁾ und der rechte Seitenflügel der Abtei neu. Sein Nachfolger Anselm Sonius, Propst in Helmstedt von 1752 bis zu seinem Amtsantritt als Abt in Werden 1757, vollendet 1764 den linken Seitenflügel. 1774 folgt ihm der Helmstedter Propst Johannes Hellersberg im Amt, 1780 abgelöst von dem vormaligen Helmstedter Propst Bernhard II. Bierbaum, der die Werdenener Anlage 1794 mit einem architektonisch reizvollen, klassizistischen Torhaus abschließt, acht Jahre vor Auflösung des Klosters und vier Jahre, bevor er auf der Flucht vor den Franzosen in Helmstedt, an der Stätte seines früheren Wirkens, verstarb und bestattet wurde ³⁹⁾. Vergleicht man die Werdenener Abtei — heute Sitz der Folkwangschule — mit den Helmstedter Klostergebäuden, so erscheinen diese wie eine Art Vorübung im kleinen, jedoch in den Bauinschriften schon versehen mit allem Anspruch der bauenden Äbte, sich so darzustellen, wie sie es dann in Werden nicht nur verbal, sondern auch monumental zum Ausdruck brachten, nämlich als wirtschaftlich wiedererstarkter, seine alte Rangstellung reklamierender freier Reichsstand, als „dei gratia Sacri Romani Imperii abbas Werdinensis et Helmstadiensis“.

Doch wir haben vorgegriffen. Während man in Werden um die Jahrhundertmitte den großen Neubau plante und begann, hatten die Pröpste in Helmstedt an der Wirtschaftshofanlage noch dieses und jenes zu ergänzen. So baute Gisbert Krumpe 1743 eine zweite große, massive Scheune im Nordwesten des Hofes und versah den Türsturz ihres Haupteinganges mit der heute noch vorzüglich erhaltenen Inschrift:

SUB REVERENDISSIMO AC ILLMO DOMINO DNO BENEDICTO DEI
GRATIA S. R. I. WERDENSI ET HELMSTADIENSI ABBATE HOC
HORREUM STRUI FECIT GISBERTUS KRUMPE PRAEPOSITUS 1743

Unter dem hochwürdigsten und durchlauchtigsten Herrn, dem Herrn
Benedikt

von Gottes Gnade des Hl. Röm. Reiches Abt in Werden und Helmstedt
ließ Propst Gisbert Krumpe diese Scheune erbauen 1743.

Von Johannes Hellersberg, 1757—74 Propst in Helmstedt, stammt die Fachwerkscheune im Südwesten des Hofes, in deren Torbalken eingeritzt zu lesen ist: 1763 25 OCTOB I(ohannes) H(ellersberg) P(raepositus). Im Norden baute Hellersberg massiv die Brennerei, die 1977 gleichfalls abgerissen wurde. Verteilt über zwei Türsturze hatte sie folgende Inschrift gehabt ⁴⁰⁾:

PACE PATRIA DATA

Als dem Vaterland Frieden geschenkt
wurde,

REGNANTE ANSELMO ABBATE
STRUEBAT

unter der Regierung des Abtes Anselm,
baute

IOANNES HELLERSBERG PRAEPOSITUS Propst Johannes Hellersberg

(dies Gebäude).

Hier wird das Datum verschlüsselt mitgeteilt und zwar — wie in der Türken-
torinschrift — mit Bezug auf ein Ereignis der Zeitgeschichte, hier der Jahre 1757
bis 1774, der Amtszeit des Abtes Anselm Sonius. Gemeint ist vermutlich das Jahr
1763 und der Friede von Hubertusburg zwischen Österreich und Preußen.

Gelegenheit zur verspielten indirekten Datumsangabe schuf sich Hellersberg noch zweimal an Bauten in Helmstedt. Einmal verschönerte er — einer Mode der Zeit folgend — den Wirtschaftshof mit einem 8eckigen, massiven Taubenturm, der jetzt auf einer Verkehrsinsel steht, und ließ in dessen Türsturz folgendes Chronogramm anbringen:

aeDes CoLVMbInas erIgt
 Ioannes heLLersberg praepositVs (= 1765)
 Das Taubenhaus errichtet
 Propst Johannes Hellersberg.

Zum anderen, und das sollte hier erwähnt werden, auch wenn wir damit den Klosterhof verlassen, baute er auf dem seit der Mitte des 16. Jahrhunderts im Besitz des Klosters befindlichen Grundstück Papenberg 14 ein neues Haus für den Klostersyndicus. Unter Mitra und gekreuzten Abtsstäben kann man über dessen Eingang das Chronogramm lesen:

Me	Mich
ponebat	baute
Ioannes heLLersberg	Joh. Hellersberg
praepositVs sanCtI LVDgerI	Propst von St. Ludgeri.
(= 1764)	

Das stattliche Fachwerkhhaus, Eigentum der ev.-luth. Landeskirche und bis 1973 Wohnung des Pfarrers von St. Stephani, wird z. Z. von Gastarbeitern bewohnt. Sein Abbruch „wegen Baufälligkeit“ wird erwogen ⁴¹⁾. Bei diesem Haus als Teil des Klostererbes in der Stadt Helmstedt sollten aber die Argumente der Denkmalspflege ebenso bedacht werden wie bei den Domänenhofgebäuden und dem Türkentor.

Versuchen wir zum Abschluß einmal festzuhalten, worin das Besondere der klösterlichen Bauhinterlassenschaft in der Stadt Helmstedt besteht. Man muß zugeben, daß — abgesehen vom Türkentor — keiner der Klosterbauten für sich kunstgeschichtlich bemerkenswert ist. Die gesamte Anlage verfügte jedoch bis 1977 in ihrem unberührten Zustand über eine besondere Atmosphäre der Ruhe und historischen Authentizität. Aber auch das teilte sie mit ähnlichen Anlagen, etwa dem zur gleichen Zeit erbauten großzügigen Wirtschaftshof des Klosters Heinigen/Kr. Wolfenbüttel. Der aber hat keinerlei Inschriften. Schon allein die Helmstedter Datierungsinchriften gehen in ihrem Bemühen, den Bezug zur Reichsgeschichte herzustellen, und in ihrer äußeren Form weit über das in Bauinschriften des norddeutschen Raumes Übliche hinaus. Der besondere historische Fall einer katholischen, reichsfreien Exklave im Braunschweiger Land hat hier Spuren hinterlassen, die sich in ähnlichem Reichtum erst wieder im Einflußgebiet der ehemaligen reichsfreien Benediktinerabtei Corvey nachweisen lassen. Als eine Kostbarkeit kann man aber die Rhamannschen und Verbockhorstschen Spruchschöpfungen entlang den Ställen und Scheunen bezeichnen. Sie sind für einen einmaligen Zweck hier in Helmstedt entworfen und dürften nicht nur im protestantischen Norddeutschland ihresgleichen suchen. Man sollte erkennen, daß man in diesen Stein gewordenen Zeugnissen katholischer Latinität ein Stück importierten südlicheren Barocks vor sich hat, an dem unsere Landschaft sonst nicht eben reich ist.

Die bisherigen Eingriffe in den Klosterkomplex sind irreversibel. Das Argument, betroffen sei „nur“ der Wirtschaftshof, ist insofern falsch, als man dabei übersieht, daß Konvents- und Wirtschaftsgebäude beim Wiederaufbau im 18. Jahrhundert als Einheit angelegt worden sind mit dem gemeinsamen Eingang Türkentor. Nachdem nun dieser geschlossene Komplex zerstört ist, erscheint es zwar wünschenswert, jeden einzelnen Stall und jede einzelne Scheune entlang der neuen Straße zu erhalten. Realistisch dürfte es allerdings sein, mit dem Abbruch weiterer Gebäude zu rechnen. In diesem Falle sollten — und dies ist ein denkmalpflegerisches Minimalgebot — alle Wappen- und Inschriftensteine zusammen mit dem Türkentor restauriert und ergänzt an anderer Stelle einen neuen Platz bekommen als Denkmal und Reverenz gegenüber den letzten Äußerungen eines fast 1000jährigen Kulturträgers im hiesigen Raum, des Benediktinerklosters St. Ludgeri, dem die Stadt Helmstedt Ursprung und Prägung bis in die Neuzeit verdankt.

¹⁾ P. J. Meier, Die Bau- u. Kunstdenkmäler des Landkreises Helmstedt, Wolfenbüttel 1896, S. 31, weist auf die Inschriften hin, führt aber nur einen Teil davon auf. — ²⁾ Die Exemption beruhte zwar auf einer Urkundenfälschung des späten Mittelalters, konnte aber seit dem Ende des 15. Jahr. durchgesetzt werden, vgl. dazu H. Goetting, Papsturkundenfälschungen für die Abteien Werden u. Helmstedt, in: Mitteil. d. Inst. f. Österr. Geschichtsforschung, Bd. 62, 1954, S. 425—446. — ³⁾ Vgl. D. Stubbendiek, Stift und Stadt Helmstedt in ihren gegenseitigen Beziehungen, Diss. Göttingen 1974, S. 191. — ⁴⁾ Inschrift im Türsturz an der Westseite der Unterkapelle, ergänzt nach P. J. Meier, a. a. O., S. 15: anno MDCLXVI antiquissimum hoc sacellum s. Petri apostoli temporum ac bellorum iniuria profanatum sacro usui restitutum est. = Im Jahre 1666 ist diese sehr alte Kapelle des Hl. Apostels Petrus, die das Unrecht der Zeitläufe und Kriege entweiht hatte, für den sakralen Gebrauch wiederhergerichtet worden. Inschrift am äußeren Eingang zur Oberkapelle: hoc sacellum in festo s. Lucae evang. ad honorem s. Johannis baptistae dedicatum est 1666. = Diese Kapelle ist am Tage des Hl. Evangelisten Lucas (= 18. Oktob.) zu Ehren des Hl. Johannes des Täufers geweiht worden. — ⁵⁾ Inschrift: rds pater ac dns Ferdinandus ab Erwitte imperialis huius mnri praepositus hoc altare posuit ao 1666 die 18. augusti = Der ehrwürdige Vater und Herr, Ferdinand von Erwitte, Propst dieses kaiserlichen Klosters, hat im Jahre 1666 am 18. August diesen Altar aufgestellt. — ⁶⁾ Die Bauinschrift mit Erwittes Wappen und der Jahreszahl 1676 ist heute in der Nordseite des Turmes sehr weit oben eingemauert: RMUS AC PERILLUSTRIS / DMS D. FERDINANDUS / DEI GRATIA IMPER. LIBERORUM / ET EXEMPT. MONRIORUM S. LUDGERI / EPI IN WERDEN ET PROPE HELMSTADT / ORD. S. BENEDICTI ABBAS / Der hochwürdigste und überaus angesehene Herr, Herr Ferdinand, von Gottes Gnade Abt der kaiserlich freien und exempten Benediktinerordensklöster des Hl. Bischofs Ludger in Werden und bei Helmstedt. — ⁷⁾ P. W. Behrends, Leben des Hl. Ludgerus ... u. Geschichte des ... Reichsklosters St. Ludgeri, Gardelegen 1843, S. 146 f. — ⁸⁾ StA. Wolf. 11 Alt Lud. 2. — ⁹⁾ a. a. O. Brief v. 4. 02. 1698. — ¹⁰⁾ a. a. O. — ¹¹⁾ Det tibi Deus de rore caeli et de pinguedine terrae abundantiam frumenti et vini 1. Mos. 27, 28. — Den Hinweis auf die Vulgataabhängigkeit dieses Spruches und eines großen Teils der folgenden Sprüche verdanke ich Herrn Prof. Dr. Paul Gerhard Schmidt, Marburg. — ¹²⁾ Vgl. die Genesisstelle auf Deutsch an einer 1688 erbauten Scheune des Benediktinerinnenklosters Brenkhausen, Kr. Höxter: Gott gebe dir vom Thauw des Himels und von der Feiste der Erden die Fülle an Korn. (aus: Die Hausinschriften des ehem. Fürstentums Corvey, herausgegeben vom Amt Höxter Land, 1931, S. 44). — ¹³⁾ a. a. O., S. 31. — ¹⁴⁾ Vor dem Neubau von 1710 muß hier schon ein Tor gestanden haben, vgl. Rhamann über die Lage der zu bauenden Scheune in dem zit. Brief vom 11. 02. 1697 „e regione conventus iuxta arcam“ (= gegenüber dem Konvent neben dem Tor). — ¹⁵⁾ StA. Wolf. 11 Alt Lud. 60. —

¹⁶⁾ StA. Wolf. VII B HS. 95. — ¹⁷⁾ Standort unbekannt. — ¹⁸⁾ StA. Wolf. 11 Alt Lud. 60, Einleitung. — ¹⁹⁾ a. a. O., Ausgaben 1712: „21 Mai ist der neue Schaffstall angefang Murarii vom 29 Mai biß 29 August 97 (= Thaler), item den Tagelöhnern, so abgebrochen undt fundament gegraben 19 (= Thaler), 3 (= Gute Groschen)“. — ²⁰⁾ Vgl. P. W. Behrends a. a. O., S. 150. — ²¹⁾ Stein 4 und 5 sind nicht mehr auffindbar. — ²²⁾ Stein 7 ist heute eingemauert an der östl. Rückwand des Rinderstalles. — ²³⁾ Stein 8 und 9 sind bei Umbauarbeiten offenbar vertauscht worden und jetzt in der Reihenfolge 9, 8 eingemauert. — ²⁴⁾ Stein 1—4 nach dem ins Brevier übernommenen canticum trium puerorum Dan. 3, 80 f. (vgl. auch Ps. 148, 10), Stein 5 nach Jes. 26, 9, Stein 6 nach Ps. 144 (145), 16, Stein 7 nach Jes. 7, 22. — ²⁵⁾ Ergänzt nach Sirach 34, 20 dans sanitatem, vitam et benedictionem (Hinweis von Prof. Dr. Paul G. Schmidt). — ²⁶⁾ Nach Ps. 143 (144), 13: oves eorum foetosae abundantes in egressibus suis. — ²⁷⁾ Stein 2 und 3 nach Joh. 10, 2 f. u. Joh. 10, 16. Stein 4 u. 8 nach Joh. 10, 12 f. — ²⁸⁾ Er erinnert an die Entlassungsformel beim Stundengebet: V. Benedicamus domino. R. Deo gratias. Danach wären die drei vor „benedicat“ zerstörten Buchstaben zu ergänzen mit DMO = domino. — ²⁹⁾ Nach P. J. Meier, a. a. O., S. 31. — ³⁰⁾ C. Simm, Entstehen, Vergehen und Zukunft des Türkentors, in: Helmstedter Allgemeine Zeitung vom 17.05.1952; ihm folgt R. Schaper, Geschichten aus Helmstedts Geschichte Bd. II, Helmstedt 1973, S. 42. — ³¹⁾ Die Hausinschriften des ehem. Fürstentums Corvey, S. 84. — ³²⁾ Vgl. Georg Dehio, Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler, Der Bezirk Magdeburg, Berl. 1974, S. 89. — ³³⁾ Vgl. W. Schrader, Der Künstler des Kaisergrabes im Dom zu Königs-Lutter, in: Alt-Helmstedt, Beilage zum Kreisblatt, Nr. 6, Juni 1956. — ³⁴⁾ Ps. 17 (18), 2. — ³⁵⁾ Siehe oben S. 85. — ³⁶⁾ Dazu Stubbendiek, a. a. O., S. 189 ff. — ³⁷⁾ Schaper, a. a. O., S. 41: „Es ist doch erstaunlich, daß ein solches künstlerisches Denkmal zu so profanen Zwecken diente.“ — ³⁸⁾ Von den Werdener Bauinschriften sei hier das Chronogramm am Mitteltrakt von 1755 mitgeteilt: pro DeI honore posterIs hanC aLaM erlgi feClIt benedictus dei gratia s. r. i. abbas werdinensis et helmstadiensis etc. = Gott zur Ehre ließ Benedikt, von Gottes Gnaden des Hl. Röm. Reiches Abt in Werden und Helmstedt etc., diesen Flügel für die Nachwelt errichten. — ³⁹⁾ Sein in der Peterskapelle noch erhaltenes Epitaph hat die Inschrift: HOSTILIA GALLORUM / ARMA FUGIENS / HIC TUTUS / AO 1798 / DIE 6TA MARTII / PISSIMA MORTE OBIIT / BERNHARDUS / WERDINENSIS ET HELMSTA- / DIENSIS SAC. ROM. IMP / ABBAS / RIP. Auf der Flucht vor den feindlichen Truppen der Franzosen hier in Sicherheit, verstarb im Jahre 1798 am 6. März in Gottesfurcht Bernhard, Abt des Hl. Röm. Reiches in Werden und Helmstedt. Er ruhe in Frieden. — ⁴⁰⁾ Die Inschriftensteine wurden beim Abbruch gerettet und lagern bei denen des Türkentors. — ⁴¹⁾ E. Schaper, Das Helmstedter Häuserbuch, Helmstedt 1975, Heft 3, S. 77.

Musikinstrumentenhandel im Braunschweigischen zwischen 1750 und 1820

Ein Beitrag zur heimischen Musik- und Wirtschaftsgeschichte

Von Werner Flechsig

Wenn ein Berufsmusiker oder ein ausübender Musikfreund des Braunschweiger Landes ein neues Instrument erwerben wollte, konnte er schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts seinen Bedarf zumeist aus erster Hand bei den in Braunschweig und Wolfenbüttel ansässigen Instrumentenmachern decken. Bei ihnen gab es, wie ich in einer Aufsatzreihe über „Ostfälische Musikinstrumentenmacher des 18. und frühen 19. Jahrhunderts“ gezeigt habe, in ausreichender Zahl Cembali („Clavecins“, „Flügel“), Klavichorde („Klaviere“), Hammerklaviere

(„Pianofortes“ oder „Fortepianos“) in Tafel- und Flügelform, kleine Hausorgeln („Positive“, „Pedale“), Flötenuhren und andere mechanische Musikinstrumente, Holzblasinstrumente aller Arten, Harfen, Gitarren (seit 1798) und Streichinstrumente (seit 1792) ¹⁾. Nur Blechblasinstrumente wurden merkwürdigerweise in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ nicht von einheimischen Herstellern angeboten, sei es nun, daß sich die ortsansässigen Metallhandwerker wie Beckenwerker und Kupferschmiede nicht mit der Anfertigung von Posaunen, Trompeten und Hörnern befaßten, sei es, daß sie Inserate für überflüssig hielten, weil ohnehin jedermann wußte, welche Waren in ihren Werkstätten zu haben waren. Das letztere halte ich für wahrscheinlicher, denn es wäre nicht einzusehen, warum ausgerechnet Metallhandwerker des Herzogtums Braunschweig, keine Blechinstrumente gemacht haben sollten, da sie doch Messing- und Kupferblech aus den Hüttenwerken am Nordrande des Harzes so leicht beziehen konnten.

Manchen Kunden genügte aber offensichtlich das reichliche Warenangebot der heimischen Instrumentenmacher nicht, da auch hier wie anderwärts in der Welt der Prophet im eigenen Vaterlande oft nicht viel galt. So kam es, daß immer wieder einmal in den ‚Braunschweigischen Anzeigen‘ neue oder gebrauchte Musikinstrumente auswärtiger Hersteller angeboten wurden. Da gab es in Braunschweig u. a. Cembali aus Thüringen ohne nähere Ortsangabe (1767), Berlin (1771), Hannover (1797) und Hamburg (1802), Klavichorde aus Halle (1760, 1775), Hamburg (1761, 1781, 1806), Gera (1763, 1781, 1783), Berlin (1776) und aus dem Vogtlande ohne nähere Ortsangabe (1799), Hammerklaviere aus England (1783, 1785, 1796, 1802), Halberstadt (1785), Dresden (1790), Göttingen (1793), Leipzig (1798), Magdeburg (1800), Holland (1803) und Wien (1804, 1806, 1811 usw.), Uhren mit mechanischen Musikwerken aus England (1763, 1764, 1767, 1780, 1799) und Pedalharsen aus Paris (1800, 1802, 1816), ganz zu schweigen von den Streichinstrumenten, die vor der Entstehung der ersten Braunschweiger Geigenbauerwerkstatt meist aus Italien oder Tirol kamen.

1. Der berufsmäßige Instrumentenhandel

Die von auswärts eingeführten Instrumente gelangten wohl in der Regel anläßlich der zweimal im Jahr abgehaltenen Messen nach Braunschweig, von wo aus nicht nur die Stadt selbst, sondern ein weites niedersächsisches Umfeld mit fremden Waren aller Arten versorgt wurde. Unter den Inseraten auswärtiger Messehändler in den ‚Br. Anzeigen‘, die Musikinstrumente betreffen, ist das folgende von 1766 besonders aufschlußreich, weil es zeigt, daß Instrumente von weither mit Waren ganz anderer Art als Beifracht zusammen befördert wurden: *„Bey Hrn. Joh. Nickel aus Tyrol, diese Messe frischer Lerchenbaum- Edeltannen- Zirben- und anderer Tyroler Baumsaamen, alte Steiner und Cremonenser Violinen; in Hrn. Salgmanns Hause auf der Gördelingerstraße ist derselbe zu erfragen.“* ²⁾ Gelegentlich kamen fremde Instrumentenmacher persönlich nach Braunschweig, um hier während der Messe ihre Waren feilzubieten. So heißt es 1797 in den ‚Br. Anzeigen‘: *„Conrad Lienicke, musikalischer Instrumentenmacher aus Leipzig, empfiehl sich einem hochgeehrten Publikum mit allen Sorten musikalischer Instrumente, mechanische Zughörner aus dem hohen B bis tief B, Zughörner aus F bis tief B, und so zurück ins hohe B, sowohl rechts als links zu blasen; französische Konzerthörner aus dem hohen C bis tief B. mit und ohne Zügen; viele Sorten englische Konzerthörner; alle sehr rein in Tönen und sehr*

fein gearbeitet; wie auch die gewöhnlichen D, Dis, F, G, A und B Hörner, Trompeten, Posaunen, alle Arten Posthörner, alle Arten Holz-Instrumente, Klarinetten, Hautbois, Flöten, und sehr gute Violinen. Er verspricht billige Preise und bei Bestellung geschwinde Bedienung, seine Bude ist auf dem Autorshofe.“³⁾ Auch der Hof-Instrumentenmacher Christian Sanderhoff aus Ballenstedt kam 1808 zur Sommermesse mit einem Lager selbstverfertigter Instrumente nach Braunschweig, wo er im Gasthof ‚Zum goldenen Arm‘ auf der Gördelingerstraße Quartier bezog. Er empfahl in den ‚Br. Anzeigen‘ sein *„Lager von selbstgearbeiteten Flügel- und tafelförmigen Pianoforte's von 5 $\frac{1}{2}$ —6 Oktaven“* und bemerkte dazu: *„In Ansehung der äußeren als inneren Bauart stehen selbige den Wiener Instrumenten nicht nach, auch sind die Preise derselben weit billiger.“*⁴⁾ Unklar bleibt, ob der Händler Behrens, der 1812 während der Messe im Gasthof ‚Zur Tanne‘ auf der Gildenstraße wohnte und *„einige elegante Berliner Fortepianos“* anbot, auch deren Hersteller war⁵⁾. Ungenannt sind auch Beruf und Herkunft des Johann Andreas Liesenberg, der 1804 während der Sommermesse seinen Stand *„auf der Galerie“* hatte und sich *„mit verschiedenen Sorten ausgespielten Violinen, auch Bogens, Saiten, Veolin-Stegen und dergl.“* empfahl⁶⁾. Aus Hanau brachte der Händler J. Phil. Boos 1808 ff. neben Bijouterie- oder Goldwaren ebenfalls *„ächte Romanische dreidräthige Violin-Saiten“* zur Messe mit auf seinen Stand, der sich nach einer Anzeige von 1812 *„am alten Stadtmarkte im Gewölbe des Hrn J. H. Funke Sohn und Comp. aus Elberfeld“* befand⁷⁾.

Was während der einen Messe nicht verkauft wurde, blieb gewiß häufig bis zur nächsten in Braunschweig zurück, um damit nicht unnötig hin und zurück auf den Frachtfuhrwerken Platz zu beanspruchen, und wurde in der Zwischenzeit einheimischen Instrumentenhändlern in Kommission gegeben. Zu solchen Zwischenhändlern gehörten nach Ausweis der ‚Br. Anzeigen‘ Kaufleute, die sonst auch mit anderen Waren handelten, und Berufsmusiker aus den Reihen der Organisten, Kammermusiker und Stadtmusikanten, gelegentlich sogar Gewerbetreibende, wie der Stadtchirurgus B ü t e f i s c h auf der Gördelingerstraße. Er bot 1770, 1775, 1778, 1781, 1782, 1783 und 1784 in den ‚Br. Anzeigen‘ neue Klavierchorde und Hammerklaviere zum Kauf an. Nicht so weit entfernt vom Beruf war der Instrumentenhandel bei einem anderen Gewerbetreibenden, dem aus Frankreich oder der französischen Schweiz stammenden, aber in Braunschweig auf der Schuhstraße ansässigen Uhrmacher J e a n D e l o l m e. Er empfahl sich in den ‚Br. Anzeigen‘ seit 1763 außer mit Taschenuhren auch mit *„Engl. Glocken- und Clavierpendülen“*, also mit mechanischen Musikwerken. 1764 warb er für *„verschied. Sorten der besten Pendülen auf engl. und franz. Art, worunter vorzüglich 2 kostbare allhier noch niemals gesehene, mit Fleutenwerken, welche nach Belieben repetiren oder schlagen, so durch 1 darauf sitzende Figur, die Göttin Diana vorstellend, verrichtet wird“*⁸⁾. Bei seinem Geschäftsnachfolger, dem Hofuhrmacher Anton Nikolaus Delolme, gab es 1787 u. a. *„Engl. und Pariser Tischuhren, Pendüluhren, nicht weniger dergleichen, so ganze Konzerte spielen, wovon die Flöten den angenehmsten Ton haben“*⁹⁾. Unter den Braunschweiger Berufsmusikern befaßte sich zuerst der Organist M e i n e c k e, wohnhaft am Marstall, gelegentlich mit dem nebenberuflichen Verkauf teils neuer, teils gebrauchter Musikinstrumente. 1782 war es ein *„Kloeken-Klavier“* von 2 Oktaven mit 25 Glocken, 1787 ein altes Klavichord, 1789 ein neues Fortepiano in Kommission; 1791 und 1792 bot er jeweils 2 alte Klaviere an, 1793 eins, 1796 ein Klavier und ein Cello.

BRUNNEN
BIBLIOTHEK
BRAUNSCHWEIG

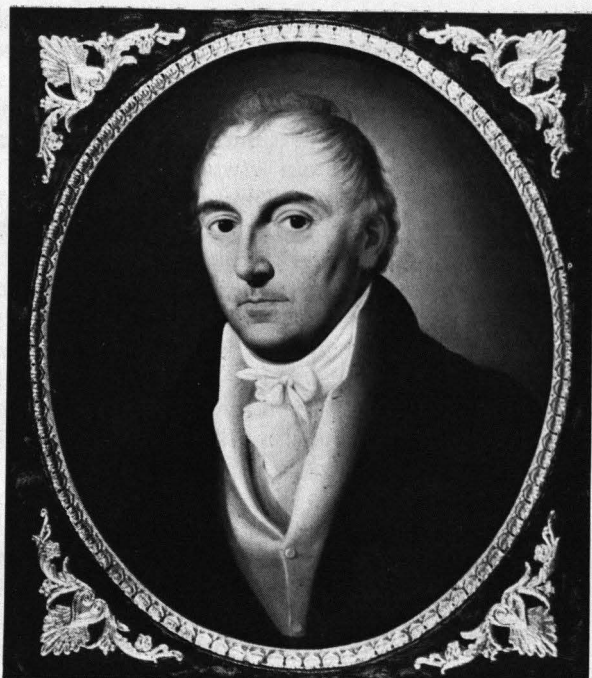
Ein „Musikus“ Meinecke, wohl ein Sohn des vorigen handelte 1797 mit 2 neuen Klavichorden, 1798 mit einem Klavier und einem Fortepiano, 1799 mit einem neuen Fortepiano, 1800 mit einer Orgel und einer Gitarre, 1805 nun selbst Organist mit einer Orgel *„zum Gebrauch in einer Landkirche“*, einem neuen Piano-Forte und einem *„Zimmer- oder Saal-Organwerk“*. Deutlicher als die beiden Meineckes tritt der Kammermusikus Joh. Gottlob Matern, wohnhaft auf dem Schweinemarkte, als Vermittler auswärtiger Musikinstrumentenmacher hervor. 1781 suchte er durch die ‚Br. Anzeigen‘ kurz nacheinander Käufer für ein Hassisches Klavier aus Hamburg, für ein Pedal, für ein Vatersches Klavier aus Hannover und ein Fridericisches Klavier aus Halle, 1783 für ein Fridericisches Fortepiano und ein Klavier, 1784 für ein Klavier und einen Kielflügel ungenannter Herkunft. Bevor er 1791 starb, hatten inzwischen schon zwei Kollegen von ihm, die Kammermusiker Schatt und Hartung, den Instrumentenhandel angefangen. Johann Daniel Schatt, der im Hause Langer Hof Nr. 2056 wohnte, hatte Anfang 1782 die vorher von der Bremerschen Kunsthandlung in Kommission geführte Hummelsche Musikhandlung übernommen. Am 19 Januar 1788 gab er in den ‚Br. Anzeigen‘ bekannt, *„daß außer seiner jetzt vorzüglich guten (Commissions-) Musikhandlung von Hrn. Commerzienrath Hummel aus Berlin auch sehr gute alte und neue Violinen, Altviolen und Violoncells zu verschiedenen, aber doch billigen Preisen zu haben sind: dazu auch recht sehr gute romanische Saiten aller Arten: auch sind drey neue, aber schon ausgespielte Klaviere bei ihm zu kaufen, vorzüglich ist das eine dabei von Hrn. Lemme, welches eins von seinen besten mit ist“*⁹⁾. In der Folgezeit bot Schatt wiederholt Klaviere, neue Fortepianos und Streichinstrumente zum Kauf an. Als er 1805 gestorben war, gab es in seinem Nachlaß noch *„einige sehr gute Geigen und Fortepiano's“*. Damit erlosch die so hoffnungsvoll begonnene Musikhandlung Schatts allzu früh. Glücklicher war sein Kollege und stärkster Konkurrent, der Kammermusikus Carl August Hartung, im Ausbau seines gleichartigen Geschäftes. Er befaßte sich seit 1787, als er noch gegenüber der Reformierten Kirche bei Schneider Weferling wohnte, mit der Verkauf einzelner Instrumente. 1787 gab es bei ihm nur erst ein Fortepiano zu kaufen, ein Jahr später schon neben Noten von Andree aus Offenbach und Hauelsen aus Frankfurt ein Fortepiano, eine Violine und ein Violoncell mit Kasten, 1789 eine Davidsharfe, ein Fagott von Töllke, eine Theorbe, eine Mandoline und einige Violinkästen in seiner *„Musikalienhandlung“*, wo *„beständig die neuesten Musikalien zu haben“* waren. Die rasche Ausweitung seines Geschäftes veranlaßte Hartung zum Wohnungswesel. 1790 finden wir ihn „im Sacke“. Dort hatte er damals nicht nur *„sowohl in als außer der Messe beständig die neuesten Musikalien aus Wien, Frankfurt am Main und anderen Orten“* vorrätig, sondern verschaffte auch *„die besten Sorten Fortepianos von Mahagoni und Meßing ausgelegt, in Steinscher und Englischer Art, schön gearbeitet und sehr gut vom Ton, in verschiedenen Preisen von 80 bis 180 Thlr. . . . Desgleichen ist bei ihm ein sehr gutes Klavicin-Royal von Wagner aus Dresden, ein gut Violoncell mit Kasten, eine Davidsharfe, ein Fagott und eine gute Violine, alles für billigen Preis zu verkaufen“*¹⁰⁾. 1791 empfahl er außer Instrumenten der vorigen Arten auch ein *„englisches Spinett“*, alte und neu Violinen, Futterale für eine und zwei Violinen und italienische Saiten¹¹⁾. 1792 umfaßte sein Lager *„sehr gute Fortepianos von Mahagoni und andern Holz, Violinen, Bratschen, Violoncelle, Flügel, Violinbogen und andere Instrumente“*¹²⁾. Im Jahre 1800 befand sich Hartungs Geschäft, das er jetzt *„Musik- und Instrumentenhandlung“* nannte, auf der

Schützenstraße. 1803 bot er dort außer Tasten- und Streichinstrumenten zum ersten Male auch Gitarren feil. 1804 empfahl er besonders „*Pariser und andere gute Violin- und Violoncellbogen*“¹²⁾. 1815 führte er als weitere Instrumentengattung Flöten. Damals scheinen die Streichinstrumente jedoch keinen guten Absatz gefunden zu haben, denn er bot „*einige recht gute Violinen, Bratschen und ein Violoncell, sehr billig, um damit aufzuräumen*“ zum Kauf an. Das Geschäft ging anscheinend auch sonst weiter zurück, vermutlich infolge der übermächtigen Konkurrenz von J. P. Spehr, auf den noch die Rede kommen wird. 1816 bot Hartung nämlich außer Musikalien, Flöten, Violin- und Gitarrensaiten auch „*ächtes Eau de Cologne*“, von dem er sich vielleicht besseren Absatz versprach als von Noten und Instrumenten. Seitdem erscheint der Name der Hartungschen Musikhandlung überhaupt nicht mehr in den ‚Br. Anzeigen‘. Von den übrigen Braunschweiger Berufsmusikern, die nicht selbst wie der Organist Lemme Instrumente anfertigten, befaßte sich nur noch der Organist und spätere Kapellmeister G o t t l i e b W i e d e b e i n wiederholt mit dem Verkauf einzelner Tasteninstrumente. Es waren 1795 ein Klavichord, 1800 ein Pianoforte, 1811, 1815 und 1816 je ein Fortepiano und 1817 ein achtfüßiges Orgelwerk für eine Landkirche.

Einen stärkeren Anteil am Instrumentenhandel hatte seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert ein Außenseiter, nämlich der Kaufmann J. F. S t e c k e l m a n n auf der Neuen Straße. In seinem buntgemischten Warenlager gab es 1798 u. a. auch „*recht gute ausgespielte Violinen in dem besten Stande, wie auch neue, desgleichen Violin-Bogens, Flöten, Klarinetten um billigen Preis*“¹³⁾. 1804 empfahl er zur Wintermesse neben Bettfedern, Daunen und feinem Flachse „*musikalische Instrumente, als feine ausgespielte Violinen, von den besten Meistern, ingl. alle Sorten neue Violinen, Flöten, diverse Sorten Klarinetten, Schellos, Violin- und Schellobogen, ächte Italienische Violin- und Schellosaiten*“¹⁴⁾, zur Sommermesse außer den schon genannten Instrumentenarten noch Trompeten und Posthörner „*in den solidesten Preisen*“¹⁵⁾. 1808 gab es bei ihm nach seiner Übersiedlung zur Sonnenstraße wieder „*musikalische Instrumente in verschiedenen Sorten, worunter auch die so beliebten Flaschonetten*“ (verballhornt aus Flageoletten, d. h. französische kleine Blockflöten, Vorläufer der Pickolo-Querflöte) „*und ein Chor Posaunen*“¹⁶⁾. Noch 1818 handelte Steckelmann außer mit seinen Bettfedern und Daunen mit „*allen Sorten musikalischen Instrumenten, sowohl in Messing, als in Buxbaum, mit ausgespielten und neuen Cremonenser Violinen und romanischen Saiten*“¹⁷⁾. Damals hatte ihn im Musikhandel aber längst ein anderer Kaufmann überflügelt, nämlich J. P. Spehr.

J o h a n n P e t e r S p e h r, wohnhaft in Braunschweig auf der Höhe, handelte wie Steckelmann von Haus aus mit Waren, die gar keine Beziehung zur Musik hatten, und behielt solche auch weiterhin bei, als er längst zum führenden Notenhändler und Musikverleger der Stadt Braunschweig geworden war. Seit 1791 nannte er sein Geschäft „*Die neue Musikhandlung auf der Höhe*“, seit 1794 „*Musikalisches Magazin auf der Höhe*“. In diesem Jahre führte er außer Noten zum ersten Male auch Saiten. 1796 kam dazu „*ein Sortiment Instrumente, hauptsächlich Fortepianos in Flügel- und Klavier-Form und Klaviere von Mahagoni-, Eichen-, Elsen- und Tannenholz in sehr verschiedenen aber billigen Preisen, auch einige alte Klaviere, die sehr billig sind*“¹⁸⁾. Im Jahre 1800 gab es bei Spehr 2 Fortepianos von Keller in Magdeburg, eins in Flügel- und eins in Klavierform. Zur Wintermesse 1803 hatte er außer den neuesten Musikalien, darunter Pariser

Musikverleger
Johann Peter Spehr
Ölbild, in Privatbesitz



Noten, nur wieder „die besten Violin-, Guitarren- und Harfen-Saiten“ vorrätig. Während der französischen Fremdherrschaft im Königreich Westfalen scheint das Musikgeschäft schlecht gegangen zu sein, denn Spehr befaßte sich damals vorwiegend mit Papierwaren und Drucksachen aller Arten. Erst 1815 nahm er wieder Musikinstrumente in größerer Zahl auf Lager, wie eine Anzeige vom 13. Mai beweist. Durch sie zeigte Spehr den Musikfreunden an, daß sein Magazin „mit einem vollständigen Lager aller Sorten Guitarren versehen ist, die sich durch Eleganz, schönen vollen Ton und richtige Mensur besonders empfehlen und nach Maßgabe ihres Werthes zu billigen Preisen verkauft werden“¹⁹). Zur Sommermesse des gleichen Jahres empfahl er außer seinen Gitarren auch vorzügliche „Wiener Pianofortes von der schönsten Intonation, dem elegantesten Äußeren und 6 Oktaven zu den billigsten Preisen“²⁰). Es würde zu weit führen, hier die Spehrsche Musikhandlung weiter zu verfolgen, die noch 1845 bestand.

Spehrs Berater in allen musikalischen Dingen war höchstwahrscheinlich Johann Heinrich Carl Bornhardt, ein tüchtiger Musiker, der aus wirtschaftlichen Gründen sein Hochschulstudium hatte aufgeben und eine Stellung als Schreiber und später als Registrator in der braunschweigischen Verwaltung hatte annehmen müssen. Er war es, der als erster die bis dahin in Norddeutschland noch unbekannt gewesene Gitarre hier bekannt machte und unermüdlich für die Verbreitung dieses Hausmusikinstrumentes in den Häusern der Musikliebhaber warb, sei es durch Erteilung von Gitarren-Unterricht, sei es durch die Komposition und Veröffentlichung von Werken für Gitarre mit Singstimme oder mit anderen Instrumenten. Die meisten seiner eigenen Kompositionen und Bearbeitungen fremder Musikstücke für Arrangements mit Gitarre ließ er im

Verlag des Musikalischen Magazins auf der Höhe drucken und kam dadurch in engere Beziehung zu J. P. Spehr. Er gab gewiß auch den Anstoß dazu, daß Spehr sich des Handels mit Gitarren annahm. Aber Bornhardt verschaffte sich auch selbst viele Jahre hindurch Nebeneinnahmen durch den Verkauf einzelner Gitarren und anderer Instrumente. 1796 waren es „eine gute Violine, eine mittelmäßige Bratsche und ein etwas schlechteres Violonzell“ (so!), 1797 ein neues Fortepiano und ein neues Klavichord in seiner Wohnung bei Nädler Denecke auf der Neuen Straße Nr. 2649. Am 7. Juli 1802 gab er bekannt: „Die Freunde der Guitarre finden bei mir beständig einen Vorrat gut gearbeiteter Guitarren von vorzüglichen auswärtigen Meistern zu verschiedenen Preisen.“²¹⁾ 1803 empfahl er „ein gutes neues Fortepiano und eine vorzügliche Flöte“ sowie danach auch ein Klavier, 1804 ebenfalls 2 Tasteninstrumente, eine Violine und eine Bratsche, seit 1810 aber bis 1820 mit Ausnahme zweier Fortepianos alljährlich nur noch eine oder mehrere Gitarren, und zwar in seiner neuen, 1811 bezogenen Wohnung beim Kunstdrechslermeister Klump auf der Schuhstraße Nr. 2606.

2. Private Gelegenheitsverkäufe von Instrumenten

Viel größer als die Zahl der Braunschweiger, die den Instrumentenhandel mehrere Jahre hindurch haupt- oder nebenberuflich betrieben und dabei hauptsächlich neue Instrumente unter die Leute zu bringen bemüht waren, war die Zahl derer, die nur gelegentlich in den ‚Br. Anzeigen‘ Käufer für ein gebrauchtes Instrument suchten. Dies geschah entweder „wegen Mangel an Raum“, wie es nicht selten hieß, oder wegen eines Todesfalles oder aus wirtschaftlichen Gründen, wobei die eigene Notlage zum Verkauf des Instrumentes zwang oder auch ein Gläubiger ein Instrument zu Geld machen wollte, das er von einem zahlungsunfähigen Schuldner als Pfand genommen hatte. Solche wirtschaftlichen Gründe wurden zwar in den Inseraten taktvoll verschwiegen, doch kann man sie in vielen Fällen vermuten, in denen statt der vollen Anschrift des Verkäufers mit seinem Namen nur Straße und Hausnummer andeuteten, wo das Instrument zu finden oder zu erfragen war, ferner auch wohl in den Fällen, wo der Kauflustige an das „Fürstl. Adreßcomtoir“ bzw. an das „Fürstl. Intelligenzkomtoir“ in der Geschäftsstelle der ‚Br. Anzeigen‘ verwiesen wurde, um dort Näheres in Erfahrung zu bringen. Unter den hunderten von Verkaufsangeboten gebrauchter Musikinstrumente aus Privatbesitz, die zwischen 1750 und 1820 in den ‚Br. Anzeigen‘ abgedruckt wurden, befinden sich aber dennoch viele, in denen sich der Verkäufer mit Namen, Beruf und Wohnung zu erkennen gab, mochte es nun der Vorbesitzer des Instrumentes selbst sein oder sein Nachlaßverwerter, ein Verwandter, Freund oder Pfandinhaber. Diese Namen sind musiksoziologisch aufschlußreich, weil sie erkennen oder doch ahnen lassen, in welchen Berufsschichten während des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts hierzulande Musik gepflegt wurde. Als Verkäufer eines Klaviers, d. h. eines bundfreien Klavichords, meldeten sich 1754 der Organist Breier am Katharinenkirchhof und der Feuerwerker Helmke am Steingraben, der auch eine Flöte anbot, 1760 der Tischler Meyer auf der Wendenstraße, bei dem auch 5 Violinen, eine Viole d’amour, eine Blockflöte und eine Davidsharfe zu kaufen waren, 1762 Kantor Steinmann auf dem Bruche, 1763 Hoftrompeter Liebing auf der Stobenstraße und Opfermann Türke bei der Magnikirche, 1768 Kaufmann J. A. Fr. Oeltze in der Altenwiek, 1769 und 1772 Notar Rodemeyer auf der Stobenstraße, 1771 Kanonier Dörge am Augusttor und Orga-

nist Fleischer, 1773 Seminarist Simrodt im Fürstl. Waisenhouse, 1775 Kaufmann v. d. Heyde, der auch ein Saiteninstrument namens „Pantalon“ (*Giraffenklavier*) abzugeben hatte, 1777 Kunstdrechsler Lenture auf dem Meinhardshofe, 1779 Hautboist Wolters am Katharinenkirchhofe, 1781 Tischlermeister Bockelmann auf dem Meinhardshof und Amtsvogt Michelis am Hagenmarkt, 1782 Brauer Knust am Magnikirchhof, 1784 Geheimrat v. Hardenberg, Kleiderhändler Bruns am Katharinenkirchhof und Schneidermeister Daubert auf der Wendenstraße, 1788 die Frau des Assessors Brüggemann, 1790 Schüler Ebeling bei Klempner Gerling, 1791 und 1792 Papierhändler Fischer am großen Jungfernstieg, 1793 Kaufmann Hertzog, 1796 Glasermeister Balhorn auf der Kannengießerstraße, 1797 die Frau des Speisemeisters Sandt auf dem Fürstl. Waisenhaushofe, Kunstdrechsler Kulemann auf dem Bohlwege und Kaufmann Meyer auf der Neuen Straße, 1798 Kleiderseller Curs auf der Kuhstraße, Opfermann Weddy und Leibmedikus Brückmann, 1799 Mehlhändler Hahne auf der Kaiserstraße, Seminarist Ottmer im Fürstl. Waisenhouse und der Bediente Sachtleben beim Kammerrat v. Hoim, 1802 Vergolder Eiserstahl, Speisemeister Erdmann auf dem Fürstl. Werkhaushofe, „*der den Verkäufer anzeigt*“ und Schullehrer Becker am Steingraben, 1803 Subkonrektor Szelesky und die Frau des Registrators Wipping auf der Schuhstraße, 1803 und 1815 Schullehrer Albrecht in der Bruchschule (auf dem Bruche), 1811 Schneider Gries auf der Höhe, 1812 Schröder in der Dompropstei und der Hausverwalter Wiehe „*im ehemaligen Palais der Frau Äbtissin von Gandersheim*“, 1813 Organist Völkerling im Kattreppeln, 1814 Kleiderseller Werner im Hutfiltern, der auch ein Fortepiano hatte.

Viel seltener als Klavichorde wurden während des gleichen Zeitraumes gebrauchte Cembali unter den Bezeichnungen „*Clav(i)cimbel*“, „*Clavecin*“ oder „*Flügel*“ zum Kauf angeboten. Solch ein Instrument befand sich 1754 „*Im Kayserl. Posthause*“, 1761 beim Fürstl. Kammermusikus Schwanberger hinter dem Ackerhofe, wo ein Flügel von Zelle aus Hamburg stand, 1768 beim Glaser Unterberg auf der Kröppelstraße, 1776 bei der Witwe des Organisten Leiding, die auch eine Spitzharfe, Noten und Bücher veräußern wollte, 1782 beim Brauer Knust am Magnikirchhof, 1786 bei Musikus Liebig hinter dem Katharinenkirchhof, 1790 bei Senator Tüsch(en) auf dem Steinweg, 1791 beim Papierhändler Fischer in der Neuen Straße, der zugleich ein Klavichord anbot, 1797 beim Handschuhfabrikanten Boyer auf der Schuhstraße und bei dem Kleiderseller Röser auf der Beckenwerkerstraße, 1808 beim Kleiderseller Werner im Hutfiltern. Aus der geringen Zahl der angebotenen Cembali kann man wohl schließen, daß diese Art Instrumente wegen ihrer Größe und ihres höheren Preises überhaupt nicht so häufig in den Häusern der heimischen Berufsmusiker und Musikfreunde anzutreffen war wie die kleineren und wohlleileren Klavichorde.

Auch bei den klanglich und spieltechnisch fortschrittlichen Hammerklavieren, die unter der Bezeichnung „*Pianoforte*“ oder „*Fortepiano*“ gegen Ende des 18. Jahrhunderts die veralteten Klavichorde und Cembali mehr und mehr zu verdrängen begannen, überwiegen nach Ausweis der Angebote gebrauchter Instrumente in den ‚Br. Anzeigen‘ die klavier-, d. h. tafelförmigen bei weitem gegenüber den flügel förmigen, wohl ebenfalls aus Raum- und Kostengründen. Veräußern wollten ein klavierförmiges Fortepiano bzw. Pianoforte 1772 Faktor Heidemann auf der Gildenstraße, 1778 Torinspektor Harenberg auf der Beckenwerkerstraße, 1790

Hutmachermeister Ennholz auf der Görderlingerstraße, 1791 Schutzjude Beer Michael auf dem Damm, 1793 Kleiderseller Brandes auf der Kuhstraße, 1794 Obergerichtsprokurator Sebode und Organist Otto auf der Beckerwerkerstraße, 1796 Kaufmann Müller auf dem Bäckerklint, dessen Instrument aus London stammte, 1798 Kleiderseller Jese auf der Wendenstraße, 1799 Gold-Juwelier Osthoff im Hagenscharren, 1800 Graf v. Merode im Bevernschen Schlosse und die Witwe des Antiquars und Kleidersellers Feuerstake am Steingraben, 1804 Kleiderseller Werner im Hutfiltern und ein Ungenannter im Cavalierhaus am Bohlwege, der auch ein Amati-Cello anbot, 1814 wieder Kleiderseller Werner, 1817 Markus Jüdel auf dem Kohlmarkt, 1818 Färber Schmidt am Magnikirchhof und ein Auktionator in der Hofgärtnerwohnung am Grauen Hofe, wo das Instrument versteigert wurde.

Daneben stand nur einmal ein flügelartiges Fortepiano aus Privatbesitz zum Verkauf, nämlich 1799 bei Hofrat Sommer auf der Scharrenstraße, und dreimal ein „Pantalon“, wohl eine Sonderform des flügelartigen Hammerklaviers, bei dem der Flügelkasten mit Saitenbezug und Resonanzboden zum Zweck der Raumersparnis pyramidenförmig senkrecht gestellt war; ein solches Pantalon gab es 1791 bei der Witwe des Schloßkantors Vaders auf der Langen Straße, 1796 beim Porzellanmaler Hinze an der Neustadtmühle und 1812 beim Brauer Schütte auf der Wendenstraße.

Außer Braunschweigern meldeten sich gelegentlich auch Einwohner anderer Orte in den ‚Br. Anzeigen‘ zum Wort, um gebrauchte Instrumente zum Kauf anzubieten, so aus Wolfenbüttel 1760 der Organist Graff mit einem Flügel, 1794 der Konsistorialrat Peters mit einem Klavier und 1802 der Kommissair Beste am Herzogtor mit einem Flügel von Hasse in Hamburg, aus Gifhorn 1772 die Superintendentur mit einem Flügel von Vater in Hannover, einem Klavier von Fritze in Braunschweig, Kupferstichen, einem Globus, Landkarten, Perspektiven und einem Mikroskop, aus Schöppenstedt 1762 Kantor Reinhardt mit einem Clavecin, aus Helmstedt 1800 der Hofrat Irius mit einem Klavier und 1815 die Witwe des Konzertmeisters Stoltze mit 2 italienischen Geigen. Für sie inserierte „C. Lange, ehemaliger Konzertmeister-Adjunct bei der Julius Carls Universität daselbst“ mit folgenden aufschlußreichen Ausführungen am 18. März: „Zwei sehr schöne, gut conditionirte, ächte Cremonenser Violinen hat die Witwe des verstorbenen Konzertmeisters Stoltze hieselbst zu verkaufen. Unterzeichner kann die Achtheit dieser beiden Instrumente um so mehr bezeugen, da er während seiner 16jährigen Direktion der Universitäts-Conzerte hieselbst und fast gewöhnlich darauf gespielt hat. Diese Instrumente zeichnen sich nicht allein beim Solo- und Obligatenspiel durch einen angenehmen vollen und runden Ton aus, sondern der Ton ist auch zur Anführung in großen Orchester-Sinfonien stark genug. Diese beiden Violinen befunden sich in einem gut conditionirten Doppel-Futtelal nebst Bogen.“²²⁾ Derselbe „Musikus“ Lange in Helmstedt hatte übrigens schon 1805 einmal inseriert, daß bei ihm „die Musikalien, so in Braunschweig, Leipzig, Offenbach und Berlin erst herausgekommen sind“, zu haben seien „wie auch alle musikalischen Instrumente und beste Violin-Saiten, vorzüglich gute alte ausgespielte Violinen, Bratschen und Bässe, nebst einer schönen Contra-Harle von gefälliger Bauart und wahrem Silbertone, alles um billige Preise“²³⁾ Im gleichen Jahre waren in Wolfenbüttel beim Musikanten Meyer im Hause des Maurermeisters Schweinehage am Ziegenmarkt „ein italienischer Konzertvioloncello mit

einem massiven schwarzen Griffe, eine Harfe in gutem Stande und 3 Violinen in gutem Stande und 3 Violinen in gutem Stande" zu kaufen ²³⁾). Auch der Perückenmachermeister G. M. Stieber am Ägidienmarkt in Braunschweig suchte während dieser Zeit Käufer für Streichinstrumente, doch geht aus seinen Inseraten in den ‚Br. Anzeigen‘ nicht eindeutig hervor, ob es dabei um Gelegenheitskäufe aus Privathand ging oder um einen nebenberuflich betriebenen regelrechten Handel mit neuen Instrumenten, die er in Kommission von einem fremden Messehändler oder von einem Instrumentenmacher unmittelbar übernommen hatte. 1804 waren es „vorzüglich gute Violinen und einige Bratschen von den berühmtesten Meistern“, 1806 „vorzüglich gute Geigen von berühmten Meistern, auch ächte romanische Saiten“, 1809 „6 Stück sehr schöne Violinen von verschiedenen großen Meistern“ ²⁴⁾.

Außer Tasten- und Streichinstrumenten kommen in Inseraten der ‚Br. Anzeigen‘, die von privaten Eigentümern oder deren Vermittlern unter Nennung der Namen und Berufe aufgegeben wurden, nur mechanische Musikinstrumente etwas häufiger als Harfen, Gitarren und Querflöten vor. Je eine Flötenuhr gab es 1753 bei Pannenschmidt in Riddagshausen, 1758 beim Zinngießer Kragelius, 1760 bei Kaufmann und Konditor J. H. Füllekrug auf dem Altstadtmarkt, 1788 beim Feinkosthändler Ludwig Claus, 1790 beim Bürstenbindermeister Willenbruch auf dem Ägidienmarkt und beim Juden Lazarus auf dem Damm, 1799 bei Bölke auf der Langenstraße, 1802 beim Juden Magnus Moses auf der Neuen Straße, 1815 bei der Witwe Lepooc auf der Scharrenstraße und 1818 bei dem Kleinkotsassen Grashof in Olper, ferner 1759 „eine Uhr mit einer Harfe, welche jede Stunde 2 Verse spielt“ bei Baumbach „auf der Görrenstraße“ (Gördelingerstraße?) ²⁵⁾, 1790 „ein stählernes Spielwerk zu einer Uhr“ beim Brauer J. Z. Müller im Hutfiltern ²⁶⁾ und 1806 eine nicht näher gekennzeichnete „Spieluhr“ beim Kleiderseller Feuerstake am Steingraben. Auch „ein sehr schönes Glockenspiel“, das „wie ein Clavier gespielt“ werden konnte, stand 1779 im Hause des Kaufmanns Hopmann am Petrikirchhof zum Verkauf ²⁷⁾. Einmal nennt sich sogar ein Käufer für ein mechanisches Musikinstrument, nämlich der Postmeister Kubel; er suchte 1770 jemanden, der „eine Orgel, darnach man Vögel abrichten kann“, also eine sogenannte Vogeluhr zu verkaufen oder zu vermieten hatte ²⁸⁾. Ohne Namensnennung standen weitere mechanische Musikwerke zum Verkauf 1778 vor der Burg im Hause Nr. 2583, 1782 im Hause Eiermarkt Nr. 459, 1788 auf der Langen Straße Nr. 959, 1800 am Ägidienmarkt Nr. 2401, 1811 auf der Reichsstraße Nr. 1297, 1813 auf dem Bruche Nr. 402 (Drehorgel!), 1814 am Magnitor Nr. 2630, 1815 auf der Kuhstraße Nr. 2539 (Drehorgel!), 1818 auf der Echternstraße Nr. 835 und 1820 im Ölschlägern Nr. 2451. Diese Standorte ohne Verkäufernamen seien hier nur der Vollständigkeit halber erwähnt, um eine Vorstellung davon zu vermitteln, wie weit in jener Zeit die Freude an mechanischen Musikwerken in Braunschweig bei denen verbreitet war, die zwar nicht selbst ein Musikinstrument spielen konnten, aber gleichwohl gern Musik hörten.

3. Die Preise

Was Berufsmusiker und Musikkfreunde um die Wende des 18. zum 19. Jahrhunderts bezahlen mußten, um ein neues Tasteninstrument zu erwerben, geht aus einer 1802 gedruckten Preisliste der von dem Braunschweiger Instrumentenmacher Carl Lemme verfertigten Instrumente hervor, die ich 1962 im vollen Wort-

laut veröffentlicht habe. Danach kosteten „Klaviere aller Sorten“, also Klavichorde, je nach Material, Form und Schmuck 4, $4\frac{1}{2}$, 5, $5\frac{1}{2}$, 7, $8\frac{1}{2}$, 9, 12, 13, 14 oder 15 Friedrichsd'or, „Pianofortes in Klavierform“, also tafelförmige Hammerklaviere, 16, 18 oder 22 Friedrichsd'or, „Große Pianoforte-Flügel“ 26, 34 oder 36 Friedrichsd'or, „Große Patent Pianoforte's-Flügel, nach dem besten englischen Meister gearbeitet“ 55 oder 60 Friedrichsd'or²⁹⁾. Da „Friedrichsd'or“ eine preußische Golmünze im Werte von 5 Reichstalern in Gold war, ergibt sich in Talerrechnung für Klavichorde eine Preisspanne von 20—75 Tlr., für Hammerklaviere in Tafelform von 80 bis 110 Tlr., für Hammerklaviere in Flügelform von 130 bis 300 Tlr. Bei den Instrumentenhändlern, die ja doch bei der Preisgestaltung noch eine Zwischenhandelsspanne über den Gestehungspreis des Instrumentenmachers hinaus einkalkuliert hatten, kosteten 1790 Fortepianos ungenannter Herkunft 80 bis 180 Tlr. (Hartung)³⁰⁾, 1796 ein Fortepiano in Flügelform 200 Tlr. und Klavichorde 35, 45, 50 und 70 Tlr. (Musikalisches Magazin auf der Höhe)³¹⁾ und 1800 ein Fortepiano in Flügelform von Keller in Magdeburg 130 Tlr. und ein Fortepiano in Klavierform von demselben Meister 50 Tlr. (Musikalisches Magazin)³¹⁾. 1794 war ein „Pianoforte mit Flöten, welches neu 300 Thlr. gekostet hat, um einen sehr mäßigen Preis zu verkaufen“³²⁾. 1787 wurde ein großer Flügel, der neu 21 Louisd'or (1 Louisd'or = 5 Tlr), also 110 Tlr. gekostet hatte, für nur 70 Tlr. angeboten³³⁾. 1812 empfahl der Messehändler Behrens Berliner Fortepianos zum herabgesetzten Preise von 15 statt 24 Louisd'or, also für 75 statt 120 Tlr.³⁴⁾. Ohne Angabe des Neuwertes sollte 1799 ein gebrauchtes Fortepiano „unter 40 Thlr“ verkauft werden³⁵⁾, ein Jahr später ein anderes gebrauchtes Fortepiano für 30 Tlr., was als billig bezeichnet wurde. Noch billiger versuchte man Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts gebrauchte Klavichorde loszuwerden, weil deren klangliche Leistungsfähigkeit den neueren Anforderungen nicht mehr voll entsprach. Klaviere des 1766 verstorbenen Braunschweiger Instrumentenmachers B. Fritze wurden 1796 für 6 Tlr.³⁵⁾, 1799 für 4 Louisd'or = 20 Tlr. angeboten³⁶⁾, 1794 ein Klavier des damals ebenfalls schon verstorbenen Braunschweiger Instrumentenmachers Preuß, das als „fast neu“ bezeichnet wurde, „wo möglich für 14 Thlr, als einen sehr billigen Preis“³⁷⁾. Ebenfalls 1794 verlangte der Eigentümer eines alten Klaviers in Wolfenbüttel 6 Tlr.³⁸⁾ und 1802 ein anderer in Braunschweig für ein Klavier das ebenfalls „in gutem Stande“ und „für einen Anfänger“ geeignet war, nur 4 Tlr³⁹⁾. Preise für neue und alte Streich- und Blasinstrumente sowie für Gitarren werden in den ‚Br. Anzeigen‘ leider nicht genannt, wohl aber der einer „Pariser Harfe mit einem neuen Mechanismus“, für die der Oberkommissair Ruf auf der Karrenführerstraße am 15. Januar 1800 300 Tlr. forderte⁴⁰⁾. Dabei handelte es sich vermutlich um eine der modernen Doppelpedalharfen, deren Erfindung 1782 in Paris erfolgt war. Die erstaunliche Höhe des Preises war in diesem Falle gewiß teils durch die Neuheit, teils durch die erheblichen Transportkosten für das empfindliche, weitgereiste Instrument bedingt. Hohe Transportkosten schlugen zweifellos auch zu Buche bei der Festsetzung der Preise für alle Tasteninstrumente, die aus fremden Städten zur Messe nach Braunschweig gebracht wurden, zumal für die sperrigen Cembali und Hammerklaviere in Flügelform. Sie mußten sorgfältig verpackt und auf den Frachtwagen aufwendig verstaut werden, um bei ihrer großen Empfindlichkeit gegen Stoß und Witterungsuibilden Wegstrecken von z. T. mehreren hundert Kilometern auf ungepflasterten Landstraßen und ungefederten Fahrzeugen unbeschädigt überstehen zu können. Unter diesem Gesichtswinkel erscheint es uns ganz erstaun-

lich, daß überhaupt Tasteninstrumente aus Berlin, Dresden, Gera, Halle, Hamburg, Leipzig, Wien und gar aus England in nicht geringer Zahl nach Braunschweig gelangten und daß umgekehrt der heimische Klaviermacher C. Lemme seine Instrumente bis nach Rußland und gar über See nach Batavia verschickte. An solchen Risiken gemessen, waren die Preise für weitgereiste Tasteninstrumente um die Jahrhundertwende gewiß nicht überhöht.

Aber freilich wollten die Taler für die Anschaffung eines neuen oder auch nur eines gebrauchten Instrumentes durch den Berufsmusiker wie durch den Musikfreund erst einmal verdient sein, und das war gewiß nicht immer leicht, zumal wenn der Käufer von einem schmalen Einkommen eine kinderreiche Familie ernähren mußte. So bezog z. B. der braunschweigische Kammermusikus L. W. A. Mattern nach Ausweis einer im Braunschweigischen Landesmuseum aufbewahrten Quittung von ihm über den Empfang seines Vierteljahresgehalts von $37\frac{1}{2}$ Talern, ausgestellt am 29. April 1790, damals nur ein Jahresgehalt von 150 Talern, und mehr wird auch der Kammermusikus Chr. Fr. Neß nicht gehabt haben, der 1791 bei seinem Tode eine Frau und 6 Kinder hinterlassen hatte ⁴¹⁾. Als das Fürstliche Orchester am 22. April 1791 ein Konzert zum Besten der Familie Neß gab, erbrachte es einen Reingewinn von 270 Talern, also beinahe soviel wie zwei Jahresgehälter des Verstorbenen ⁴²⁾. Auch die Braunschweiger Organisten jener Zeit waren wohl kaum auf Rosen gebettet, ausgenommen vielleicht C. Lemme, der sich durch den Klavierbau bedeutende Nebeneinnahmen verschaffte. Es lag also nahe, daß der Organist G. Wiedebein sich durch den Zwischenhandel mit Instrumenten zusätzlich Geld zu verdienen suchte und der Organist J. C. Ganders als Klavierstimmer. Dieser verlangte, wie er am 2. November 1805 in den ‚Br. Anzeigen‘ bekannt gab, für viermaliges Stimmen eines Pianofortes oder eines Klaviers im Monat 12 Gutegroschen (Gr.), also einen halben Taler, und im Quartal 1 Tlr. 12 Ggr. ⁴³⁾. Der Organist Meyer kündigte 1797 *„Privatunterricht auf dem Klavier“* an, ließ aber leider nichts über den Preis des Unterrichts verlauten, so daß sich nicht feststellen läßt, wieviel Nebeneinnahmen man sich damals durch Musikunterricht verschaffen konnte ⁴⁴⁾. Weitere Möglichkeiten zum Nebenverdienst ergaben sich für die heimischen Berufsmusiker, und zwar sowohl für die Kammermusiker und Organisten wie für die freiberuflich tätigen Stadtmusikanten durch die Mitwirkung an den Veranstaltungen der 1777 in Braunschweig von Dilettanten gegründeten ‚Musikalischen Gesellschaft‘. Als Honorar bekamen die mitwirkenden Berufsmusiker je Abend 8—10 Ggr. ⁴⁵⁾, also bei durchschnittlich 20 Abonnementskonzerten der Gesellschaft im Winterhalbjahr 160—200 Ggr. oder rund 7—8 Taler. Alle diese und andere Nebeneinnahmen zu einem bescheidenen Diensteinkommen erlabten es den Berufsmusikern aber wohl kaum, bei der Anschaffung von Instrumenten viel Geld auszugeben, und dasselbe galt gewiß auch für einen Teil der Musikfreunde aus anderen Berufsgruppen und Gesellschaftsschichten, wenn sie nicht gerade zu den höheren Hof- und Staatsbeamten, Gutsbesitzern, Ärzten, Advokaten und vermögenden Kaufleuten oder Handwerksmeistern gehörten. Kleinere Behördenangestellte wie z. B. der Schreiber und spätere Registrator J. H. C. Bornhardt mußten sich daher, um ihren musikalischen Bedürfnissen nachgehen zu können, ebenfalls einen Nebenverdienst suchen, Bornhardt, wie schon erwähnt, durch Zwischenhandel mit Instrumenten, Erteilung von Musikunterricht und Veröffentlichung eigener Kompositionen.

Um eine Vorstellung davon zu vermitteln, welche Kaufkraft der Taler im späten 18. Jahrhundert hierzulande hatte, seien einige Vergleichspreise für Zimmermiete, Vieh, Wagen, Möbel und anderen Hausrat, Kleidungsstücke, Nahrungs- und Genußmittel aufgeführt. Am 12. Oktober 1799 suchte der Braunschweiger Instrumentenmacher C. Lemme für „zwei Mann Einquartierung“, wohl Mitarbeiter in seiner Werkstatt, Unterkunft und wollte dafür 2 Tlr. 16 Ggr. monatlich als Miete zahlen ⁴⁶⁾. Ein in bäuerlichem Privatbesitz zu Klein Mahner befindliches Nachlaßinventar des Rüheschen Bauernhofes in Kl. Mahner von 1795 enthält u. a. folgende Taxwerte: ein dreijähriger Hengst 50 Tlr., eine achtjährige Stute 45 Tlr., eine dreijährige Stute 40 Tlr., ein Stutenfohlen 25 Tlr., ein Bulle 16 Tlr., Kühe je 12—14 Tlr., Schafe je 1 Tlr. 18 Ggr. bis 2 Tlr. 12 Ggr., ein Ziegenbock 2 Tlr. 18 Ggr., ein Schwein 2 Tlr., ein großer Ackerwagen mit allem Zubehör 36 Tlr., ein Sattel 4 Tlr., ein Tisch mit Schublade 2 Tlr. 12 Ggr., ein Milchschränk 2 Tlr. 24 Ggr., ein Kleiderschrank 3 Tlr. 18 Ggr., eine Bettstelle 1 Tlr. 12 Ggr., eine Zeugrolle 6 Tlr. 18 Ggr., ein großer Kupferkessel 12 Tlr., ein gläserner Krug 15 Ggr., eine Kaffeemühle 9 Ggr., ein blauer Mannsrock 10 Tlr., ein Mannshut 1 Tlr. 6 Ggr., eine lederne Kniehose 1 Tlr. 28 Ggr., ein Mannshemd 33 Ggr., ein schwarzer Drao de Dames-Frauenrock 5 Tlr., ein seidener Frauenrock 4 Tlr., eine Frauenmütze mit Goldstickerei 3 Tlr. 18 Ggr., eine Schürze von Nesseltuch 1 Tlr. 9 Ggr., eine Schürze von Kattun 33 Ggr., ein drellenes Handtuch 15 Ggr., ein Leichlaken von 30 Ellen 5 Tlr. Bei diesen Beträgen muß aber beachtet werden, daß es sich um gebrauchte Gegenstände handelt und der Neuwert natürlich entsprechend höher anzusetzen war. Tagespreise für neuwertige Waren finden wir dagegen in den ‚Br. Anzeigen‘. Danach kosteten, um hier nur noch Preise für Lebens- und Genußmittel zu nennen, 1767 1 Zentner Bamberger Zwetschen 4 Tlr., 1 Zentner Buchweizengrütze 2½ Tlr., 1 Zentner Hirse 3¼ Tlr., 1769 1 Schock Schöninger Zwiebäcke 4 Ggr., 1 Pfund Gewürzschokolade 1 Tlr. 14 Ggr. und 1 Pund Vanilleschokolade 2 Tlr. 4 Ggr., 1785 1 Pfund Braunschweiger Schlackwurst 10—11 Ggr., 1 Schock Essiggurken 8 Ggr. und 1 Flasche französischen Likörs 16 Ggr., 1788 1 „inmarginirter“ Hering 1 Ggr., 1 Pfund Pumpernickel 4 Ggr., 1 Pfund Champignons 16 Ggr. und 6 Pfund westfälischer Schinken 1 Tlr., 1790 eine gefüllte Torte 16 Ggr., 1805 100 Havanna-Zigarren 200 Ggr., 1 Flasche Kirschextrakt 1 Tlr. und 1 Flasche Punschextrakt 1 Tlr. 4 Ggr. Für ein neues Hammerklavier in Tafelform von Lemme mußte man also soviel Geld zahlen wie für 2—3 junge Stuten oder 6—9 Kühe oder 40—55 Schweine oder 8—11 tuchene Mannsröcke oder 80—110 Pfund westfälischen Schinkens, von Lemmes Patent-Pianofortes in Flügelform ganz zu schweigen, für die ein noch wesentlich höherer Preis zu entrichten war.

Mit den Ausgaben für die Anschaffung eines Instrumentes war es aber noch nicht getan, wenn man Instrumentalmusik betreiben wollte. Der Spieler eines Saiteninstrumentes brauchte von Zeit zu Zeit neue Saiten, die, wenn es „*ächte romanische*“ sein sollten, auch nicht billig waren. 1794 kostete im Musikalischen Magazin auf der Höhe ein „Stock“ von 30 „Quinten“ je nach Qualität 16 Ggr. bis 1 Tlr. 8 Ggr., das Dutzend umspinnener G-Saiten für die Violine 1 Tlr. 4 Ggr., das Dutzend G- und C-Saiten für das Violoncello umspinnen 1 Tlr. 8 Ggr. ⁴⁷⁾. Ferner brauchten die Instrumentenspieler Noten, die von auswärtigen Musikverlagen zu den Messen nach Braunschweig kamen oder von einheimischen Verlagen herausgebracht wurden. Sie kosteten im ausgehenden 18. Jahrhundert zwischen 4 Ggr. und mehreren Talern je nach Umfang, so z. B. 1791 der Klavier-

auszug zu Dittersdorfs Singspiel „Doktor und Apotheker“ 3 Tlr. 12 Ggr.⁴⁸⁾, 1793 18 Sonaten für Klavier von C. Ph. E. Bach, erschienen 1760 in 3 Heften, 2 Tlr. (herabgesetzter Preis⁴⁹⁾), 1794 der Klavierauszug der Ouverture zu Mozarts „Zauberflöte“ 7 Ggr. und 6 Anglisen für Klavier von Pleyel 4 Ggr.⁵⁰⁾, 1798 ein Streichquartett von Haydn 16 Ggr. und 9 Trios für 2 Violinen und Cello von Pleyel in 2 Heften je Heft 1 Tlr. 12 Ggr.⁵¹⁾, 1799 Mozarts Kollektion für das Fortepiano in 15 Heften 10 Tlr. (Abonnementspreis) bzw. 20 Tlr. (Ladenpreis)⁵²⁾, 1802 eine Klaviersonate von Haydn 16 Ggr.⁵³⁾, 1805 das „Magazin für die Harfe“ je Heft 1 Tlr. und 6 Petis Duos für 2 Violinen von Pleyel in 2 Heften je 16 Ggr.⁵⁴⁾.

Zu den Ausgaben für Instrumente und Noten kamen für Berufsmusiker und Musikfreunde schließlich noch die Kosten der Eintrittskarten zu Konzerten, die sie als Zuhörer und nicht als Mitwirkende besuchen wollten. Soweit bei Konzertankündigungen in den ‚Br. Anzeigen‘ Eintrittspreise genannt waren, betrugen sie von 1769 bis 1820, die Konzerte der Musikalischen Gesellschaft ungerechnet, zwölfmal 8 Ggr., 39mal 12 Ggr., 9mal 16 Ggr. und 5mal 1 Tlr. oder mehr. Der durchschnittliche Preis von 12 Ggr. war also noch höher als der eines Pfundes Schlackwurst im Jahre 1785.

Nimmt man alles in allem, so war die Teilnahme am Musikleben im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert weder für Berufsmusiker noch für dilettierende Musikfreunde eine billige Sache, gemessen an dem für heutige Verhältnisse recht niedrigen Durchschnittseinkommen. Wenn trotzdem so erstaunlich viele Musikinstrumente aller Gattungen und Preislagen hergestellt und verkauft werden konnten — bei dem Braunschweiger Klaviermacher B. Fritze waren es allein über 500, bei dem Braunschweiger Klaviermacher C. Lemme sogar weit über 800 —, dann beweist das den hohen Grad der Bereitschaft weiter Kreise der heimischen Bevölkerung, unter Hintansetzung materieller Bedürfnisse einen unverhältnismäßig großen Teil des Sozialprodukts für kulturelle Dinge zu verwenden.

¹⁾ Braunschweigische Heimat 48. Jahrg., 1962, S. 46 ff., 89 ff. u. 110 ff.; 49. Jahrg., 1963, S. 9 ff., 42 ff., 83 ff. u. 109 ff.; 50. Jahrg. 1964, S. 9 ff. u. 53 ff. — ²⁾ Braunschweigische Anzeigen 1766, Sp. 38. — ³⁾ Br. A. 1797, Sp. 185 f. — ⁴⁾ Br. A. 1808, Sp. 2339. — ⁵⁾ Br. A. 1812, Sp. 2838. — ⁶⁾ Br. A. 1804, Sp. 1921. — ⁷⁾ Br. A. 1808, Sp. 349. — ⁸⁾ Br. A. 1763, Sp. 77. — ⁹⁾ Br. A. 1788, Sp. 91. — ¹⁰⁾ Br. A. 1790, Sp. 139. — ¹¹⁾ Br. A. 1791, Sp. 1179. — ¹²⁾ Br. A. 1792, Sp. 177. — ¹³⁾ Br. A. 1798, Sp. 1358. — ¹⁴⁾ Br. A. 1804, Sp. 316. — ¹⁵⁾ Br. A. 1804, Sp. 1921. — ¹⁶⁾ Br. A. 1808, Sp. 2410. — ¹⁷⁾ Br. A. 1818, Sp. 581. — ¹⁸⁾ Br. A. 1796, Sp. 1267. — ¹⁹⁾ Br. A. 1815, Sp. 1461. — ²⁰⁾ Br. A. 1815, Sp. 2316. — ²¹⁾ Br. A. 1802, Sp. 1452. — ²²⁾ Br. A. 1815, Sp. 880 f. — ²³⁾ Br. A. 1815, Sp. 2648. — ²⁴⁾ Br. A. 1804, Sp. 183; 1806, Sp. 2025; 1809, Sp. 2357. — ²⁵⁾ Br. A. 1759, Sp. 490. — ²⁶⁾ Br. A. 1790, Sp. 358. — ²⁷⁾ Br. A. 1779, Sp. 83. — ²⁸⁾ Br. A. 1770, Sp. 310. — ²⁹⁾ wie Anm. 1; hier 1962, S. 93 f. — ³⁰⁾ Br. A. 1790, Sp. 139. — ³¹⁾ Br. A. 1796, Sp. 95 f. — ³²⁾ Br. A. 1794, Sp. 751. — ³³⁾ Br. A. 1787, Sp. 1203. — ³⁴⁾ Br. A. 1812, Sp. 2838. — ³⁵⁾ Br. A. 1796, Sp. 1924. — ³⁶⁾ Br. A. 1799, Sp. 1997. — ³⁷⁾ Br. A. 1794, Sp. 1297. — ³⁸⁾ Br. A. 1794, Sp. 1331. — ³⁹⁾ Br. A. 1802, Sp. 869. — ⁴⁰⁾ Br. A. 1800, Sp. 86. — ⁴¹⁾ Br. A. 1791, Sp. 613. — ⁴²⁾ Br. A. 1791, Sp. 632 u. 686. — ⁴³⁾ Br. A. 1805, Sp. 2581. — ⁴⁴⁾ Br. A. 1797, Sp. 2008. — ⁴⁵⁾ H. Mollenhauer, Aus den Anfängen der Musikalischen Gesellschaft in Braunschweig (in: Festschrift Zehn Jahre Braunschweigische Musikgesellschaft. Braunschweig o. J. [1949]; hier S. 10). — ⁴⁶⁾ Br. A. 1799, Sp. 2009. — ⁴⁷⁾ Br. A. 1794, Sp. 100 f. — ⁴⁸⁾ Br. A. 1791, Sp. 1883. — ⁴⁹⁾ Br. A. 1793, Sp. 1265. — ⁵⁰⁾ Br. A. 1794, Sp. 723. — ⁵¹⁾ Br. A. 1798, Sp. 1723. — ⁵²⁾ Br. A. 1799, Sp. 171 f. — ⁵³⁾ Br. A. 1802, Sp. 245. — ⁵⁴⁾ Br. A. 1805, Sp. 298 u. 1900.

Windmüllermeister Erich Röhl *zum 80. Geburtstage*

Von Joseph Daum

Zu den bekanntesten Persönlichkeiten für Elmwanderer und Freunde ländlicher Baudenkmäler und deren Besitzer gehört zweifellos der im Ortsteil Abbenrode der Gemeinde Cremlingen ansässige Müllermeister Erich Röhl, der am 19. Oktober 1978 in geistiger und körperlicher Frische sein 80. Lebensjahr vollendet.

Der am Elmland aufgewachsene Erich Röhl, dessen Vater bereits seit 1891 die aus Helmstedt stammende Bockwindmühle betreute, hat ein arbeitsreiches Leben hinter sich. Für jeden Besucher ist es so gut wie selbstverständlich, Erich Röhl auch heute noch als hochbetagten 80jährigen täglich in seiner alten Mühle bei der Herstellung von Futterschrot emsig schaffen zu sehen.

Dieser Tatsache und der großen Fürsorge um seine ererbte Arbeitsstätte ist es zu verdanken, daß uns — neben der in den letzten Jahren von einem dörflichen Freundeskreis beispielhaft renovierten Segel/Bockmühle Alfred Westes in Detum —, die Mühle in Abbenrode bis auf den heutigen Tag als die letzte im braunschweigischen Raum noch windgängige Bockmühle dieser Art und Ausstattung erhalten geblieben ist.

Dutzende von Schulklassen, mit dem Autobus selbst von weit her anreisende Besuchergruppen und zahllose Einzelgäste auch aus dem Auslande geben sich an der Abbenroder Mühle ein Stelldichein und erleben hier unter der meist humorvollen, sach- und fachkundigen Führung Erich Röhl's eine nahezu betriebsfähige Bockmühle, und das ohne jeden Schein musealen Charakters.

Erich Röhl, der Fachleute wie Laien, junge wie ältere Besucher und selbst Mitglieder von Aufnahmeteam's des Fernsehens immer richtig anzusprechen versteht, ist jederzeit glücklich darüber, seine Mühle — wenn auch gelegentlich mit größeren finanziellen Opfern —, vor dem Verfall bewahrt zu haben, und eine ständig wachsende Zahl von interessierten Gästen dankt ihm an jedem Tage für seine Mühen und die von allen Besuchern stets anerkannte Gastfreundschaft.

Erich Röhl hat sein Handwerk im väterlichen Betrieb von der Pike auf erlernt und es — trotz des Aufkommens mehrerer Großmühlen im Braunschweiger Bereich und des selbständigen Schrotens vieler bäuerlicher Großbetriebe seiner Nachbarschaft —, gemeinsam mit seinem schon 1931 verstorbenen Vater erreicht, die alte Mühle gegen alle Gefahren der wechselvollen Zeitläufe als sichere Erwerbsgrundlage zu halten. — Daneben opferte der Müllermeister seine Lebenserfahrung und Verantwortungsbereitschaft früher jahrelang als Bürgermeister dem Wohle seiner Gemeinde, so daß ihm für seinen Spaß am Motorradfahren nur noch wenig Zeit verfügbar blieb.

Zu allem hat wesentlich die Mithilfe seiner nimmermüden, vom Rande des nahen Dorm stammenden Gattin Hertha Röhl beigetragen, die sich jahrzehntelang vor allem der zeitraubenden Büroarbeit und auch der Betreuung von gelegentlich bis zu vier im Betriebe beschäftigten Müllergesellen mit besonderer Hingabe gewidmet hat. Dem aufmerksamen Besucher wird es nicht entgehen zu beobachten, wie sehr die alten Müllersleute mit ihrer großen Aufmerksamkeit, Achtung und gegenseitigen Hilfsbereitschaft für manche Zeitgenossen als besonderes Vorbild gelten dürfen.

Deswegen sei unsere Gratulation für Erich Röhl, dessen Arbeit wir an anderer Stelle in einem ausführlichen Beitrag würdigen werden, heute besonders herzlich. Wir wünschen dem Jubilar an der Seite seiner treuen Gattin weiterhin viel Glück, beiden gute Gesundheit und nicht zuletzt noch recht lange Jahre Freude und Kraft zu täglichem Schaffen, damit unter Erich Röhl's Pflege die seit 1944 als Baudenkmal geschützte Bockwindmühle in stets gutem Zustand und als seltenes Beispiel für die wohl älteste Maschine der Menschheit auch unseren Kindern immer erhalten bleibt.

Zwischen Kammrad und Grundkreuz

Von der Arbeit des Windmüllermeisters Erich Röhl in Abbenrode

Von Heinz Eichhorn

Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz hat sich seit Jahrzehnten immer wieder für die Erhaltung und Pflege der letzten Windmühlen unseres Gebietes eingesetzt. Auch in mehreren Beiträgen der Braunschweigischen Heimat wurde an diese Pflicht stets von neuem erinnert. Inzwischen sind trotz aller Mahnungen die meisten der alten Mühlen verfallen. Es ist jedoch erfreulich zu sehen, daß in letzter Zeit zumindest das Äußere einiger Mühlen wieder instand gesetzt wurde, wie in Dettum, Dibbesdorf, Hedeper, Wendeburg oder Wendhausen. Es wurde sogar geplant, die Reste der Remlinger Mühle zu sichern und am Rande des Riddagshäuser Naturschutzgebietes, an der Lünishöhe, renoviert wieder aufzubauen. — Allein die Bockwindmühle in Cremlingen/Abbenrode ist uns dank der Mühen ihres Besitzers und Betreuers, des nun 80jährigen Müllermeisters Erich Röhl, nicht nur erhalten geblieben, sondern als letzte Mühle im Braunschweiger Land noch mit Windkraft täglich in Betrieb. Wegen des lebhaften Interesses, das Besucher aus nah und fern ständig für die Arbeit in der alten Bockmühle zeigen, berichten wir heute über das Schaffen Erich Röhl's in seiner Mühle am Elmrande.



Das von den Bauern und Landleuten angelieferte Korn lagert zunächst in dem geschützten Verschlag unterhalb des Mehlbodens, zwischen den Stützstreben und dem Fuße des Hausbaumes. Nur gelegentlich werden die Säcke auch sogleich mit der einfachen Seilwinde auf einen der Mühlenböden gezogen. All das hängt von der Arbeitssituation und dem verfügbaren Freiraum ab, der in den Bockmühlen stets gut überlegt genutzt werden muß. (Bei den großräumigeren Holländermühlen sind diese Fragen weniger bedeutsam.)

Erstaunlich geschickt bewegt Erich Röhl auch heute noch mit oder ohne Stichkarre die schweren Korn- und Schrotsäcke in seiner Mühle. Jeder Handgriff, jede Bewegung ist vollkommen und könnte gewiß auch im Schlafe erledigt werden. Der Laie spürt, daß sich hinter dieser gleichsam spielend besorgten Arbeit eine lange, in sieben Jahrzehnten gesammelte Berufserfahrung verbirgt. Ohne diese Geschicklichkeit wäre es dem 80jährigen nicht vergönnt, heute noch täglich oft mehrere Stunden seinem Handwerk nachzugehen.

In der Dielenfläche des Unterbodens entdeckt der Besucher ein kleines, rechteckiges Einsatzstück, das vom Müller mit geübtem Griff herausgehoben wird. Durch diese Öffnung gleitet schon Sekunden später der zentnerschwere Inhalt der Kornsäcke. Das Getreide rutscht sofort in den langen, schmalen Kasten des

mit Windkraft betriebenen Elevators, eines sinnvollen Hebewerks mit einer Art endlosem Gurt und Bechern, die das Korn auf den Oberboden und dort in die großen Trichter über dem Mahl- und dem Schrotgang befördern.

Vom Mahlen und Schroten

Der Müller macht hier auf das untere Ende des rasch rotierenden, langen Mühleisens aufmerksam, das den großen Läuferstein antreibt. Bei genauem Hinsehen bemerkt der Besucher am Eisen eine nockenähnliche Verdickung. Dieser Wulst sorgt dafür, daß der Schuh, die Einlaufvorrichtung für das Korn über dem Mahl- oder Schrotgang, in eine ständige Rüttelbewegung versetzt wird und sich das nachrutschende Getreide nie zu stauen anfängt. Die Körner rieseln vielmehr in richtiger Dosierung gleichmäßig durch das Auge, die kleine Öffnung im Mittelpunkt des Läufers, und gelangen so zwischen die Mahlflächen des schweren Steinpaars.

Der stets härtere Oberstein oder Läufer wird mittels eines Regulierungsgerätes unter der senkrechten Antriebswelle angehoben oder auch dichter auf den fest montierten, weniger harten Unterstein herabgelassen. So kann der Läufer mühelos mit einer einfachen Mechanik, die durch den Mittelpunkt des Untersteines geführt wurde, in die gewünschte Arbeitslage gebracht werden. — Ein enger Steinabstand mahlt das Korn feiner; schiebt der Müller den Läufer jedoch in die Höhe, wird das Getreide nur grob gemahlen.

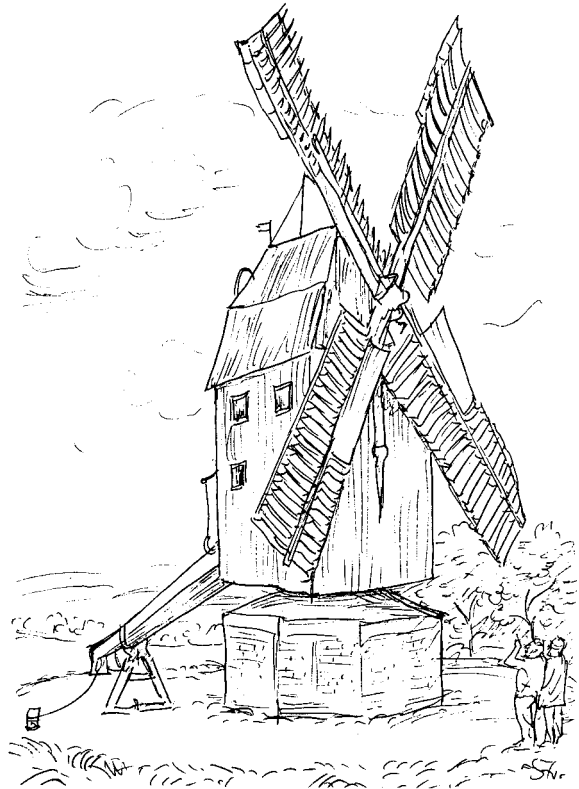
Selbstverständlich hängt diese Einstellung auch von der jeweils verfügbaren Windkraft und damit von der Umdrehungsgeschwindigkeit des Obersteins ab, der ohnehin durch seine Koppelung mit dem Fliehkraftregulator auch selbsttätig in die günstigste Arbeitsposition eingeschwenkt werden kann. — In Abbenrode rotiert der Läufer in den meisten Fällen mit einer Höhendifferenz von zwei Millimetern über dem Unterstein. Hierbei schleifen die Steine — der Läufer dreht sich etwa einhundert Mal in der Minute —, zuweilen kurzzeitig und hart knirschend aufeinander, so daß innerhalb der Büten ein hell sprühender Funkenwirbel entsteht.

In der Abbenroder Mühle hatte schon Vater Heinrich Röhl für die (seit Jahren allerdings nicht mehr mögliche) Mehlerstellung besonders scharfe Natursteine angeschafft, kurz „Franzosen“ genannt. Die Steine sind überaus harte Süßwasserquarze und stammen aus den französischen Brüchen von La Ferté sous Jouarre. Nicht unberechtigt genießen die französischen Mühlsteine den Ruf, die besten der Erde zu sein.

Für die Schrotherstellung dagegen werden aus dem nahen Hildesheim gelieferte Kunststeine verwandt, die während der dreißiger Jahre in manchen Mühlen bereits mit einer festen Schmirgeloberfläche belegt waren. Die Schmirgelscheiben konnten zum Auswechseln rasch und ohne große Schwierigkeiten herausgenommen werden.

Es ist überraschend, mit welcher Geschwindigkeit die in den Schrotgang gerutschten Getreidekörner durch das große Gewicht des Läufers, die schnelle Drehbewegung und die feinen Rillen zerquetscht werden. Im Nu wird das Mahlgut als Folge der Zentrifugalkraft aus den Steinfurchen über die Außenkanten des Schrot-

Abb. 1
Die Abbenroder Bockwindmühle
Federzeichnung: E. Straßner



ganges in die Absackvorrichtung des Mehlbodens geschleudert. — Bei der Schrot-herstellung durchläuft das Mahlgut die Mühle nur einmal.

Schwieriger und langwieriger war jedoch die Mehlerstellung, da hierbei das Mahlgut vor neunzig Jahren noch in den Trieur gelangte. Dieses einfache Sieb-gerät auf dem dritten Mühlenboden hielt störende Steine, Schmutz und vor allem den Unkrautsamen zurück. Nach dem Mahlvorgang rutschte das zerkleinerte Getreide in die Beutelkiste, einen in der Waagerechten drehbaren Sechskant-zylinder, dessen Mantelflächen nebeneinander mit feiner und groberer Seidengaze bespannt waren. Hier wurde das Mahlgut von der Kleie — den zerkleinerten Hüllen und Außenschichten des Kornes — getrennt, in Grieß, Dunst und Mehl sortiert und das grobere Produkt darauf bis zu 16mal erneut in der schon be-schriebenen Weise durch den Mahlgang geschickt. Infolgedessen hat die Mehlerstellung dem Müller stets mehr Zeit und auch besondere Aufmerksamkeit abverlangt.

Schärfen der Steine

Es leuchtet ein, daß die Vertiefungen in den Mahlflächen der Mühlsteine durch die ständige Reibung stumpf werden. Sie zeigen dann eine zu geringe Tiefe, zu knappe Profil. Deswegen müssen die Steine regelmäßig alle zwei Jahre von Hand geschärft werden.

Das schwierige Nachschärfen der Steine kostet den Müller und seinen Gesellen stets mehrere Tage zumeist harter und unangenehmer Sonntags- und Nachtarbeit. Unter großer Anstrengung werden die Steine mit dem Steinkran behutsam aus der hölzernen Bütte emporgehoben, der Oberstein auch gedreht und danach Mehlrinnen und -furchen mit dem großen Kraushammer und der aus Silberstahl gefertigten Messerpicke kunstvoll und exakt auf drei Millimeter vertieft. Das Schärfen erfordert ein gutes Auge, eine sichere Hand und lange Erfahrung für das richtige Aufteilen der großen Steinflächen. — Die vielen dunklen Narben an den Händen des Müllers erinnern an die Verletzungen, die er sich im Laufe von Jahrzehnten beim Schärfen der Steine durch das Abspringen der hartkantigen Splitter immer wieder zugezogen hat.



Abb. 2 Der 79jährige
Müllermeister Erich Röhl
Federzeichnung: E. Straßner

Erich Röhl erzählt, daß sich die Stärke der Steine durch normale Abnutzung und das regelmäßige Schärfen im Laufe der Jahre von sechzig Zentimetern auf ganze dreißig Zentimeter verringert. Dann ist besonders der Oberstein nicht mehr brauchbar, hat ein zu geringes Gewicht, er greift nicht mehr und steigt während des Mahlens und Schrotens in die Höhe.

Steine dieser Art müssen durch neue, vor allem schwerere Läufer ausgewechselt werden. An der Nordseite der Abbenroder Mühle sind einige jener unbrauchbaren Steine noch zu erkennen. Sie wurden zur Wegepflasterung verwandt und lassen den Besucher ahnen, mit welcher Anstrengung diese Steinbrocken früher ohne größere technische

Hilfsmittel herangeschafft, umständlich auf den zweiten Boden der Mühle gehievt und immer wieder beim Schärfen bearbeitet werden mußten.

Interessierte Gäste erfahren, daß elektrisch angetriebene Mühlsteine auch heute in den mit modernsten Maschinen ausgestatteten Nahrungsmittelfabriken bevorzugt eingesetzt werden. Das Schälen der zuvor nach ihrer Größe sortierten Getreidekörner, etwa für die Haferflockenherstellung, erfolgt zwischen schweren Mühlsteinen, deren Abstand allerdings auf Millimeterbruchteile genau eingestellt worden ist.

Meteorologe aus Erfahrung

Außer ihrem großen Geschick im rein Handwerklichen hatten sich besonders die Windmüller noch auf einem anderen Gebiet ein überall anerkanntes Fachwissen erworben. Eine gute Beobachtungsgabe für Auffälligkeiten bei Tieren

und Pflanzen, die Erfahrung beim richtigen Auswerten von Fernsicht, Windrichtung, Wolkenformen, Luftfeuchtigkeit und Temperaturschwankungen halfen den Windmüllern schon in alter Zeit — wenn auch nur für ihren begrenzten Regionalbereich — zu einer erstaunlich sicheren Wettervoraussage, die auch den Bauern für die Feldarbeit immer wieder zugute kam.

Die richtige Einschätzung von Wind und Wetter war für die Müller in dieser Zeit besonders wichtig, da beim Aufkommen von Sturmböen die frühere Segelbespannung der Flügel in kürzester Zeit abgeknöpft und eingeholt werden mußte.

Außerdem hatten die Windmüller sehr schnell zu reagieren, wenn der Wind überraschend umschlug. Dann drehten sich die Flügel unerwartet in die Gegenrichtung, und bei versäumter oder zu später Sicherung entstanden große Schäden an den Flügeln, am Kammrade, am Übersetzungsmechanismus und auch an den Mahlgängen. Nach solchen Zerstörungen war die Mühle wegen der schwierigen Reparaturarbeiten oft für längere Zeit nicht betriebsfähig.

Daneben brachten aber auch ausgedehnte Windflauten den Müllersleuten immer wieder besondere finanzielle Einbußen und nicht geringen Ärger mit ihrer auf Mehl und Schrot wartenden Kundschaft. Deswegen mußte schon in den frühen Morgenstunden und zuweilen bis in die Nacht hinein die Windkraft ständig ausgenutzt werden. Nicht ohne Grund war für den Gesellen in der Mühle eine bescheidene Schlafstatt eingerichtet. Auch bei klirrender Winterkälte, die früher die Quecksilbersäule an den Elmhängen nicht selten unter — 25 Grad absinken ließ, sorgt ein kleiner rotglühender „Kanonenofen“ dafür, daß der Aufenthalt hinter den losen Bretterwänden der alten Mühle halbwegs erträglich war und auch nur schwach aufkommender Wind sogleich für den Antrieb verwendet werden konnte.

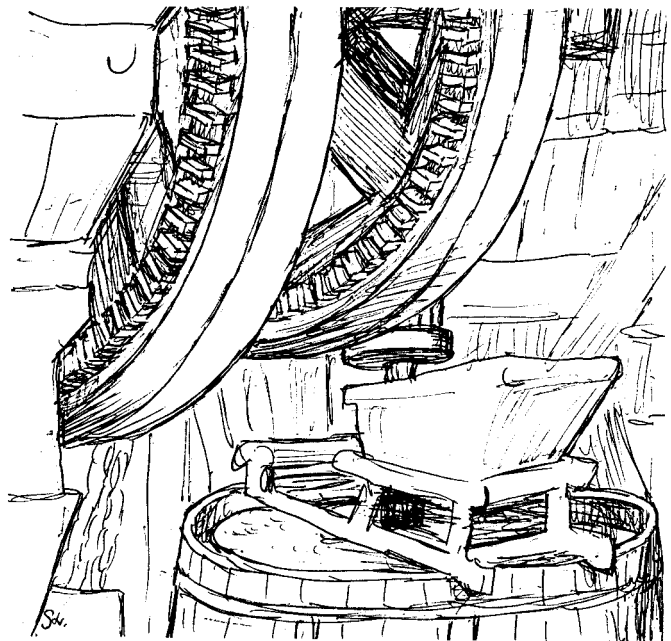


Abb. 3 Die Abbenroder Bockwindmühle. Blick auf Teile des Kammrades, der Spindel und der Einlaufvorrichtung des Schrotganges
Federzeichnung: E. Straßner

Figure 1. Schematic representation of the experimental design. The subjects were divided into two groups: the control group (CG) and the experimental group (EG). The CG was divided into two subgroups: the control group (CG) and the control group (CG). The EG was divided into two subgroups: the experimental group (EG) and the experimental group (EG). The subjects were divided into two groups: the control group (CG) and the experimental group (EG). The CG was divided into two subgroups: the control group (CG) and the control group (CG). The EG was divided into two subgroups: the experimental group (EG) and the experimental group (EG).

Von J ö r g W e b e r

Die an der „Mitteldeutschen Schürf- und Erdöl-Bohrgesellschaft“ Beteiligten waren jetzt interessiert, das Nutzungsrecht an der Quelle zu erlangen, um diese zu einem Solbad auszubauen. Dazu mußte aber erst einmal ein Gutachten über die Beschaffenheit der Quelle erstellt werden. Dieses erste Gutachten stammte vom 21. Dezember 1903. Danach enthielt die Quelle in 1000 Gramm Wasser:

Chlornatrium	32,91600 Gramm
Chlorkalium	0,05707 Gramm
Chlorlithium	0,00179 Gramm
Chlorammonium	0,01754 Gramm
Bromnatrium	0,00328 Gramm
Jodnatrium	0,00162 Gramm
Kohlensaur. Kalk	0,11221 Gramm
Kohlensaur. Magnesium	0,00832 Gramm
Kohlensaur. Eisenoxydul	0,00669 Gramm
Kohlensaur. Manganoxydul	0,00036 Gramm
Phosphorsaur. Kalk	0,00051 Gramm
Schwefelsaur. Kalk	0,72225 Gramm
Schwefelsaur. Strontium	0,00152 Gramm
Schwefelsaur. Magnesium	0,50831 Gramm
Schwefelsaur. Baryum	0,00065 Gramm
Thonerde	0,00560 Gramm
Kieselsäure	0,00324 Gramm
Summe der mineralisch festen Bestandteile:	34,36696 Gramm

Die Temperatur der Quelle betrug nach dem Gutachten 34 Grad Celsius in 410 Meter Tiefe und 25,8 Grad Celsius am Ausfluß. Die Bakteriologische Untersuchung verlief negativ, so daß sich die Quelle als steril erwies und somit als Trinkquelle

geeignet war. In dem Gutachten hieß es weiter, daß die Cremlinger Quelle mit ihrem Gehalt an Kochsalz sogar einige bekannte Quellen überträfe, wie die Quellen in Baden-Baden, Wiesbaden oder Nauheim. Da die stündliche Wassermenge 7600 Liter betrage, könnten pro Tag etwa 600 Bäder zu je 30 Litern gegeben werden.

Das Wasser komme aus einem „in den Mergeln der oberen Kreide eingeschlossenen Wasserhorizont“. Nach dem Prinzip des artesischen Brunnens wird so das Wasser nach oben gedrückt. Das Ausmaß dieses Wasserhorizontes ist nicht bekannt, aber nach dem Gutachten wurde eine weitere Bohrung in 2,5 Kilometer Entfernung durchgeführt, die wahrscheinlich auch salzhaltiges Wasser zu Tage brachte.

Das Ungewöhnliche an der Quelle war (und ist auch noch) die hohe Temperatur des Wassers. Eigentlich dürfte in 410 Meter Tiefe nur eine Temperatur von 23 Grad Celsius herrschen. Die Temperatur von 34 Grad Celsius wird damit begründet, daß aus noch größerer Tiefe durch Risse und Spalten heißeres Wasser aufsteige. Also ergab sich aus diesem Gutachten heraus, daß sich die Quelle als Solbad und als Trinkquelle eignen würde.

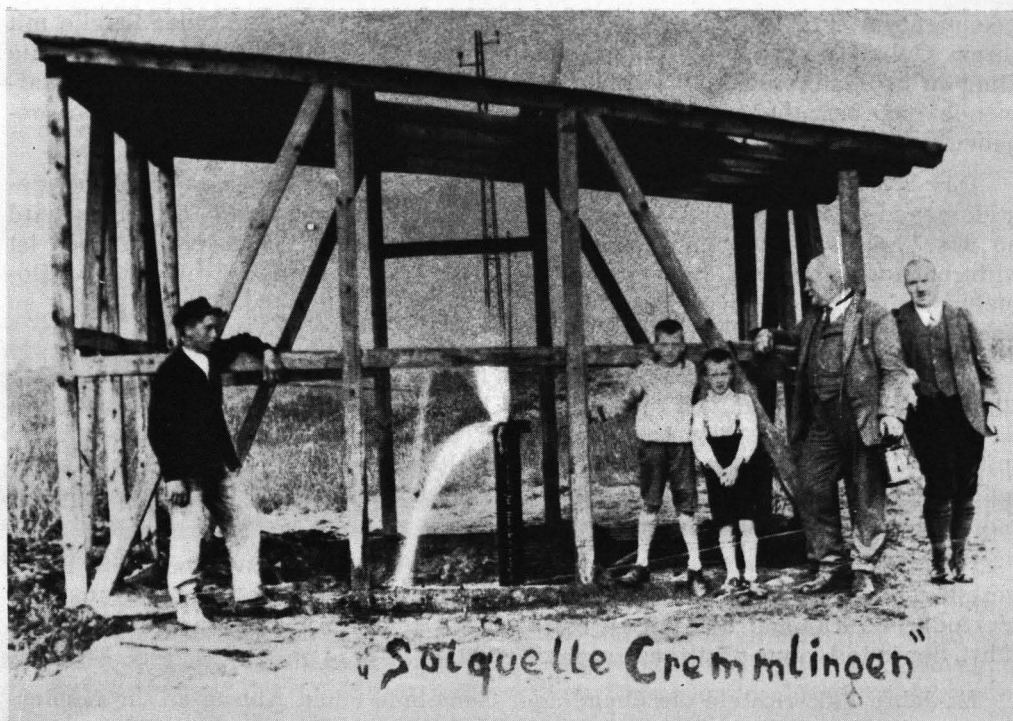
Nach diesem Gutachten wurde ein reger Briefwechsel zwischen der Bohrgesellschaft, dem Herzogl. Braunschw.-Lüneburgischen Staatsministerium, der Herzoglichen Kammer und der Direktion der Bergwerke als Sachbearbeiterin geführt, der jedoch ohne positives Ergebnis endete.

Im Jahre 1906 richtete die Cremlinger Gemeinde einen Antrag an die Landesversammlung, um die Quelle nutzen zu dürfen. Aber wieder ohne Erfolg, denn man berief sich auf das Salzgesetz von 1894 und wollte auch nicht die Konzession für die von der Gemeinde über ein Gebiet von 4 Kilometern beantragte Nutzung erteilen, weil man Bedenken hatte, daß die Quelle nicht rentabel sei. Es wurde noch darauf hingewiesen, daß im kleinen Betrieb keine Konzession nötig sein, solange keine Krankenanstalt damit verbunden werde. Auch dürften die Abwässer nicht in die Flüsse geleitet werden, solange sie ungeklärt seien, weil die Oker und die Schunter schon mit Kalisalzen überlastet seien.

Trotz dieser Absage wurde auch weiterhin versucht, eine Konzession zu erlangen. Man untersuchte das Wasser auf Radioaktivität, um zu beweisen, daß es eine Heilwirkung besitze. Als nächstes folgten einige Jahre Verhandlungen mit Geldgebern, die jedoch an den hohen Geldforderungen des Staates scheiterten. So wurde eine einmalige Gebühr von 25000 Mark und außerdem noch eine jährliche Anerkennungsgebühr verlangt. Nun untersuchte man das Wasser noch auf seinen Radiumgehalt. Über das Ergebnis dieser Untersuchung ist nichts bekannt.

1914 wurde der Besitzerin der Quelle vom Herzogl. Bergrevierbeamten aufgegeben, das Bohrloch abzudichten, was zum Versiegen der Quelle geführt hätte. Aber durch den gerade ausbrechenden Krieg verblieb das. Wieder 14 Jahre später beantragte die Gemeinde Cremlingen, daß die Besitzerin, die Gewerkschaft „Hansagluck“, das Bohrloch beseitigen sollte, weil sich niemand mehr darum kümmere.

Da nichts geschah, wurde wieder versucht, die Quelle zu nutzen. Doch auch diesmal ohne Erfolg, weil man ihr keine Bedeutung als Heilquelle zumaß.



Die Solquelle bei Cremlingen kurz nach ihrer Erbohrung

Original: J. Weber

Zwanzig Jahre später wurde ein letzter Versuch unternommen. Man fertigte Entwürfe für ein Bad an, erstellte Gutachten über die Quelle und bereitete das Dorf durch Ausweisung von Bauland und den Ausbau der Versorgungsnetze und der Straßen für einen zukünftigen Kurort vor.

Wieder traten Schwierigkeiten auf, denn es wurden zwei Besitzer der Quelle festgestellt. Der ursprüngliche Besitzer, die Gewerkschaft „Hansagluck“, existierte nicht mehr, und über den Verkauf gab es keine Unterlagen, so daß diese Gewerkschaft auch weiterhin als Besitzerin galt und für diese ein Treuhänder bestimmt wurde.

Der Landkreis bezweifelte inzwischen die Heilwirkung der Quelle, und das Oberbergamt erklärte sich nicht zuständig, weil der Salzgehalt für die Salzgewinnung zu gering sei und solche Quellen nicht selten seien.

In einem der Gutachten heißt es, daß das Wasser zwar zu Bade- und Inhalationszwecken genutzt werden könne, aber wegen des hohen Kochsalzgehaltes nicht als Trink-Heilquelle. Die Art der Quelle wird als „Natrium-Chlorid-Therme“ bezeichnet.

Trotz aller Bemühungen der Gemeinde, scheiterte das Projekt an den hohen Kosten. 1973 wurde das Grundstück mit der Quelle vom Staat gekauft und zur Grenzbegradigung des Truppenübungsplatzes verwendet. Etwas später wurde auch das Bohrloch eingeebnet, so daß die Solquelle jetzt im Lahegraben zutage kommt.

Für die Zukunft ist von der Gemeinde geplant worden, die Quelle zum Naturdenkmal zu erklären. Dazu müßte das alte Bohrloch wieder geöffnet werden. Aber bis dahin wird wahrscheinlich noch einige Zeit vergehen.

Q u e l l e n

Akte „Salzquelle“ der Gemeinde Cremlingen.

Besitz Cremlingen eine Heilquelle? von Herrn. Dröge (1934).

Cremlingen will Solbad werden. (BZ/Weihnachten 1955).

Landschafts- und Erholungsrahmenplan der Gemeinde Cremlingen (1977).

Neues Naturschutzgebiet „Barnstorfer Salzwiese“ in der Samtgemeinde Schöppenstedt – Im Herbst zeichnet sich das Gebiet durch leuchtend-rote Queller-Teppiche aus –

Von R o l f J ü r g e n s

Nach fast verzweifelten Bemühungen um die Erhaltung und den Schutz der Barnstorfer Salzwiesen wurde durch Verordnung vom 3. November 1976 die „Salzwiese Barnstorf“ zum Naturschutzgebiet erklärt.

Im Jahre 1975 als der Eigentümer des Gebietes drohte, weitere Abschüttung auf die Salzwiesen durchzuführen, hat der Verband Großraum Braunschweig mit erheblichen Mitteln aus Mitteln der Landschaftspflege den im Privatbesitz befindlichen, größten Teil der Barnstorfer Salzwiese gekauft, mit der Verpflichtung dieses bedeutende Gebiet für Zwecke des Naturschutzes vorzubehalten.

Die hier noch sehr groß erhaltenen Flächen erinnern an beweidete Küstenmarschen. Außer den häufigen Arten finden sich hier folgende Pflanzen ein: Erdbeerklee (*Trifolium fragiferum* L.) sowie das Zierliche Tausendgüldenkraut (*Centaureum pulchellum*), die Blaugrüne Binse (*Juncus inflexus* L.). Weiter findet man Dreizack-Arten und den Salz-Hornklee vor. Besonders aber zeichnet sich die Salzwiese mit großen Queller-Beständen, die man auch als große Queller-Teppiche bezeichnen kann, aus. (Brandes D., 1969).

Der besagte Landschaftsteil „Salzwiese Barnstorf“ befindet sich in Barnstorf, Gemeinde Uhrde, Samtgemeinde Schöppenstedt, und ist am 3. November 1976 in das Naturschutzbuch eingetragen und dem Schutz des Naturschutzgesetzes unterstellt worden. Der § 3 der Verordnung besagt, daß im Bereich des Naturschutzgebietes keine Maßnahmen vorgenommen werden dürfen, die geeignet sind, eine Veränderung oder Beeinträchtigung der Natur, insbesondere der Pflanzen- und Tierwelt, der Oberflächengewässer, der Grundwasser- und Nährstoffverhältnisse und der Bodengestalt herbeizuführen.

Im Schutzgebiet ist es verboten, den Wasserhaushalt des Gebietes, vor allem die Quell- und Naßgebiete, zu verändern, Bodenbestandteile zu entnehmen, Gehölze aller Art zu roden, Pflanzen zu beschädigen, bauliche Anlagen zu errich-

ten, Rohr und Drahtleitungen zu errichten, Wege und Straßen anzulegen, Lager oder Zelte aufzuschlagen, Düngemittel und chemische Stoffe anzubringen, Stoffe aller Art, wie Müll usw. oder sonstige Abfälle abzulagern, Werbeeinrichtungen anzubringen, die Wege zu verlassen, das Gebiet mit Fahrzeugen zu befahren usw.

Man sollte nun annehmen, daß durch den rechtskräftigen Naturschutzstatus nun keine Beeinträchtigung mehr für das Gebiet eintreten kann. Dies ist aber keineswegs der Fall! Durch einen zwischen der Naturschutzbehörde und dem Eigentümer vor langer Zeit ausgehandelten Kompromiß plante man im Spätsommer 1977 in direkter Nähe des Naturschutzgebietes auf einer angrenzenden Abraumfläche einen Parkplatz anzulegen. Dies hätte mit großer Wahrscheinlichkeit durch Emission zu einer Beeinträchtigung geführt. Nun, nach einem für alle Seiten tragbaren Kompromiß entstand der vorgesehene Parkplatz an einer anderen dem Naturschutzgebiet nicht schadenden Stelle.

Eine nun neue schwere Beeinträchtigung für das NSG fand Anfang Oktober 1977 statt. Ein Schaufelbagger hatte den quer durch das Naturschutzgebiet verlaufenden Graben tief ausgeräumt. Die tiefe kanalartige Ausräumung des Grabens und die Ablagerung des Aushubs im Seitenraum lassen schädliche Auswirkungen auf den Wasserhaushalt des Naturschutzgebietes befürchten. Durch Unwissenheit und nicht stattgefundene Koordination mit den zuständigen Stellen kam es zu dieser schweren Beeinträchtigung durch den Aushub des Grabens. Die zuständige höhere Naturschutzbehörde wurde von der beabsichtigten Räumung des Grabens nicht verständigt. Bei allen Maßnahmen muß unbedingt vorher mit der höheren Naturschutzbehörde gesprochen und Antrag gestellt werden. Nur so sind die Belange des Naturschutzes zu wahren. Nach mehrmaligen Ortsterminen mit allen Beteiligten traf man sich, um eine Lösung zu finden, Gefahr für die Salzwiesen abzuwenden. Die vor dem Aushub vorhandene Grabensohle muß wieder erreicht werden. Dies soll durch einen Anstau des Grabens erreicht werden. Außerdem wurde eine Versuchsfläche eingerichtet, um etwaige negative Auswirkungen auf die Salzpflanzengesellschaften rechtzeitig zu erkennen, um damit weitere Aktivitäten zur Erhaltung dieses wertvollen Heimatgutes einzuleiten.

Die Salzwiesen Barnstorf und die Salzwiese Seckertrift bei Jerxheim sind zwei Kostbarkeiten besonderer Art und Güte. Es sind nämlich die beiden letzten größeren natürlichen binnenländischen Salzwiesen in Niedersachsen und in der Bundesrepublik. Dieses einzigartige Naturschutzgebiet der Barnstorfer Salzwiese und einzige Naturschutzgebiet in der Samtgemeinde Schöppenstedt muß vor jeglicher Beeinträchtigung bewahrt werden, letztlich auch, um diese Kostbarkeit der Nachwelt zu erhalten. Dies sollte eigentlich eine selbstverständliche Verpflichtung sein.

Literatur: Brandes, D.: Salzpflanzengesellschaften südlich von Braunschweig. In: Braunschw. Heimat Jg. 1969, S. 113—118. — Utz, R.: Umwandlung eines Landschaftsschutzgebietes zu einem Naturschutzgebiet. In: 30 Jahre Naturschutz und Landschaftspflege in Niedersachsen.

Eine Bitte um Mitarbeit

Beim Verband Großraum Braunschweig als Unterer Naturschutzbehörde wurde der „Arbeitskreis Pflanzensoziologie und Zoologie“ gegründet. Ihm gehören die betreffenden Naturschutzbeauftragten sowie Kenner von Flora und Fauna an. Der Arbeitskreis hat die Aufgabe, schützenswerte Gebiete und Naturphänomene im Naturpark Elm-Lappwald zu erfassen und Schutzmaßnahmen vorzubereiten bzw. zu veranlassen. Der Schwerpunkt der Arbeit wird zunächst in der Erfassung aller Feuchtgebiete, Quellfluren und aufgelassenen Steinbrüche liegen, denn gerade diese Biotope weisen sehr interessante und seltene Pflanzen und Tiere auf. Ein erster praktischer Erfolg ist die Einleitung des Verfahrens zur Ausweisung der Schunterquelle als Naturdenkmal.

Alle Natur- und Heimatfreunde sind herzlich zur Mitarbeit aufgerufen: Senden Sie Ihre Meldungen über erhaltenswerte oder bedrohte Wiesen, Waldränder, Feldgebüsche, Tiervorkommen usw. an den Vorsitzenden des Arbeitskreises Dr. Dietmar Brandes, Allerstr. 7, 3300 Braunschweig.

Der Klotz-Berg wurde Naturschutzgebiet

Von Bernd-Uwe Meyer

Am Rande des Landkreises Wolfenbüttel — dicht vor der Grenze zur DDR — befinden sich die beiden kleinen Dörfer Wetzleben und Roklum. Südwestlich von Roklum und etwa 1 km südlich von der Wetzleber Dorfgrenze entfernt befindet sich der reizvolle und markant aufragende Klotz-Berg aus Keupersandstein.

An der Westseite des Berges ist eine steile Steinbruchwand deutlich sichtbar. Ein Fleckchen Heidelandschaft überdeckt fast den gesamten Sandsteinberg; alte Birken und Kiefern haben schon so manchen Besucher „begrüßt“. Im Sommer zieren verschiedene, schön und in mehreren Farben blühende Lilienarten prachtvoll den seltenen Rasen. Die hier vorkommenden Halbtrockenrasen und die anderen seltenen Pflanzen müssen vor dem Aussterben unbedingt geschützt werden. Aus diesem Grunde ist dieser Klotz-Berg durch Verordnung des Verwaltungspräsidenten in Braunschweig als Naturschutzgebiet am 2. Juni 1977 ausgewiesen worden.

Über die Entstehung des Klotz-Berges gibt es eine kurze Sage. Demnach kam einst ein Riese weit von Norden her und wollte in den Harz. Doch in der Heide bekam er viel Sand in seine großen Schuhe. Am Rande des Großen Bruchs angekommen — diese Gegend war früher sehr sumpfig und unwegsam — scheuerte der Sand an seinen Füßen. Mit dem Sand in den Schuhen wäre der Weg durch das Bruchgebiet in den Harz sehr unbequem gewesen. Der Riese zog es also vor, an dieser Stelle den Sand aus seinen Schuhen zu schütten. Dieser Haufen Sand wurde schließlich der jetzt unter Naturschutz gestellte Klotz-Berg.

Wärmeliebende Pflanzen in Schöningen

Von Dietmar Brandes

Im südlichen und östlichen Elmvorland ist das Klima bereits deutlich kontinental getönt: Die Jahresniederschläge nehmen ab (weniger als 600 mm), Sommer- und Wintertemperaturen werden etwas extremer. Infolgedessen konnten zahlreiche wärmeliebende Pflanzen, oft mit östlichem Verbreitungsschwerpunkt, dieses Gebiet erreichen bzw. sich in ihm halten. In Nordwestdeutschland fehlen sie sonst weitgehend oder gar völlig.

Während nun die Flora des Heesebergs und seiner Umgebung hinlänglich bekannt ist, wissen wir über Schöningen nur wenig. Bei einer Exkursion, die der Erfassung schützenswerter Pflanzengesellschaften galt, konnten wir allein in Schöningen (Meßtischblattquadrat 3831/4) mehr als 30 Arten, die im „Atlas zur Flora von Südniedersachsen“ noch nicht für diese Stadt angegeben sind, sozusagen nebenbei finden. Überraschend viele von ihnen sind wärmeliebende Pflanzen, die sich auf Bahn-, vor allem aber auf dem Industriegelände im Süden und



Hundszahn
Zeichnung: D. Brandes

Osten der Stadt finden. Wir wissen heute, daß mit Hilfe der Unkräuter die Standortbedingungen sehr gut erfaßt werden können. Die Aufführung der wichtigsten Arten (zumeist Charakterarten bestimmter Pflanzengesellschaften) ist daher durchaus von Interesse:

* Hundszahn	<i>Cynodon dactylon</i> (Einziger rezenter Fundort dieses Grases in Südniedersachsen)
* Zurückgebogener Fuchsschwanz	<i>Amaranthus retroflexus</i>
Kleines Liebesgras	<i>Eragrostis minor</i>
Glanz-Melde	<i>Atriplex acuminata</i>
Pfeilkresse, Türkenkresse	<i>Cardaria draba</i>
Wege-Distel	<i>Carduus acanthoides</i>
* Lösels Rauke	<i>Sisymbrium loeselii</i>
* Mauer-Doppelsame	<i>Diplotaxis muralis</i>
* Schmalblättriger Doppelsame	<i>Diplotaxis tenuifolia</i>
* Gemeiner Natterkopf	<i>Echium vulgare</i>
Gemeines Bitterkraut	<i>Picris hieracioides</i>
* Plathalm-Rispengras	<i>Poa compressa</i>
* Schmalblättriges Rispengras	<i>Poa angustifolia</i> +

In der Stadt selber fehlen diese Pflanzen weitgehend; an sonnenexponierten Mauerfüßen fiel uns die Mäuse-Gerste (*Hordeum murinum*) und die * Weg-Malve (*Malva neglecta*) auf.

Bemerkenswert sind ferner die — bereits bekannten — Vorkommen von

Eselsdistel	<i>Onopordum acanthium</i>
Echte Hundszunge	<i>Cynoglossum officinale</i>
Wollköpfige Kratzdistel	<i>Cirsium eriophorum</i>
Gemeine Sichelzmöhrle	<i>Falcaria vulgaris</i>
Färber-Resede	<i>Reseda luteola</i>
Großer Bocksbart	<i>Tragopogon dubius</i>
Quirl-Salbei	<i>Salvia verticillata</i>

Die oben genannten Pflanzen gedeihen an Weg- und Straßenrändern sowie in lückigen Kalk-Halbtrockenrasen am Stadtrande.

Für eine niedersächsische Kleinstadt hat Schöningen eine sehr untypische Flora. Weitere Untersuchungen sollen die Frage klären, ob es „typische“ Großstadt-, Kleinstadt- und Dorffloren gibt. Schöningen nimmt hierbei einen wichtigen Platz ein.

L i t e r a t u r

- Brandes, D. (1978): Zur Verbreitung der Ruderalpflanzen im östlichen Südniedersachsen. — Göttinger Floristische Rundbriefe (im Druck).
- Haeupler, H. (1976): Atlas zur Flora von Südniedersachsen: Verbreitung der Gefäßpflanzen. — Scripta Geobotanica 10. Göttingen.
- Die neuerdings gefundenen Arten sind mit einem Stern gekennzeichnet.

Neues heimatliches Schrifttum

Hans Oelke und Otto Heuer: Die Pflanzen des Peiner Moränen- und Lößgebietes. Georg-Behmann-Gedächtnisschrift. Peine: (Selbstverlag) 1978. 278 S., 31 Abb. Zu beziehen über die Peiner Biologische Arbeitsgemeinschaft, Kastanienallee 13, 3150 Peine.

Die Florenkartierung hat in Niedersachsen während des letzten Jahrzehnts einen ungeahnten Aufschwung erlebt. Das vorliegende Buch faßt die Beobachtungsergebnisse eines halben Jahrhunderts zusammen. Es ist dem verdienten Peiner Floristen Georg Behmann gewidmet. Sein Ziel, eine detaillierte Übersicht über die Pflanzenwelt des Peiner Gebietes zu erstellen, wurde nun von seinen Schülern und Freunden erreicht. Für 1027 Pflanzensippen sind die Fundorte verzeichnet. Besonders interessant ist das Kapitel über die Veränderungen in der Vegetation: Erschreckend, wenn auch nicht unerwartet, sind die großen Verluste der Heiden, Gewässer und Feuchtgebiete.

Zu dieser Dokumentation der Flora des Peiner Gebietes können wir den Autoren nur gratulieren. Sie haben wichtige Grundlagenarbeit für Natur- und Umweltschutz geleistet, zugleich aber auch dem interessierten Naturfreund eine Fülle von Fundhinweisen und Anregungen gegeben.

Für eine Neuauflage dieses verdienstvollen Buches würde man sich eine stärkere Berücksichtigung vegetationskundlicher Aspekte — wie bereits bei den Abbildungen geschehen — wünschen. Ebenso wären manche Lücken gerade für die Verbreitung der Ruderalpflanzen noch zu schließen.

Für den artenreichen Braunschweiger Raum liegen zahlreiche Untersuchungen über Pflanzen- und Tierwelt vor. Wann können wir für Braunschweig endlich mit einem vergleichbaren Werk rechnen?

D. Brandes

Hermann Bote: Ein kurzweiliges Buch von Till Eulenspiegel aus dem Lande Braunschweig. Wie er sein Leben vollbracht

hat. 96 seiner Geschichten. Hrsg., in die Sprache unserer Zeit übertr. u. mit Anm. versehen von Siegfried H. Sichtermann. Mit zeitgenössischen Illustr. Frankfurt a. Main: Insel Verl. 1978. 346 S. Insel Taschenbuch. 336.

Das Volksbuch vom Eulenspiegel ist eine wichtige sozialgeschichtliche Quelle für Braunschweig und den Hanseraum. Der Insel Verlag hat nun nach der Faksimileausgabe von 1911 mit dem kritischen Geleitwort von Edward Schröder und dem populären Inselbuch 56 diesen Stoff zum dritten Mal aufgegriffen. Verf. ist der Schriftleiter des Eulenspiegel-Jahrbuchs Banksyndikus Dr. jur. Sichtermann - Kiel. Die Grundlage für seine Übertragung des frühneuhochdeutschen Textes in die „Sprache unserer Zeit“ — eine recht subjektive Überzeugung — bilden die Straßburger Drucke von 1515 und 1519 sowie das Honeggersche Fragment von 1510/11, die S. wissenschaftlich ganz ungewöhnlich als „Erstdrucke“ bezeichnet. Es gibt aber immer nur einen Erstdruck, hier den von 1510/11, dessen Publikation der Artemis und Winkler Verlag München 1976 auf Grund des vollständigeren Huckerschen Exemplars, das 1975 auf einer Hamburger Auktion auftauchte, angekündigt hat und das S. offensichtlich nicht benutzt hat (vgl. S. 307). Umso überraschender für alle Eulenspiegelfreunde ist daher das Erscheinen des Inseltaschenbuchs gerade zu diesem Zeitpunkt. Auf keinen Fall darf S. aber sein Buch „eine vollständige Ausgabe des Eulenspiegel“ nennen (S. 334); denn er kennt ja von den neuen Funden nur die 16 Honeggerschen Blätter und nicht die wesentlich umfangreicheren Huckerschen (etwa 77 % des Textes). Es fehlt auch der Hinweis, daß Honegger 1973 und Flood 1976 auf Grund der 16 Blätter die Kürzungen der Drucke von 1515 und 1519 gegenüber dem Fragment erkannt haben.

Auch inhaltlich führt das Buch für unseren Raum nicht über die Forschungen von Hans Wiswe hinaus, der obendrein gar nicht oder unzureichend zitiert wird (vgl. etwa die wichtigen Ausführungen über den

„Landfahrer“ Eulenspiegel, S. 274, oder über den Schalk, S. 256). Auch bei der Stellungnahme Sichtermanns für Kloster Mariental bei Helmstedt (statt Kloster Marienwohld bei Mölln, so Wolfgang Lindow 1966) in Historie 90 (89) vermißt man den Hinweis auf die Ergebnisse schon bei B. U. Hucker, zumal S. sonst geradezu überreich seinen bibliographischen Zettelkasten über den Leser ausschüttet und durch Anhäufung von Zählungen und Historienreihen den Eindruck breiter Information erweckt. Spielt hier nur der Zufall eine Rolle? Man vermißt ferner allenthalben die Benutzung der neueren landesgeschichtlichen Literatur, was beim Thema Eulenspiegel einfach unerläßlich ist. Leider beeinträchtigen diese und andere Mängel den Wert des ansprechend gedruckten und fleißigen Buches, in dem jahrelange Arbeit steckt, sehr wesentlich.

Richard Moderhack

Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Braunschweig und Hannover. Bd. 1: Braunschweig. Hrsg. v. Franz Fuhse. Unveränderter Nachdruck der 3. Auflage von 1925. Frankfurt 1978. 463 S., 9 Stammtaf., 6 Karten u. Pläne, 162 Abb. — Lwd.

Dieser in weiten Kreisen beliebte volkstümliche Band zur Braunschweigischen Landesgeschichte versucht, dem Laien in leicht lesbarem, teilweise erzählendem Ton die Vergangenheit unserer Heimat an ausgewählten Themen nahe zu bringen. Forschungsstand und Form der Darstellung sowie Ziele entsprechen — verständlicherweise — der bereits mehr als ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Entstehungszeit. Unter Federführung des damaligen Direktors des Städtischen Museums Braunschweig haben 15 Autoren — Fachleute ihres Gebietes und verdienstvolle Heimat-

forscher — für das Werk in sich abgeschlossene Aufsätze geschaffen, die vornehmlich als „Bilder aus der Vergangenheit“ zu werten sind. Auf eine geographische Einleitung von E. Banse folgen vier Beiträge zur Geschichte der Stadt Braunschweig von H. Mack, dem damaligen Direktor des Stadtarchivs, bzw. K. Steinacker, dem Leiter des heutigen Landesmuseums. Mack schreibt u. a. über den Aufrührer „Henning Brandt“ und über „Die Belagerungen der Stadt Braunschweig vom 15. bis 17. Jahrhundert“.

Ein zweiter umfangreicher Komplex des Bandes beschäftigt sich in mehreren Artikeln mit Braunschweiger Welfenfürsten: P. Zimmermann, Direktor des damaligen Landeshauptarchivs in Wolfenbüttel, steuert dazu Lebensbilder einzelner Fürsten bei sowie „Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben Braunschweiger Herzöge“, O. Lüdecke Episoden von Herzog Friedrich Wilhelm, H. Krüger Stammtafeln der Welfen mit Erläuterungen.

Andere Aufsätze sind der Geschichte einzelner Städte und Flecken des alten Landes Braunschweig sowie seinen Burgen, Schlössern und Klöstern gewidmet. Durch besondere Beiträge werden nur zwei Landesteile gewürdigt, der Braunschweigische Harz und das Amt Thedinghausen bei Bremen. — So wird die Vergangenheit unserer Heimat auf vielfältige Art zum Leben erweckt. Dazu tragen auch die zahlreichen Abbildungen bei. Überwiegend handelt es sich um Reproduktionen älterer Darstellungen bedeutender Gebäude sowie um Wiedergaben von Merianstichen.

Der Nachdruck des lange vergriffenen und gesuchten Bandes kommt ohne Zweifel dem wieder im Wachsen begriffenen historischen Interesse vieler, auch jüngerer Menschen entgegen. MWi

Braunschweigische Heimat

Zeitschrift des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz

Inhalt

der Hefte 1—4 des 64. Jahrgangs 1978

Ostfälische Osterbräuche in Vergangenheit und Gegenwart.

Ältere Berichte und neuere Erhebungnn (1)

Von W. Flehsig 1

Ein Ausruf aus dem Braunschweigischen. Von M. Wiswe	8
Die Kurrende von Lengede. Von O. Meier	11
Die Braunschweiger Innenstadt als Testobjekt für neuzeitliche Stadtforschung. Zu einer Befragungsaktion des Instituts für Stadtbauwesen der TU Braunschweig. Von H. Habekost	12
Die Armen von Oberlutter. Ein Beitrag zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte eines braunschweigischen Dorfes. Von H. Röhr	15
Das Wappen der Stadt Gandersheim. Von K. Kronenberg	19
Verborgene historische Stätten. Die Luersburg bei Rieseberg. Von H. A. Schultz	25
Die steinzeitlichen Funde um Winnigstedt. Von B.-U. Meyer	27
Der Braunschweigische Verein für Heimatschutz im Jahre 1977	29
Johannes Bugenhagen, der Reformator Braunschweig. Von Gottfried Zimmermann	33
Kirchliche Jubiläen in der Stadt Braunschweig. Von Wolfgang A. Jünke	40
Spätmittelalterliche Wandmalereien zur Heinrichsage in Karden an der Mosel. Von Richard Moderhack	51
Ostfälische Osterbräuche in Vergangenheit und Gegenwart (II). Von Werner Flehsig	58
Anmerkungen zu Miniatur-Feldflaschen. Von Hartmut Rötting	65
Porträts von Welfenfürsten in Corvey. Von H. Joachim Brüning	74
Die lateinischen Inschriften an den Wirtschafts- und Konventsgebäuden des ehemali- gen Klosterst St. Ludgeri in Helmstedt. Von Ingrid Henze	81
Musikinstrumentenhandel im Braunschweigischen zwischen 1750 und 1820. Ein Beitrag zur heimischen Musik- und Wirtschaftsgeschichte. Von Werner Flehsig	98
Windmüllermeister Erich Röhl zum 80. Geburtstage. Von Josef Daum	112
Zwischen Kammrad und Grundkreuz. Von der Arbeit des Müllermeisters Erich Röhl in Abbenrode. Von Heinz Eichhorn	113
Die Cremlinger Solquelle. Von Jörg Weber	118
Neues Naturschutzgebiet „Barnstorfer Salzwiese“ in der Samtgemeinde Schöppenstedt. Im Herbst zeichnet sich das Gebiet durch leuchtendrote Queller-Teppiche aus. Von Rolf Jürgens	121
Eine Bitte um Mitarbeit. Von Dietmar Brandes	123
Der Klotz-Berg wurde Naturschutzgebiet. Von Bernd-Uwe Meyer	123
Wärmeliebende Pflanzen in Schöninggen. Von Dietmar Brandes	124
Neues heimatliches Schrifttum	30, 64, 126